Philomathie

oder

Freunden der Weisheit und Kunst.

Herausgegeben

von

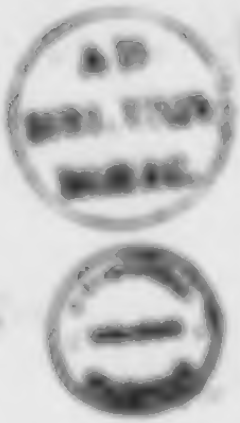
Dr. Ludwig Wachler.

Erster Band.

Frankfurt am Main

Verlag der Varrentrapp'schen Buchhandlung

1811.



Vorrede.

Bestrafung, Belohnung und Tilgung der Verbrechen. Es waltet da die genau abgemessene Harmonie von entgegengesetzten Kräften; so wie diesen Gesetzgeber und Richter zugleich eben da leiten, wo die Gesetze schweigen; so kömmt es gerichtlichen Verhandlungen gemäßer und führt da reicher belehrenden Ausgang auf, wenn Beschuldigungen und Vertheidigungen gehört werden. Gewissenhaftigkeit, Nachsichtigkeit, Wohlwollen und gründliche Kenntniß werden in wechselnder Mischung auf einander und einen Punkt hinarbeiten und mit höherem Leben verschiedenartige einförmigkeitliche Elemente hervorzuzaubern. Diese Erwartung bleibt in mehrmaligen gerichtlichen Versuchen, wie mehrere Beispiele da, selten unerfüllt; in einem öffentlichen Vortrage je Mannigfaltigkeit sich wie Einheit gegenseitige Hülfe; der Vortragende bedarf mit freyer Bewegung, in steter Beziehung die angemessene und schwierigste Schattirungsfarbe wechselt zu haben.

Eine solche Abhandlung hat die Bedingung der gemeinschaftlichen Empfindung gründet; es soll Empfindung in der Form gründen Mannigfaltigkeit je Theil werden, da wird sie mit einer höhern Einwirkung Verständniß Vergnügen und Wohlwollen erhalten. Um Mißton und Verwirrung zu vermeiden, wollte ich meinen Widersprechern

Aufmerksamkeit vorgelesen worden sind. Was nicht Eigenthum sich nicht alle zur Aufnahme in diese stille Sammlung; einige haben zu viel örtliche oder persönliche Beziehung und setzen manchen Vorausgegangenen voraus, um sich gänzlich Fremde zu bleiben; andere sind uns von Verfassern überhaupt nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt und bereitet; andere sind Predigten aus größern Werken, welche vorläufig bei Seite der Gedenkblätter vorzunehmen worden sind; andere sind einzeln zu breit worden. Diejenigen, welche aufgenommen worden sind, ohne der Mannichfaltigkeit entgegenzukommen, können unter anderen Beziehungen ihrer Bestimmung auch für viele bestimmt gewesen sein bleiben und möge ihre Stelle durch innere Eigenthümlichkeit rechtfertigen. Es versteht sich von selbst, wenn Jedes seine Aufgabe auf Aufnahme giebt, wenn sie auch sein Mangelhaftes der Mannichfaltigkeit verfolgt haben sollte, von dieser Sammlung hinlänglich ausgeschlossen. Möge all' ihre Mängel werden gütlich nicht bemerken. Berlin im Februar 1818.

D. L. Wachler.

Inhalts-Anzeige.

I. Heinrich Steffens über die Betrachtung eines fremden Gemäldes aus Wissenschaft und Kunst . S. 3

II. Franz Passow über Lucian Charinus . . — 20

III. Ludwig Wachler über Johann von Müller . — 67

IV. H. Steffens über elektrische Kräfte . . . . — 105

V. L. Wachler Kurze Ansichten für die Kritik der Bibel . . . . . — 129

VI. K. C. Chr. Schneider über Julius Cäsar Scaliger und seine Schriften . . . . — 173

VII. Joachim Christian Gaß Versuch den Beweis des Christenthums näher zu bestimmen . — 205

VIII. Recensionen und Anzeigen neuer Bücher: von F. Passow und C. Regis — 213

IX. Karl Ph. Conz's Gedichte, von L. Wachler . . . . . — 240

Ueber die Bedeutung

eines freyen

Vereins für Wissenschaft und Kunst.

Von

Heinrich Steffens.

Vorgelesen in der Philomatischen Gesellschaft
am 23. Juny 1817.

Ueber die Bedeutung

eines freyen

Vereins für Wissenschaft und Kunst.

Eine Gesellschaft nennen wir hier die Verbrüderung mehrerer Menschen, insofern sie aus einer durchaus freyen, unbedingten, also unendlichen Richtung des geselligen Triebes entspringt. Nach dieser Bestimmung wird eine jede erzwungene Verbindung ausgeschlossen. Die Sklaven, die an derselben Festung arbeiten; die Gedungenen, die dieselbe Landstraße pflastern; die von langer Weile Geplagten, die zu bestimmten Stunden in der Woche an der nämliche Stelle klatschen; die durch einen Alleinherrscher an dieselbe Staatsgaleere Angeschmiedeten, Hinz und Kunz in die nämliche Staatskleidung als Räthe, Officiere, Professoren zum Referiren, Paradiren, Disputiren zusammengejocht, bilden nach dieser Bestimmung keine Gesellschaft. Horden, Banden, Collegien, Concilien entstehn auf diese Weise: und damit wir dem allgemeinen

Sprachgebrauch gemäſſer uns ausdrücken, unterſcheiden wir dieſe als Scheingeſellſchaften von jenen als wahren.

Eine jede wahre Geſellſchaft iſt ihrem Urſprung, ihrer Ausbildung, ihrem ganzen innern Daſeyn nach ein Geheimniß; denn ſie entſpringt aus dem geſelligen Triebe, der Eins iſt mit dem Bildungstriebe der Natur überhaupt. Der geſellige Trieb iſt ſelbſt ein bildender, alle bildende Gewalt iſt aber unendlich, ſich ſelbſt ein Räthſel: was ſie bilden will, iſt nichts Allgemeines, kein Begriff, den ſie eben entwickeln, kein Grundſatz, den ſie verwirklichen, kein endlicher Zweck, den ſie durch endliche Mittel erreichen will. Wäre dieſes, ſo würde der Trieb in ſeinem Produkt zu Grunde gehn, oder er müßte ſich, wäre das Produkt ein endliches, immer von neuem und anders geſtalten. — Eine wahre Geſellſchaft iſt vielmehr eine ganz beſtimmte Geſtaltung; innerhalb ihrer Grenzen aber unbegrenzt, bedingt und unbedingt, endlich und unendlich, mit Einem Wort individuell wie alles Leben, und unerklärbar wie dieſes. Mögen wir die Geſellſchaften in ihrer größten Ausdehnung oder in ihrer engſten Beſchränkung betrachten, — Nationen, Verbrüderungen Gleichgeſinnter, ja die engſte und heiligſte aller, die Freundſchaft — ſo entſtehen ſie, wie jedes Leben, geheim empfangen durch ſtille Liebe: nichts Aeußerliches und Einzelnes, keine Geſetze, keine Einrichtungen bilden ihr Weſen: vielmehr das Eigenthümliche, deſſen Urſprung nie erklärt werden kann, weil es, um begriffen zu werden, wie alles Ewige und in ſich Wahre ſich ſelbſt vorausſetzt.

Nichts, was irdiſch geboren wird und lebt, iſt aus ewigem Urquell entſprungen, ſchöpft aus dieſem ſein Weſen. Der Streit zwiſchen Böſem und Gutem, unerklärbar wie der Urſprung, gehört nicht zu ſeinem Weſen, nur zu ſeiner Erſcheinung, iſt aber für dieſe leider nur zu reell. — So können Geſtalten, die ihrem Urſprung nach wahrhaft ſchön ſind, aus dem geſelligen Trieb, wie aus dem allgemeinen bildenden der

Natur geboren, in Mißgeburten ausarten, deren Betrachtung für die Physiologie der Geschichte nicht weniger lehrreich seyn dürfte, als für die der Natur. Aber es giebt eine andre Bestimmung geschichtlicher Betrachtung, die in sich belohnender und herrlicher ist, nämlich die Betrachtung geselliger Gestaltungen ihrer Idee nach. Diese kann eine doppelte Richtung nehmen. Sie kann die vollendete, schon reife, ja vielleicht schon wieder verschwundene Gestalt, wie sie in ihrer höchsten Blüthe erschien, in der Vergangenheit, oder sie kann ein erwachendes Bedürfniß, wie es sich keimend regt, und hoffnungsvoll für die Zukunft zu gestalten sucht, betrachten.

Was nun diese Betrachtung selber betrifft, so hat sie freylich nicht für einen jeden Realität. Wem die Idee des Lebens verborgen blieb, wer nur in der Erscheinung lebt, dem muß jene ihm verschloßne Welt als eine erlogene Traumwelt erscheinen. Er, an seiner sogenannten Wirklichkeit klebend, die doch wahrlich keine ist, wenn anders nur das in sich Wahre wirklich genannt werden kann, wird in dieser keine Spuren von jener herrlicheren Welt entdecken, und sie deßhalb ableugnen. Denken wir uns doch die herrlichste Zeit, die wir selber erlebten, in welcher aller bürgerlicher Unterschied in Einer großen Empfindung zu Grunde gegangen war, eine wahre Gesellschaft Tausende freywillig verband, so daß in jener höhern Freyheit aller Unterschied zwischen Freyheit und Zwang, zwischen Krieger und Bürger verschwand, jene erhabene Begeisterung, die eine hemmende Decke elastig abwarf, wie es schien um einer göttlichen Geburt den Weg zu bahnen, auf deren Erscheinung wir alle warten. Wo war nun der Geist, der uns alle belebte? Hier oder dort? Können wir ihn fassen, ihm Namen geben? Ja, ist es nicht sehr wohl möglich, eine Geschichte der schönsten Tage in Breslau (1813) zu schreiben, die durchaus wahr ist, aus lauter sogenannten Thatsachen zusammengesetzt, und nach welcher dennoch jene großartige Begeisterung aus lauter Erbärmlichkeit, aus Kraken und kümmerlichen Kleinigkeiten, aus erlogener Wohlthätigkeit, Pracht-

ſucht, Eitelkeit, ja Schlechtigkeit entſprungen zu ſeyn ſchiene?

Aber dieſe Wahrheit iſt Lüge. Es giebt Geſchichtforſcher, die nicht zu beruhigen ſind, wenn ſie nicht den erhabenen Strom der fortrauſchenden Geſchichte bis zu den ſchmutzigſten Pfützen verfolgt haben: und das nennen ſie Quellenſtudium. Wenn die Kunſt die Geſtalt eines bedeutenden Menſchen verewigen will, mag es ihr möglich ſeyn, wenn ſie nicht das Ewige in der Form zu ergreifen, darzuſtellen weiß? Ein jeder Menſch, auch der herrlichſte, ſtellt einen unentſchiedenen Kampf dar: Leidenſchaften bewegen ihn, der böſe Geiſt führt ihn irre, das Gute ſelbſt muß nicht allein durch den Schatten fremder Irrthümer, ſondern auch der eigenen, gehoben werden. Aber in das innerſte Weſen, als das belebende und wahrhaft lebendige, leuchtet die ewige Sonne, die nicht ſelbſt irdiſches Licht iſt. Für einzelne Momente, wie durch eine Verklärung, tritt das verborgene Göttliche hervor; und wer dieſe Momente verſteht, ſie zu faſſen, wiederzugeben vermag, der iſt der Künſtler, der den Herrlichen nicht in ſeiner Erniedrigung, ſondern in ſeiner göttlichen Trefflichkeit begriffen hat. Wer mögte dem Künſtler mit dem flachen Einwurf entgegentreten: er habe geſchmeichelt? Schmeicheley iſt Lüge, und hier iſt die ewige Wahrheit. Denn nicht einen allgemeinen Begriff der Schönheit, der mit auf dieſen und jenen paßt; vielmehr die individuelle Schönheit, die des beſtimmteſten Daſeyns will er darſtellen. Was für einzelne Menſchen gilt, das gilt in noch höherm Grade für ganze Zeiten. Wer die Idee ſolcher Zeiten in ihrer Totalität begriffen hat, wem es vergönnt ward, der Quelle nahe zu treten, aus welcher das Herrlichſte entſprang, dem iſt ſelbſt das Schönſte, was erſchien, das Kühnſte, was geſchah, das Anmuthigſte, was laut ward, nur ein Einzelnes; der finſtere Schatten der Irrthümer wird verſcheucht: denn nicht das Zerſtörende, was an jeder Blüthe nagt, und das Trauerſpiel der Geſchichte fortdauernd erneuert; vielmehr das Gebärende,

Gestaltende, die erzeugende und empfangende Liebe will er fassen in ihrer eigenthümlichen Weise. Es ist nichts Ersonnenes, wenn es ihm gelang, das wahrhaft Eigene, Wesentliche, Bestimmte zu ergreifen: aber keine Phantasie ist groß, keine Farbe glänzend, keine Töne herrlich, keine Flamme glühend genug, um dieses Urbild darzustellen. Vielmehr erlahmt die Hand, verstummt die Sprache, und Thränen unendlicher Wehmuth stürzen unaufhaltsam hervor, wenn wir durch Anschauungen, die das geringe Leben getrübt hat, fassen wollen, was wir nur ahnden; durch Farben, aus Schatten und Licht dämmernd gewebt, mahlen wollen, was aus himmlischer Klarheit entsprang; durch Worte, aus irdischen Begriffen erwachsen, darstellen wollen, was kein Begriff erreicht. — Und desto inniger werden wir von diesem Bewußtseyn unüberwindlicher Schwäche ergriffen, je näheres Hinantreten zu dem Urbild uns vergönnt ist.

Ich habe diese allgemeine Betrachtung vorausgeschickt, weil es meine Absicht ist, die Idee einer durchaus freyen Verbrüderung gebildeter Männer, denen Wissenschaft und Kunst und die Bedeutung des Lebens nicht fremd sind, wie sie in unsern Tagen in einem Staat wie in dem unsrigen sich nothwendig gestalten muß, darzustellen. Die Idee, sage ich: also das, dem wir nachstreben, nicht was die Scheinwirklichkeit darzustellen vermag; das, was, wo solche Gesellschaften gedeihn, ihr eigentliches inneres Wesen genannt werden muß. Wir betrachten eine solche Gesellschaft, wie sie in ihrer Blüthe sich darstellen muß, wenn diese auch nur für einen schnell verfliegenden Moment erschiene.

Wenn ich diese Betrachtung, als gälte sie unserer Gesellschaft, ankündigte: so will ich nur damit darthun, was diese mir ist, und in welchem Sinne und warum ich mich glücklich schätze ihr Mitglied zu seyn; so hoffe ich dadurch der Darstellung ein allgemeines Gepräge mitzutheilen, ohne der rücksichtlosen Allgemeinheit zunahe zu treten; so wird es aus der Betrachtung selbst hoffentlich erhellen, daß aus der Idee

einer ſolchen Geſellſchaft nicht das Bedürfniß, nicht die Befugniß einzelner Mitglieder allein, ſondern auch die Nothwendigkeit, die Geſtaltung der Geſellſchaft in der größten Perſönlichkeit zu enthüllen, weſentlich hergeleitet werden kann.

Der gesellige Trieb der Menſchen geht darauf, ſich als ein lebendiges Organ einer frey geiſtigen Welt, und dieſe als auf eine organiſche Weiſe uns innerlich angehörig zu erkennen. Dieſer Trieb iſt eine Fortſetzung des bildenden Triebes der Natur, die in der Geſellſchaft ſelbſt ihren Repräſentanten durch die Geſchlechtsliebe darſtellt. Die Natur verbirgt ihren freyen geiſtigen Urſprung in der Unendlichkeit des Raumes und der Zeit, ſpielt willkührlich durch das Leben, und offenbart ſich ganz in der Geſchichte. Daher iſt der geſellige Trieb der Natur nicht entgegen, nicht ein neuer Anfang etwa durch einen hineingeſchobenen conſtruirenden Dämon, vielmehr ohne höchſte Blüthe und eben deßhalb ſchon durch die geſelligen Verhältniſſe mancher Thiere angedeutet.

Man kann in den geſelligen Verhältniſſen der Menſchen zwei Extreme unterſcheiden, den geſelligen Trieb nämlich in ſeinen univerſellſten Momenten, wenn es auf das ganze Geſchlecht geht, die einſeitig reelle Richtung deſſelben. Wo dieſe Richtung für ſich hervortritt, iſt ſie leer und bedeutungslos, ſie erhält erſt durch die lebendige Nationalität einen höhern Sinn, wie das Todte, Starre der Natur, für die höhere Anſchauung, erſt durch das Leben. Es iſt jener breite Kosmopolitismus die Dammerde, die Düngung der nationalen Pflanze: aber dennoch, wie die Schwere auf das höchſte Leben wirkt, und das edelſte Organ doch zugleich Maſſe iſt, und zwar nicht theilweiſe, ſondern ganz, ſo muß auch dieſe Richtung der Seele nie fremd ſeyn, vielmehr ſie fortdauernd durchdringen.

Ferner unterſcheiden wir den geſelligen Trieb in ſeinen individuellſten Momenten, wenn er lediglich auf die Perſon, auf das Innere des Gemüthes geht, die einſeitig ideelle Richtung deſſelben. Dieſe Richtung ſcheint zwar alle Geſelligkeit aufzu-

heben, aber es iſt in der That nur ſcheinbar. Der einſamſte Menſch in der größten Sonderung fühlt ſich offenbar als Organ einer freyen, nur ideellen Welt. Eine ideelle Welt aber, die ſich nicht in der Einheit, vielmehr im Gegenſatz gegen die reelle bildet, ſtrebt, wie jener flache Kosmopolitismus, alle ideelle Tiefe des Gemüths auszuſchließen. Der Anachoret iſt der wahrhafte praktiſche Idealiſt, wie der Kosmopolit der wahrhafte praktiſche Realiſt. Lebendige Eigenthümlichkeit iſt die Durchdringung beider Richtungen. Allerdings ſoll daher ein jeder Menſch, der es im vollſten Sinne ſeyn will, Anachoret und Kosmopolit ſeyn. Wem eine menſchliche Geſtalt ganz fremd iſt, wem nicht jedes menſchliche Leben als ein eigenes erſcheint, der iſt ſich ſelber fremd: wir ſollen ja das Leben überhaupt, das der geſammten Natur, als das eigene fühlen und erkennen. Anderſeits, wer nie von jener Welt der rohen Erſcheinung zurückgeſtoßen, von den Menſchen getrennt, nach der Unendlichkeit des innern Lebens ſich hingedrängt fühlt; wer nie, da alle Erſcheinung eine Oſcillation iſt, ein Schweben und Schwanken, beyde Extreme in wechſelnder Empfindung berührte, dem blieb das eigentliche Centrum, der Mittelpunkt aller Oſcillation nothwendig verborgen. Wie im Leben ſo im Gemüth ſollen alle Elemente ſich durchdringen, ſich wechſelſeitig Bedeutung leihen, daſeyn und nicht daſeyn zugleich: daſeyn, weil eine jede fehlende Form der entgegengeſetzten alle Realität raubt; nicht daſeyn, weil ſie nie für ſich hervortreten darf, wie ſie in der Trennung erſcheint.

Jene univerſelle Form concentrirt ſich, individuell für ſich durch die Nationalität, und erhält dadurch erſt Leben und eigenthümlichen Sinn. Obgleich in neueren Zeiten, auch neuerdings durch mich ſelber von der Nationalität ſo oft die Rede geweſen iſt, auch von ihrem Verhältniß zur allgemeinen Nationenliebe: ſo glaube ich doch, wenn auch nur kurz und bloß andeutend, dieſe Seite berühren zu müſſen. Der Kampf der Nationen gegen einander iſt eine friſche, ja ſelbſt im drohenden Untergang nicht ſelten heitere und ſchöne Erſcheinung. Das

kühnste Leben iſt nur im Kampf, in innerem oder äußerem, zu erringen. Aber die bleibende Abneigung, der Haß der Nationen gegen einander, wie unſere fortdauernde Feindſchaft gegen Frankreich, iſt in aller Rückſicht etwas Kümmerliches und auf innere nationale Kränklichkeit deutendes. Ich ſage nicht, daß wir Unrecht haben: keineswegs; aber daß wir haſſen müſſen iſt unſre Schwäche, die wir in Demuth anerkennen müſſen, keineswegs eine Stärke, mit welcher wir uns etwa ſchmücken könnten. Wir ſollten jetzt dem überwundenen Frankreich den Haß überlaſſen, dort ſchickt es ſich zu haſſen, ſo wie es früher uns wohl anſtand. Eine geſunde Organiſation lebt mit allen Elementen vertraut, und es giebt kein Daſeyn, am allerwenigſten ein bedeutendes Nationales, welches ſo feindſelig erſchiene, daß ſie es nur mit geheimer Furcht neben ſich ſehen, es nur mit Befangenheit betrachten könnte. Freylich, wenn wir, eben von einer lang dauernden Krankheit noch kaum geneſen, Rückfälle zu befürchten haben, müſſen wir uns, und von Rechts wegen, hüten.

Wie nun die allgemeine Richtung ſich durch Nationalität concentrirt, ſich in ſich ſelber faßt, und dadurch erſt Maaß, Form, zu Daſeyn erlangt: ſo erweitert ſich die ideelle Richtung durch die Freundſchaft, und auch dieſe Richtung erhält erſt Sinn und Bedeutung, indem ſie ſich in den entgegengeſetzten Moment hineinbildet. Nationen können nie gemacht werden, indem etwa eine Menge von Menſchen ſich vereinigte, ſich einen König wählte, und eine verſtändige Conſtitution gäbe. Wenigſtens iſt ein ſolcher gemachter Staat, wie der Nord-Amerikaniſche, ein geringerer, und das Höchſte, weßhalb ein Staat da iſt, Wiſſenſchaft, Kunſt und Poeſie, wird dem armſeligen Nutzen einer leeren politiſchen Freyheit, die für ſich keinen Sinn hat, geopfert.

Eben ſo wenig giebt es eine gemachte Freundſchaft. Es giebt ein Glück, ein Talent, wenn man will ein Genie für Freundſchaft. Sie iſt ein erweitertes Individuum, und enthält, wo ſie wahrhaft iſt, etwas ſo unergründliches, daß der Ver-

Freund, hier wie immer, ihr Weſen nicht abthun kann, und eben deßwegen ihre Wirklichkeit ablengnen muß. Wer erſt Erfahrungen ſammeln, einen Scheffel Salz mit Jemand eſſen, allerley verfängliche Proben anſtellen will, um zu erfahren, ob er einen Freund beſitze, der verdient betrogen zu werden, denn er betrügt nicht allein ſich ſelbſt, ſondern auch den, den er ſich zum Freund erwählt. Wer von einem Freunde etwas will, etwas erwartet, dem iſt die Freundſchaft durchaus fremd. Sie iſt die innige reine Freude an dem bloſen Daſeyn eines Andern mit dem wahren Gefühl, daß er das erweiterte, bedeutungsvollere eigene ſey. Wir wollen von dem Freunde nichts, als eben ihn ſelber. Streng genommen giebt es kein Opfer für den Freund. Die Nationalität idealiſirt die reelle Seite des Lebens, die Freundſchaft realiſirt die ideelle. Man behauptet, Freunde müßen einerley Anſichten haben, weil nur das Gleichartige ſich erkenne: man behauptet mit eben ſo viel Recht und Unrecht, daß ſie verſchiedne Anſichten haben müßten, weil das Entgegenſetzte ſich anzieht, als Reiz, als Würze dient. Eine bloß innere Welt iſt gar keine, iſt Form ohne Weſen, alſo keine Form, eine hohle Lüge: eine bloß äußerliche Welt iſt gar keine, iſt formloſes Weſen, alſo weſenlos. Ein Freund iſt deßwegen ganz Ich ſelber, weil er ein anderer iſt, weil mein Daſeyn nur in und mit einem Fremden ſich ſelber zu begreifen, zu faſſen vermag: aber wenn auch dieſe Liebe mich mit der Nation, mit dem ganzen Geſchlecht, ja mit der Natur verbindet, wenn auch die Bruſt ſich erweitern mögte, das Herz ſchlagen mögte in den hellen Aether des Allbelebenden, wenn auch jede Kunſt dahin ſtrebt, alles Erkennen dieſes erringen will, ja die Andacht nichts anderem nachſtrebt; ſo muß ich mich dennoch begrenzen, um mich zu begreifen. Das Leben faßt ſich am tiefſten in der reinſten Sonderung der lebendigen Geſtalt, und Freunde treten aus der gährenden, elementariſchen Maſſe des allgemeinen Lebens hervor, als Organ Eines innigen Daſeyns, und was ſich in größern Kreiſen widerſtrebt und hemmt und wechſelſeitig einſchränkt, das durchdringt ſich hier. Eine jede freundſchaft-

Nähe Verbindung ist eine streng individuelle, fordernde. Wer nicht mit frischem, in sich stärkerem Gemüth ein fremdes Dasein als das eigene zutrauensvoll zu ergreifen vermag, wer keinen Freund hat, dem ist das Leben fremd, die Nation tritt in nebelige Ferne, ein feindseliger Dämon trennt das trübselige, in leerer Sehnsucht und unfruchtbarer Betrachtung verschmachtende Gemüth von der fröhlichen Welt; und ist es eine ursprünglich tüchtige Natur, so zehrt sie voll stolzen Hochmuths an dem eigenen Leben in verzweiflungsvoller Dürftigkeit. Nur wer sich ganz hingiebt, kann sich selber finden: es giebt eine selige Grabstätte in des Freundes Seele, aus welcher das verjüngte Leben ewig blühend wieder hervorspringt.

Wir haben den Punct gefunden, den wir suchten, eine Gesellschaft, wie diejenige, die wir hier betrachten wollen, deren Sinn und Bedeutung wir darstellen mögten, verbreitet die Freundschaft, tritt reger aus der Nationalität hervor, schließt diese Gestalten eines höhern Daseyns nicht aus, veredelt sie vielmehr. Betrachten wir die deutsche Nation in ihrer gegenwärtigen Lage, wie sie sich in allen Richtungen mächtig zu entfalten strebt, wie in der kurzen Zeit von kaum einem halben Jahrhundert alle Verhältnisse sich geändert, alle alten Formen, die noch bedeutungslos stehn geblieben waren, einzustürzen drohn, wie der bürgerliche Sinn bei den Edleren hervortritt, der kriegerische sich in einem großen Kampf bewährt hat, der wissenschaftliche gährend mit ahndungsvoller Tiefe sich entfaltet, in eine lebendige Seele mit erneuter Heberkraft aus den mannigfaltig sich durchkreuzenden Verhältnissen sich gestalten will. Sind denn nicht alle diese hoffnungsvollen Zeichen einer bedeutenden Zeit ebensoviele zarte Spitzen, mit welcher die Nation in das Gemüth des Empfänglichen hinein zu reichen strebt, in welchen der weite Kreis der Staaten vereint dem engsten der Freundschaft sich nähert? Eine solche Gesellschaft soll nur keineswegs dadurch etwas Politisches werden, eine Art modern altdeutscher Jacobinerklub, vor welchen uns Gott in Gnaden bewahren möge, obgleich das lebendige Interesse an

den Einzelnen angelegentlichst so wenig als irgend eine andere bedeutend geistige Richtung der Zeit aus ihr ausgeschlossen seyn soll. Sie hebe das rein Menschliche in seinen tiefsten, auch wissenschaftlichen Anstrengungen hervor, und suche es auf die freyste Weise geistig zu erhalten.

Aber auch die engere Verbindung der Freunde will sich erweitern in dieser bedeutungsvollen Zeit. Alle Formen des Daseyns, wie der Neigung, treten sich nähen, Stände, Verhältnisse, Wissenschaften, sonst von einander getrennt, in bedeutungsloser Entfernung gesondert, wollen sich wechselseitig verständigen, und ein tiefer gemeinsamer Mittelpunkt dringt sich allenthalben bedeutend hervor. Es nähert sich das stille Gemüth, sonst eben, von seinen Herzen zurückgesuchter, in einsamer Stille gebeimnißvoll, trübe und ängstlich brütend, den freundlich winkenden größeren Verhältnissen. Das Wort darf sich hervor wagen, das Urtheil ist frey, ein jedes tüchtige Streben wird von Vielen, wenn auch nicht verstanden, doch anerkannt. Und so bildet sich aus dem frischen Streben der Nation und der Freundschaft eine mittlere Gestalt, beydes und keines von beyden darstellend: keines von beyden, weil die Nation nur in ihrer Form, wie die Freundschaft nur in der ihrigen, erkannt und dargestellt werden soll, weil das Nationale, wenigen engen Verbundenen preisgegeben, in eine geschwätzige Mißgeburt ausarten würde, die Freundschaft aber eben nur in den engsten Grenzen der wechselseitigen gänzlichen Hingebung eine Bedeutung hat: beyde, weil der große Sinn der Nation, wie der tiefe gemüthlicher Freundschaft, sich hier durchdringen. Eine solche Gesellschaft, eben weil sie ein nothwendiges Bedürfniß der Zeit ist, bildet sich ganz, wie jede wahre, von innen heraus ohne irgend eine aufgedrungene Form, deren sie keineswegs bedarf, ohne Schwur und äußere Verpflichtung, die nur kümmerliche Surrogate des fehlenden Ueberall sind. Der Kopf braucht dem Herzen keine Treue zu schwören. Denn sie haben sich nicht zufällig zusammen gefunden, sondern innerlich, und gehören einander an, sowie sie da sind. Eine solche Gesellschaft

Mensch nicht an einem bestimmten Ort, so ist vielmehr notwendig da, wo der Mann ist, das heißt: in Gesellschaft weibl. eigenthalben unter den Seinen. Auf ihre Form kommt gar nicht an, wenigst, wie sie zufällig werden, andere, die zu bestimmter Zeit zusammenkommen, stehen sie auf gleicher Basis: wenn die letzte Form Vorzüge hat, so ist es nur, weil sie geschickter ist, eine größere Anzahl solcher zu verbinden. Man könnte Verbindungen dieser Art recht eigentlich die Vereinigungen unsrer Tage nennen, denn auch sie haben ihre Geheimnisse: freylich keine, die durch äußerliche Veranstaltung verschlossen bleiben. Wir können sie vielmehr ganz offen darlegen und sie schwächen auch sie bleiben doch geheim. Die Mitglieder eines solchen Vereins kommen weder als bloße Freunde, noch als bloße Gesellschafter zusammen: weder als bloße Gelehrte, noch als Beamte, oder was sie sonst scheinen mögen, sondern als das, was sie sind. Und das ist die höchste Bedeutung, der Weihegrad der Geselligkeit, daß die Mitglieder sich vereinigen, wie sie sind, daß sie sich begreifen in der Totalität ihres wechselseitigen Umfangs, nicht im Einzelnen. Man mißverstehe mich nicht. Man werde mir nicht ein, daß kein Mensch den andern so tief zu ergründen vermöge, daß selbst der genaueste Freund den andern nicht kennt, ja kenne ein Mensch sich selber. Von einem solchen tiefen Erkennen der Individualität ist nicht die Rede; nur von einem solchen Erkennen der geistigen und sittlichen Bestimmung eines jeden Mitgliedes. Dieses Erkennen reicht noch keineswegs für Vertraulichkeit im engen Sinne. Wer kennt nicht Menschen, denen er sein ganzes Dasein unter keiner Bedingung anvertrauen könnte, gegen die er in vieler Rücksicht, gewissermaßen verschlossen bleibt, bleiben muß, ja bei denen ein bestimmtes, sogar starkes Widerstreben erregen, die er deshalb nicht selten mit großer Härte, vielleicht nicht selten ungerecht beurtheilt: — und dennoch sind ihm eben diese Menschen im Ganzen genommen vielleicht lieb und theuer. Sie treten nicht selten mit gleicher Härte gegen ihn hervor: aber ist er nicht von der hochachtungsvollsten Treue besungen, die bey jeder Reise

[illegible] Volk regiert, so kann es dem Volk nicht widerfahren, daß die wahre Obrigkeit, die wirklich Gerechtigkeit unsere und Aemter zusammenbringt. Gottes Wort [illegible] gehören zusammen; Justizamt und Wirtschaftsamt gab die göttliche Ordnung, die die Israeliten [illegible]. Die Ehrfurcht [illegible] ist in Wort und gibt in der Wirtschaft [illegible].

Im gewissen Sinne wird alles auch von Gebote beherrscht; und wenn heißt, die Erde, die uns beherrscht, die Meere, die uns zu schaffen machen, wenn es heißt: Macht Euch die Erde, welches uns aufgetragen hat, bedeutet das nicht [illegible] Herrschaft der übrigen Dinge. Denn wird uns [illegible], wenn wir [illegible], einzelne Anordnungen [illegible] die gültige Sprache des Lebens [illegible]. Immer [illegible] von anderen sind; durch den [illegible] Gesetzgeber [illegible], durch Verfassungen, Verordnungen, die Recht, Brot, Verfolgungsgeist, am häufigsten Unwissenheit und Dummheit verursachten, erscheint ein jeder Mensch dem anderen als ein Gegensatz, welcher es Lieber von seinem beschränken, als ihm freundlich nahe treten will. Es ist verhängnisvoll so. Die gewisse Wirklichkeit ist, und sie ist, eben weil das Gemeine, Selbstsüchtige, Enge, Kleinmütige ihr Wesen ist, das [illegible] Politicum, die Macht. Das Volk ist nur Ohr: die Macht als solche ist aber nur Volk. Gewiß haben zur Macht gehört, und vor Gott, [illegible] bürgerliche Ehre ist weit über sie erhaben. In anderen Augen ist die Macht nur allzu die der Verführung. Und wo dann aber Verstand verbreitet, über alles schwankt und nichts begreift, wo etwas Großes vorkommt sich in den Kleinen greift, um sich in kümmerlichen Selbständigkeit zu halten: da ist die Macht. Sie regiert äußerlich, beim Scheine nach, und weiß nicht, daß sie nur von Mitmenschen des wahren innerlich lebendigen Daseins ist. Jeder tüchtigere Mensch klammert sich an das Urtheil der Macht: aber er geht ihr auch beim Wege, weil sie stets sich dem Herrlichsten breit entgegenstellt und das Heiligste überschattet.

Es giebt viele, die einen gesellschaftlichen Mittelweg einschlagen, sie haben capitulirt mit der Macht, kommen heimlich sich

[illegible] [illegible] [illegible] [

[illegible]

[illegible]

[illegible] [illegible] [illegible] [

weil sich anderer Grund angenommen werden, als daß er im reifen Gefühl seines innern Berufs nunmehr seine ungetheilte Muße der Geschichtschreibung zuwenden wollte. Diese Zuversicht nun, die sich zwischen Vollendung der Geschichten und dem fortgesetzten letzten Lebenszweck bildete, mit welcher größern Bestrebung konnte sie ausgefüllt werden, als mit der Bearbeitung der Jahrbücher?

Solcher sprechen als alle bisher beigebrachten Gründe spricht die innerste Natur der Werke des Tacitus für diese Aufeinanderfolge: wir mögen auf die Ausbildung des Stils, oder auf das Künstlerische der Anlage, oder auf Wahl und Behandlung der Ansichten und Gedanken Rücksicht nehmen. Diese Ueberzeugung indeß kann nicht überliefert, sie muß aus den Quellen selbst geschöpft werden. Wo aber in der geschichtlichen Beweisführung nicht wirkliche Zeitbestimmungen vorgewiesen werden können, da müssen die Ergebnisse von beyden Seiten in einem Punkt zusammen fallen, und sich wechselseitig bestätigen.

Stellen wir so die Erscheinung der Germania ohne engere Begrenzung in die ersten Herrscherjahre des Trajanus, nachdem Tacitus mindestens sein vierzigstes Lebensalter vollendet hatte: so entsteht nun die Frage, ob in den Verhältnissen dieser Zeit Gründe liegen konnten, gerade diesen Stoff zu bearbeiten: und das führt überhaupt auf die Frage, die Tacitus haben sie Frage haben mögte.

Darauf ist die Antwort, klingts und bequemlich Antwort, ein jedes Geschichtwerk, wenn es nur mit Geist und Kunst, mit Fleiß und Wahrhaftigkeit gearbeitet sey, trage seinen Zweck in seiner eigenen Vortrefflichkeit, und es gezieme sich nicht, noch andre, von Außen hineingetragene darin suchen zu wollen: und also die Geschichte noch neben Kunst und werde, vermöge der Geschichtschreiber nicht zu erheben: er habe nur den Eingebungen seines Genius in erhabener Unbewußtheit Folge zu leisten.

Und gewiß war auch Tacitus von der Würde seines Berufs genugsam erfüllt, um in der Geschichte die Schranken und

Wohlthäterin des Menschengeschlechts zu erkennen, ohne ihr erst fremdartiges Nebenwerk aus wohlfeiler Sittenlehre und trüglicher Lebensklugheit anzufälschen. Aber darum dünkte ihn schwerlich die Erwägung ungeziemend, welcher geschichtlichen Erinnerungen Auffrischung, welcher Völker und Zeiten Beleuchtung den jedesmaligen Bedürfnissen der Gegenwart am entsprechendsten und unentbehrlichsten sey. Heut zu Tage bestimmt Laune oder Zufall, ein unerwartet gefundenes Pergament, eine eigne geistreiche Verknüpfung von Begebenheiten, ungefähre Verstimmung irgend eines Gebietes und die Hoffnung, etwas Ungesagtes zu sagen, nur allzuoft die Auswahl aus dem unermeßlichen Vorrath. Wer im Alterthum sich nicht geradezu mit bloßem Sammeln begnügen wollte, bey dem war eigentlich kein langes Wählen möglich: ohne vieles Sinnen und Fragen erfaßte er, was inniges Mitleben mit seinen Zeitgenossen ihm von selbst vorführte: andern Beruf, andre Begeisterung kannte man nicht. Was so einmal unmittelbares Leben gesogen hatte aus dem Boden, dem es freywillig entsproßt, nicht erst künstlich eingepflanzt war, das mußte dann auch für alle Zukunft fortleben, seine Gültigkeit für alle Zeit behauptend. Und so wie niemals ein Römer treuer gesinnt war gegen sein Vaterland, als Tacitus: so war auch Stoff und Behandlung bey keinem heimischer als bey ihm.

Daß er etwas mehr gewollt habe, als eine möglichst wahrhafte und treue Schilderung von den Wohnsitzen, der Lebensweise und den Stämmen der Germanen zu entwerfen, kann niemandem verborgen bleiben, der diese Schrift mit den übrigen des Tacitus vergleicht, während gar manches von diesem allgemeinen Standpunkt aus unerklärlich bleibt. Rom und das Rom, das ihn in unmittelbarer Gegenwart umgab, mußte ihm stets der Mittelpunkt bleiben, auf den sich jedes seiner Worte bezog, auch wenn er Germanischem Volksleben mit ganzer Seele zugewendet schien. So wie er darum jede Zeitferne auf seine Zeit bezog, so blickt er auch hier unablässig aus der Fremde in sein Heimathland zurück, und nicht dadurch der Germania

daſſelbe elegiſche Gepräge, das ſeinen übrigen Werken der Gegenſtand ſelbſt nothwendig aufdrücken mußte. Wie verſchiedenartig nun auch noch die Anſichten von dieſes Buches wahrer Beſtimmung ſind: darin ſtimmen die Meiſten überein, daß eine tiefere Abſicht das Ganze durchdringe, und zu einem beſtimmten Ziel hinlenke.

Am ſchicklichſten und glaubhafteſten erſchien bisher die Meinung, das geſammte Germaniſche Leben und Seyn habe dem Geſchichtſchreiber, ſoviel er es gekannt, vorzugsweiſe zugeſagt. So manche bey den Römern einſt heimiſche, zu ſeiner Zeit untergegangene Tugend, Freyheitsliebe und Kriegsmuth, Sittenreinheit und Treue, Keuſchheit und Gottesfurcht, habe er bey ihnen wiedergefunden: darum habe er, zwar nach beſter Einſicht, doch nicht ohne ſichtbare Vorliebe Germaniſches Volksthum zum Gegenſtand begeiſternder und erhebender Darſtellung gewählt; dabey eine Gerechtigkeit übend, deren kein andrer Römer fähig war, ein Volk, auf das man, als auf ein barbariſches herabſchaute, nach ſeinem Werth und ſeiner Kraft in ein richtigeres Licht ſtellend. Dieſer Anſicht liegt gewiß viel Wahres zum Grunde: aber nicht bloß manche Einzelheit, auch mehr als Eine bedeutende Seite des Buches läßt ſich dennoch nicht genügend erklären. Zwecklos und unweſentlich müßte ſo ein Jegliches erſcheinen, was über die natürliche Beſchaffenheit des Landes und die Sitte der einzelnen Stämme geſagt iſt: ebenſo die ſteten Hinweiſungen auf feindliche oder freundliche Berührungen, ſowohl zwiſchen Germanen und Germanen, als zwiſchen Germanen und Römern. Denn zu einer wirklichen Landesbeſchreibung fehlt noch ſehr viel, was durch ſeine Unkenntniß gerechtfertigt wird; zu einer Geſchichte der Germanen noch mehr. Solange wir alſo keinen andern Standpunkt gewinnen, bleibt dieß alles unerklärt und unverbunden. Auch würde Tacitus bey dieſem Zweck, wie aus dem Geſchichtlichen und Oertlichen, ſo auch aus dem Sittengemählde unſrer Altvorderen nur das hervorgehoben haben, was dieſem Zweck entſprach: dahin gehören aber mitunter die unverhüllten Erwähnungen man-

cher tief im Volk gegründeten Schwächen und Fehler, besonders das stete Bezeichnen der Stämme nicht, die als schon entwickelt und durch Römische Laster vergiftet dargestellt werden. Und überhaupt würde es wohl unmöglich, unserm Geschichtschreiber mehr Vorliebe für die Germanen nachzuweisen, als er überall für Recht, Kraft und Einmüthigkeit kundgibt. Er tadelt wo zu tadeln ist ohne Rückhalt: und bleibt so ganz Römer, daß er sich nicht bedenkt, seinem sogenannten Vielherrscher das Fürchterlichste, was ein Römer kannte, dauernde innere Zwietracht, von den Göttern zu erflehn, damit Rom bestehe.

Widersinniger ist die Meinung derer, die uns ein willkührlich ersonnenes Lustbild zeigen wollen in dem ernsten und gewissenhaften Buche, dessen unablässiges Streben nach der wahrhaftesten Ueberlieferung uns aus allen seinen Theilen kräftig anspricht, besonders aus der prüfenden Gewissenhaftigkeit und Behutsamkeit, womit er die grössere oder geringere Glaubhaftigkeit seiner Quellen anzudeuten liebt und aus seiner gründlichen allgemeinen Abneigung gegen Verfälschung des Wahren durch gefällige Lüge. Alles, wollte man, sey freye Erdichtung, höchstens zur Vermehrung der Täuschung hie und da eine vorhandene Nachricht benutzt; das Ganze aber bestimmt, den Römern als Musterbild ein Volk zur Nachahmung hin zu stellen, das alles den Römern Mangelnde besaße. Alles gegen die erste Anlage Erinnerte gilt hier in noch höherem Grade. Auch konnte es dem Tacitus schwerlich in den Sinn kommen, ein Volk, das an dem drückendsten Uebermaaß verfeinerter Bedürfnisse, an den verderblichsten Folgen künstlicher Ueberbildung unleidend krankte, zu diesem rohartigen Naturzustande zurück führen zu wollen. So wenig jener Jünglingsträume war der gediegene Mann nicht fähig. Das Unbegreiflichste bleibt indeß, wie selbst derjenige, dem vielleicht der Sinn versagt war, in Tacitus Darstellungen selbst das Gepräge der Wahrheit zu erkennen, das einträchtige Zusammenstimmen fast aller Berichte des Römischen Geschichtschreibers mit den spätern, vielfach begründigten Entwicklungen

des deutschen Volkes unbeachtet lassen konnte. Die herrliche Treue im Auffassen und Wiedergeben aller Germanischen Eigenthümlichkeiten, die wir nie genug bewundern können, wäre sonach ein Erzeugniß dichterischer-Willkühr, und der Einklang mit den Ergebnissen späterer Zeit leerer Zufall!

Damit aber auch das Verkehrteste nicht unversucht bleibe, fanden sich auch solche, die in der Germania ganz ernstlich eine Satire auf das Römische Volk entdeckt haben wollten. Auf das alsdann ganz Zwecklose der gesammten zweyten Hälfte, auf das Widersinnige solcher Entgegenstellungen, die zum Nachtheil der Germanen ausfallen, braucht man nicht erst aufmerksam zu machen. Aber auch insofern widerspricht der ganze Inhalt, als wir mit besonderer Sorgfalt vieles so eigenthümlich Germanisches hervorgehoben finden, daß dabey an gar keine Beziehung auf Römisches zu denken ist. Wo aber die Römer eine strafende Vergleichung trifft, da ist der Tadel meistens so grad und unumwunden ausgesprochen, daß er mit der Anmuthung so künstlich versteckter Absicht des Ganzen in den wunderlichsten Widerspruch tri Auch sind denn doch am Ende dieser Beziehungen nach Verhältniß so wenige, daß darum nimmermehr ein so ausgearbeitetes Werk unternommen werden konnte: wenigstens entstände so ein widerwärtiges Mißverhältniß zwischen dem kaum hie und da hervortretenden Hauptzweck des Ganzen und zwischen dessen Umgebungen, die uns zu wahrhaft erdrückendem Ueberfluß angehäuft erscheinen müßten. Ist es nun auch allerdings wahr, daß Tacitus die strafenden Worte, die er gegen sein entartetes Zeitalter redet, mitunter im Gefühl edles Schmerzes so verhüllt hat, daß gewiß nicht Jeder seiner Zeitgenossen ihren vollen Sinn faßte: so wäre doch jede Umkleidung andrer Art unwürdige Beleidigung seines großen Sinnes. Wo er aber in der That dunkel redet wie alle Götterssprüche aller Zeiten, thut er es nicht, um seine wahre Meinung zu verheimlichen; sondern es konnte nun einmal aus so tiefer Brust nichts flaches und seichtes heraustönen. Auch wußte man endlich soviel in Rom von

den Germanen, um abſichtliche Erdichtung ſofort als ſolche zu erkennen und den Verfälſcher von Thatſachen gebührend zu verlachen. Konnte noch irgend etwas helfen, ſo war es die lauterſte und gradeſte Wahrhaftigkeit: Tacitus wenigſtens kannte nur dieſes Mittel und verſchmähte großherzig jedes andre, das dem Haufen gefallen mogte, ohne das Uebel zu heben. Wer hört nicht lieber den gefügigen Lobredner als den unbeſtochenen Richter? aber welcher Ehrenmann fragt danach? Dem Tacitus war wie alle Treue ſo auch die geſchichtliche zu ehrwürdig, um ſich zu wie edlem Zweck eines Truges gegen ſie ſchuldig zu machen.

In dieſe und ähnliche Schwierigkeiten verwickeln wir uns unfehlbar, ſolange wir die Veranlaſſung zur Germania in der eignen Stimmung ihres Verfaſſers ſuchen, anſtatt ſie in der damaligen Lage und den äußern und innern Zuſtänden des Römiſchen Reiches zu finden.

In der langen Reihe von Kämpfen, in denen Germanen und Römer ſich gemeſſen hatten, war ſelten einer zur Ehre, nie zum Vortheil der letzteren gerathen. Weil es aber jenen nach ihrer Verfaſſung genügen mußte, nach Vertreibung oder Vernichtung der feindlichen Heere ihre Grenzen zu ſchirmen, den Römern aber ein ſo reiner und würdiger Vertheidigungskampf von Anbeginn etwas Unbekanntes geweſen war: ſo ſchmeichelte ſich ihre mit dem innern Verfall wachſende, von den Kayſern abſichtlich genährte Eitelkeit fortwährend mit allerley Siegesträumen. War doch die ewige Stadt noch nicht bedroht und wie klein erſcheint gegen einen ſolchen Mittelpunkt der Anmaaſſung die übrige Welt! Während ſich alſo das gern getäuſchte Volk den herbſten Erfahrungen zum Trotz in dieſem Traum von Unbeſiegbarkeit erhielt: konnten dagegen den Kayſern ſelbſt und denen, die in den Anlegenheiten des Staats tiefer ſahn, die wachſenden Gefahren von einem ſolchen Nachbarvolk nicht verborgen bleiben. So ſcheint es von den erſten Alleinherrſchern an zugleich Ehrenſache und mißverſtandenes Staatsbedürfniß für jeden neuen Kayſer geworden zu ſeyn, an den

gefürchteten und zugleich von der Höhe Römiſcher Verbildung gering geachteten Barbaren ſeine Sporen zu verdienen: mit welchem Erfolg, darüber könnten wir auch ohne ſehr ſtark redende geſchichtliche Zeugniſſe eben nicht in Zweifel ſeyn. Caligula war der erſte, der der behaglich zuſchauenden Stadt das luſtige Trauerſpiel eines verlarvten Triumphzuges gab. Nach vielfachem Verluſt von einem abenteuerlichen Kreuzzug an die Bataviſchen Küſten nach Rom zurückkehrend, ließ er Galliſche Miethlinge Germaniſche Sprache anlernen, Germaniſche Tracht anthun, und führte dieſe dann, untermiſcht mit Ueberläufern und Gefangenen, deren man von Druſus und Germanicus Zeiten her noch einzelne in Rom aufbrachte, in vollem Siegerprunk durch die verhöhnte Stadt. Nach gleichen Heldenthaten gegen die Chatten und Dacer, um Agricolas glorreiche Feldzüge gegen die Britannier in Schatten zu ſtellen, wiederholte Domitianus dieſelbe freche Lüge, ſo daß man in Rom ſchon kein gewiſſeres Zeichen erlittner Niederlagen kannte, als einen kayſerlichen Triumphzug. Wie auch die Römer dieſer Faſchingsaufzüge ſpotteten: dennoch ließen ſie ſich gern dadurch zu bequemer Sorgloſigkeit einſchläfern, ohne zu ahnden, was ihnen in den Germaniſchen Wäldern entſcheidenderes als Niederlagen des Varus vorbereitet werde. Die Germanen dagegen ſchloſſen ſich feſter aneinander: ſie wurden emporgereizt aus ihrer bisherigen Abgeſchloſſenheit, und blickten im Gefühl unerſchöpfter Kraft nach Außen: was aber dem wankenden Reich das verderblichſte war, ſie lernten die erſchlaffenden Römer verachten, die mehr als Einmal Ruhe und Frieden von ihnen erkaufen mußten. So ſtanden die Römer zu den Germanen, als Trajanus ſchon unter Nerva die Wiederbegründung des furchtbar erſchütterten Kayſerthums mit neuer Befeſtigung der Grenzen eröffnete. Seinem umſchauenden Geiſt ſchien nichts nothwendiger, als der Römiſchen Waffen Ehre und Glück gegen die Germanen wieder geltend zu machen. Thätig am Rhein, an der Donau, ſiegreich gegen die Pructerer, konnte er im Jahr 99 den vielfach entweihten Ley-

namen des Germaniſchen ohne Erröthen annehmen. Aber das meiſte war noch zu thun übrig. Die errungenen Vortheile waren unbedeutend, wenn man ſie gegen die beſtändige Gefahr hielt, die ſich in jedem Augenblik von den Alpen nieder über ganz Italien hinwälzen konnte. Aus der großen und thatenluſtigen Seele des Kayſers ſprühte mancher edle Funke unter das Volk, deſſen Kraft davon noch Einmal, zum letztenmal aufflammte. Als der jüngere Plinius im Jahr 100 als Lobredner ſeines angebeteten Fürſten auftrat, war es entweder des Kayſers eigner Lieblingsgedanke oder der laute Wunſch des Volks, den der Redner zu dem des Kayſers zu machen ſtrebte, die bisherigen Vortheile über die Germanen zu benutzen, und ein Volk zu unterwerfen, das ihnen Jahrhunderte hindurch getrotzt hatte, das ihnen mit jedem Jahr bedrohlicher wurde. Gewiß iſt, daß in jener Zeit, in die das Erſcheinen der Germania gehört, von einem großen und entſcheidenden deutſchen Feldzuge viel Gerede unter dem Volke war.

Sowie Tacitus ſeine Landsleute und die Germanen kannte, theilte er die allgemeinen Hoffnungen, denen der minder tief blikende Plinius lebhaft genug ſeine Stimme leiht, auf keine Weiſe. Kein Wunder alſo, wenn er grade durch dieſe bevorſtehenden Kampfe ſich getrieben fühlte, den Römern das Volk, welches ſie unterjochen wollten, in einem Licht zu zeigen, in welchem es bisher nur Wenigen erſchienen ſeyn mogte. Sie ſollten die unerſchöpfte Naturkraft dieſer vermeinten Barbaren begreifen lernen, und darin zugleich ihre ganze Furchtbarkeit für die Römiſche Macht. Tacitus kannte beſſer als irgend wer den ſittlichen Zuſtand der Stadt, die gänzliche Erſchlaffung des Volkes, dem noch größere Gefahren von Innen drohten als von Auſſen, das aber dieſen unfehlbar erliegen mußte, wenn jene nicht mehr abgewendet werden konnten. Im ſtärkſten Gegenſatz damit ſtellt ſich ihm der friſche Urzuſtand der Germanen dar: er faßte es ganz, was ſo tüchtige Kraft vermöge. Dazu kam nun die lange Reihe mißlungener Verſuche von Julius Cäſar an bis Domitianus in ſein Gedächtniß. Dieſe alle

hatten den Römern die Unbezwingbarkeit eines solchen Volkes gezeigt: sie erfüllten anjezt den Geschichtschreiber mit bösen Ahndungen für die Zukunft. Hat je ein großer Geist seinen vorschauenden Forschergeist herrlich bewährt: so ist es Tacitus in seiner Ansicht von dem Einfluß, den die frischen Nordvölker nach unwandelbarer Nothwendigkeit einmal auf Rom haben mußten: eine Ueberzeugung, die kaum ein Paar Jahrhunderte später ihre vollste Bestätigung empfing. Welch ein Gewicht auf die Schicksale des damals noch weltbeherrschenden Reiches er selbst in Trajanus schönsten Jahren den Germanischen Völkern zuschrieb, und wie er seine Römischen Zeitgenossen zu würdigen wußte, das zeigt am deutlichsten der merkwürdige und freymüthige Ausspruch: bis dahin sey es mit seinem Vaterlande gekommen, daß man ihm von der Gottheit nichts heilsameres mehr erwünschen könne, als dauernde Zwietracht unter den Germanischen Stämmen. Den Gegensatz unterdrückt er: aber wie leicht ist er zu ergänzen! Von fremder Zwietracht hoffte er noch Einiges, von eigner Eintracht nichts; und wie wenn nun der Feind zusammenhielt?

In dieser Ueberzeugung, unter diesen Verhältnissen schrieb Tacitus sein Buch. Lauterste Wahrheit war erste Bedingung, denn er wollte seiner Landsleute Heil und Rettung. Sie sollten das ganze Gewicht der bevorstehenden Unternehmungen begreifen lernen. Aus diesem Standpunkt erklärt das Buch sich leicht und vollständig, und der Würde der Geschichtschreibung bleibt ihr Recht. Alles, Ortbeschreibung und Sittenschilderung, geschichtliche Bemerkungen und Betrachtungen über die innern Stammverhältnisse, hat seine unmittelbare Beziehung, sobald wir diesen Zweck anerkennen; vor allem die nachdrückliche Aufzählung des Unheils, das die Germanischen Feldzüge schon über Rom gebracht hatten, in jedem andern Zusammenhang eine störende Abschweifung und doppelt unerklärlich durch die gewählte Pracht der großartigsten Darstellung. So hatten die vergleichenden Rückblicke auf Rom ihre feste Beziehung, so widerstreitet der über manches Germanische ausge-

ſprochene Tadel weder ſich ſelbſt, noch dem Ganzen. Seine Wahrheit rechtfertigt ihn allein ſchon: durchweg aber trifft er rohe Ueberkraft, die niemand mehr zu fürchten hatte, als der mit Waffen in der Hand ergriffene Gegner. Selbſt der geheimnißvoll in mährchenhafte Länder verdämmernde Schluß erklärt ſich nun leicht: auch er iſt trefflich geeignet, mit ehrfurchtsvollem Schauer und mit zögernder Vorſicht zu erfüllen. Alles aber vereinigt ſich dahin, einen ernſtlichen Feldzug gegen die Germaniſchen Völker als ein Wagniß von den äußerſten Schwierigkeiten und dem zweifelhafteſten Erfolge darzuſtellen. Grade wenn eine ſo allgemeine Wirkung auf das ganze Römiſche Volk beabſichtigt wurde, konnten alle früher erſchienenen ausführlichern Werke nichts nützen: das ganze Ergebniß mußte in dieſe beſeelte Kürze zuſammengedrängt, in dieſer ſchlichten Kraft ausgeſprochen werden, um ſo zu wirken, wie Tacitus wollte.

Trajanus freylich kannte alle jene Gefahren gut genug. Wer ſelbſt in Germanien befehligt hatte, und überhaupt ſo hell durchſchaute wie er: dem konnte das nicht verborgen bleiben, wogegen ſich nur Römiſche Eitelkeit, ſinnloſer Leichtſinn und verächtliche, nur den Augenblick bedenkende Bequemlichkeit verſtocken mogte. Ihn alſo konnte Tacitus ſchwerlich abmahnen wollen. Deſto wahrſcheinlicher wird es, daß das Volk, an die Ergötzlichkeiten Germaniſcher Triumphzüge gewöhnt, aufgebläht durch Verdienſte, die dem Fürſten allein angehörten, mitunter auch wohl wirklich Gefahr von Norden her ahndend, und in behaglichem Vertrauen von Trajanus Waffenglück ein Jegliches erwartend, daß dieß Volk einen Krieg mit Ungeſtümm begehrte, der noch wenigſtens nicht an der Zeit war, und gegen den um ſo mehr die kraftvollſte Abmahnung Noth that, als ſelbſt Männer wie Plinius, geachtet wegen öffentlichen Anſehns und edler Geſinnung, alles geſchichtlichen Blickes ſo ganz ermangelten, daß ſie den allgemeinen unreifen Wunſch zu dem ihrigen machten, und ihm beredte Worte liehen. Ob nicht Tacitus durch den Kayſer ſelbſt veranlaßt, Eine Ueberzeugung mit ihm theilend, ſeine

Germania schrieb: wer mag es leugnen? An sich hat es Wahrscheinlichkeit genug. Eine andre Frage ist die, ob für alle Zeit oder nur für den gegenwärtigen, nicht genug genauen Augenblick, von dem Germanischen Feldzug abgeschreckt werden sollte. Unstreitig wohl das erstere. Denn wenn auch das ganze Buch nur aufzufordern scheint, sich die Germanen, anstatt sie zu bekämpfen, in manchen Dingen lieber zum edlen Vorbild zu nehmen, vor allem aber sich ihnen an kriegerischer Tüchtigkeit wieder ähnlich zu machen: so war doch gerade hierin Alles und gewiß wirksamer gesagt, als bloßes Abmahnen und Verneinen vermocht haben würde. Auch sind alle die Winke, die zur Besinnung bringen mußten, nicht aus damaligen Römischen Zuständen, die sich ändern konnten, sondern aus der Grundverfassung der Germanischen Stämme hergenommen.

Und wie auch hätte Tacitus einen solchen Krieg ernstlich wünschen können? Entscheidend mußte er dießmal werden: dafür bürgte des Kayſers großartige Gesinnung. Mußte nun der treu gesinnte Römer den Gedanken unerträglich finden, in dem Fall, daß die Germanen siegten, sein Volk noch schneller untergehn zu sehn, als es nach allgemeiner Nothwendigkeit unvermeidlich schien: so konnte der Geschichtschreiber im entgegengesetzten Fall ebensowenig wünschen, daß ein schon zusammensinkendes Volk noch vor seinem gänzlichen Sturz ein frisch und kräftig aufblühendes voll großer Anlagen und seltengewordener Tugend erst mit sich in den Abgrund ziehn sollte. Zwar er sah schon, wo er den Germanischen Grenzvölkern nur den leisesten Anflug Römischer Entartung gewahrt. Doch konnte Tacitus wohl nicht mehr so vernichtende Erfolge von seinen Landsleuten fürchten, und daß er diesen Niederlage, Schmach und Demüthigung zu ersparen wünschte, war wohl sein eigentliches redliches Bemühn.

Den sie so lange gereizt, der Ur der Hercynischen Forsten,
Oft auch Stöße gefühlt seines gewaltigen Horns,
Er bricht endlich hervor, reißt hin durch jegliches Stellnetz,
Und will selber den Feind suchen in dessen Gebiet.

Nicht halb zahm und dem Siege bequem, wie die Thiere des Circus,
Wild wie der Heimath Wald beißt er entſcheidenden Kampf.
Ueber die Alpen herab ſind ſie wälzen ſich neue Legionen,
Doch kein Marius naht! Aber ein blankes Gespenſt
Schwebt in des Heeres Nachtrab, winkt hin zu den Nordiſchen Weiten,
Varus, er iſts! wo er einſt dieſe Verderber erprobt.
Rom ſoll fallen! ſo wards in der Himmliſchen Rathe beſchloſſen,
Und vollziehn ihr Gericht ſoll das Germaniſche Schwerdt.')

Was Tacitus bewirkte, ſagen keine ausdrücklichen Zeugniſſe: aber der Reizung wurde nicht unternommen, obgleich Trajanus Herrſchaft lang und oftmals ruhig genug war, um zu unternehmen was er für unternehmbar achtete. Das wenigſtens können wir annehmen: einem Buch, wie der Germania, konnte es gar wohl gelingen, Erfolge von dieſem Umfang und dieſer Richtigkeit hervorzubringen. Thatſachen, mit dieſem Stempel der Wahrhaftigkeit gezeichnet; allgemeine Wahrheiten, mit dieſer eindringenden Beredſamkeit dargelegt, mußten unfehlbar den Beſſeren ergreifen, und den großen Haufen wenigſtens packen.

Hieraus ergiebt ſich denn auch leicht, welche Bewandtniß es mit Tacitus ſogenannter Vorliebe für die Germanen habe, und wie ſie gar wohl mit ſeinem regen Gefühl für alte Römergröße beſtehn könne, ja vielmehr Eins damit ſey. Denn grade dieſe fruchtbare Betrachtung der Stammtugenden ſeines Volkes mußte ihm jedes ausheimiſche ehrwürdig machen, bey dem ſich ähnliches und noch in vollerer Kraft kundgab. Was bey den Römiſchen Sprößlingen ſelten, der Aufzeichnung werthe Abweichung vom Zeitgeiſt geworden, das war in den Germaniſchen Wäldern altes, anſpruchloſes Herkommen: man wußte es gar

') A. W. Schlegels Rom. B. 2, 53—269.

nicht anders. Wer darf es Torheit nennen, wenn Wahrnehmungen dieser Art seine Darstellung unmittelbar heben und beflügeln!

Aber auch der Geschichtschreiber an sich, der den Stand der Dinge reiflich erwog, mußte schon durch rein geschichtliche Theilnahme sich mächtig angezogen fühlen von der Bedeutung, die dieses Volk vereinst für den Erdkreis zu erlangen vorbestimmt erschien. Der alte Römische Glaube an ein ewiges Schicksal, das, mit der Entfaltung des Reiches unaufhörlich verbunden, diesem die Weltherrschaft bestimmt habe, war noch nicht ganz erloschen: aber Tacitus sah wohl, daß die höchste Höhe, längst überstiegen, seiner Zeit schon im Rücken lag, daß sein Vaterland in unaufhaltbarem Sinken begriffen sey. Wer sich in solchem Lagen Ruhe des Geistes und Klarheit des Umblicks zu bewahren weiß wie er, der sucht dann in allem Dunkel der Gegenwart nach einem neuen Angelpunkt, an den sich neue Hoffnungen knüpfen lassen; nach einem verjüngten Sonnenaufgang, aus dem verklärt hervorgehen werde, was der Lust der Sterblichkeit erlegen war. Ein solcher zeigte sich nirgend mehr als in den freyen Germanischen Gauen. Der ganze übrige Erdkreis war Römischen Massen und Römischen Lastern Unterthan worden, und wie die innersten Herzkammern dieses Länderkörpers zu kranken und zu versiegen begannen, erschlafften die äußersten Gliedmaßen am schnellsten, da ihnen die Kraft, den Unheilsstoff von sich zu werfen, längst ausgesogen war. Germanien allein war von der um sich fressenden Verpestung durch Römische Knechtschaft rein geblieben. Darum konnte auch einzig von dorther eine Wiedergeburt des Menschengeschlechts beginnen, und Tacitus verkannte das nicht. Heißt das Natürliche, so ist es wenigstens das Edelste und Erhabenste, was die menschliche Brust zu fassen vermag: auf den Trümmern des eignen, treu geliebten Mutterlandes sich der neuen Morgenröthe zu freuen, ob sie auch mit Weltenbrand und mit Vernichtung des Geliebtesten beginne.

Daß sich aber Tacitus zu so richtiger Ansicht von dem

Zustand und dem Charakter des Römischen Volkes zu erheben vermogte: das bedarf keiner Erörterung außer der Höhe seines sittlichen Standpunktes und seinem geschichtlichen Tiefblick. Derselbe leitende Gedanke führt auch durch seine größeren Werke, in denen aber, alter Römersitte gemäß selbst den letzten unvergänglichen Denkstein aufrichtet. Nicht auf gleiche Weise kann die Frage beantwortet werden, wie doch Tacitus zu dieser Würdigung eines fremden, wenig zugänglichen, verhaßten Volkes gelangt sey. Thatsachen allerdings, was insgemein so geheißen wird, konnten gar manche aus den früheren Nachrichten über Germanien gesammelt werden; die ältesten aus den Büchern des Julius Cäsar, den allein wir auch als benutzte Quelle genauer kennen. Aber von diesem weicht Tacitus oft ganz ab: kein Wunder, da mit Cäsar, dem ersten Römer auf deutscher Erde, die Kenntniß des Landes erst begann, und ihm weder zu längerem Verweilen an Einem Orte, noch zu sorgfältiger Prüfung und Verwahrheitung der eingezogenen Nachrichten Muße gegönnt war. Hintertriebe anderer Art erwachsen aus gegenseitiger Unbekanntschaft der Völker; auch konnten Cäsars Feldzüge über innere Zustände, den wahren Zusammenhang der Germanischen Verfassung und alles dieß Volksthümliche kein Licht verbreiten. Dazu kommt, daß Cäsar bald von einem gewichtigen Zeugen, dem strengen und wahrhaften Asinius Pollio, nicht bloß der Leichtgläubigkeit, was hier in vielen Fällen gar sehr zu entschuldigen seyn würde, sondern auch häufiger absichtlicher Verfälschung der Wahrheit angeklagt wurde: so daß wir die Abweichungen des Tacitus, wenn wir überdieß noch die inzwischen erfolgten wirklichen Veränderungen in Germanien erwägen, als ebensoviel Berichtigungen ansehen darf. Dagegen weiset Cäsars durchdringender Scharfblick und sein feines Urtheil durch alle seine Darstellungen, und die großartige Weise seines Auffassens mußte darum unserem Geschichtschreiber von höherem Werth seyn, als Vorgänger wie der des Strabon, oder dürre nur ein prüfungsleere Gewährsmänner, wie der des Pomponius Mela.

Die alten Agrippa Lettung aufgeführten und zu Straßburg in Säulengängen aufgestellten Landergemälde konnten dem Hauptinhalt der Germania nicht viel Aufhaltes bieten: viel eher, daß bei damaliger Unvollkommenheit solcher Darstellung, so manche Schwierigkeiten und Dunkelheiten in der letzten Hälfte des Buches Aufklärung fand.

Viele reichhaltiger müssen dagegen des Plinius Poetic eigne, untergegangene Geschichtswerke gewesen sein, die Cäsars Feldzüge mit befaßten: ebenso die verlorenen Bücher des Plinius, von denen auch den alten Inhaltsangaben nach eine Schilderung Germaniens und seiner Bewohner, und zwar die letzte die Thaten des Cäsar, das vorletzte die letzte der Feldzüge des Drusus enthielt: wichtiger aber als alle übrige des ältern Plinius zwanzig Bücher über die bis zu seiner Zeit zwischen den Germanen und Römern geführten Kriege. Auf Germanischem Boden begann Plinius sein Werk zu schreiben, er selbst einer der genauesten Berichterstatter, der sorgfältigste und ruhigste Beobachter des Alterthums, soweit mit zeitigem Wissen und mit reiner Erfahrung durchgekommen war.

Rechnet man dazu, was aus mündlicher Ueberlieferung etwa zu gewinnen war, so haben wir so ziemlich alle Hülfsmittel beisammen, die Tacitus in Rom vorfinden konnte; von denen er aber nur des Cäsar als wirklich zu Rath gezogen gilt, während er es in seinen größern Werken keineswegs unter der ernsten Haltung geschichtlicher Darstellung betrachtet, glaubwürdige und ehrenwerthe Männer, namentlich den Plinius Pollio, Livius und Plinius, als Gewährsmänner für seine Nachrichten anzuführen.

Allerdings erklärt es der in diesen Blättern angenommene Vollzweck der Germania, daß kein anderer Zeug: namhaft gemacht wurde, als der vergötterte Julius. Aber welche Aufgabe konnten auch die übrigen für den wahren Zweck dieses Buches geben? Was konnten gelehrte oder unterhaltende Geschichtswerke, was konnte nähliche Nachricht römischen Kriegen,

Germanischer Gesangweise oder zur Volksmelodie hätten, wo das innerste Leben eines Volkes dargestellt werden sollte!

Erwägt man überdies, daß Tacitus ganz Asiens Schilderung von Leidenschaften ausging, und daß er sich in seiner spätesten Zeit Thatsachen zu erzählen unternimmt, die außerhalb des Kreises seiner unmittelbaren Beobachtung liegen: erwägt man ferner den unverkennbaren Ausdruck gewisser Ueberzeugungen, der alle seine Nachrichten über Germanien beseelt, wo er nicht selbst auf Ungewißheiten hinweist, — eine Ueberzeugung, die den Lieder- und Völkerstreichdichtung eine ganz andere Grundlage haben muß, als der Erzählung gewisser Thatsachen, eine andere den Zuständen, als den Ereignissen und Begebenheiten — nimmt man dazu die innige Wärme, die mehr Schritt in allen Theilen durchdringt, und die Natur ihres ganzen Inhalts; so liegt nicht nahe genug als die Vermuthung, Tacitus habe den Gegenstand seiner Darstellung aus eigener Anschauung gekannt, und nicht aus Büchern, sondern als Augenzeuge erzählt.

Eben in der Mitte des vierten Jahrhunderts sprach ein scharfsinniger Ausleger des Tacitus diese Vermuthung aus. Selber hätte seine Meinung sich auf nichts, als auf ein falsch verstandenes Wort. Weil Tacitus ausdrücklich sage: „wir „haben unter dem Kaiser Vespasianus die Neuheit ge„lebt, die lange bey ihrem Volk wie eine Gottheit gehalten „ist", müsse er in selbst in Germanien und namentlich im Lande der Peucinen gewesen seyn. Diesem Beweis indeß nahm man bald seine ganze Kraft durch eine bekannte Stelle des Statius, wo unter andern Römischen Heldenzügen, die Aufgabe erregten, auch

der gefangenen Peucin Kühne

genannt wird. Hätten auch alle anderweitigen Nachrichten von der Wendung, die das Gedicht bey den Römern auch so furchtbaren Ueberfluß nahm, sie hätte auch doch Tacitus selbst an der Richtigkeit der Angabe des Statius nicht zweifeln: vielmehr erklärt sie sich wechselseitig mit dem verdun-

[illegible] [illegible] [illegible] [

[illegible] so [illegible], so [illegible] die andre, der [illegible] sein unendliches Maß bekümmernd Zeitalter, um auch von [illegible] und entfernt beisammenliegt werden zu können. Der gegenwärtige Versuch soll darauf vorbereiten, und vorläufig vorbereiten [illegible] Hand, wenn es Gelegenheit nach den Hergangenheiten und geistigen Mitteilungen einer hervorragenden und [illegible] Mannes erwirkt oder [illegible] und unterhalten hilft.

Die Quellen, aus welchen hier der Stoff entnommen worden, sind Müller's Autobiographie [1] und seine in zwei Sammlungen [2] gedruckte Briefe; seine beiden gedruckten Werke; mündliche Traditionen und persönlicher Umgang in Halle mit Müller. Als Hilfsmittel sind außer den oben genannten Schriften die Kirchenbücher [3] Note und Erkundigungen bei Müller's [illegible] Freunden und Bekannten zu Rate gezogen worden.

Johannes Müller war so glücklich, in der Umgebung einer [illegible] und [illegible] Familie die Tage zu beginnen. [illegible] Vater Johann Georg, [illegible] von [illegible] Jahr [illegible] Pfarrer zu Gerlafingen im obern Kirchgang und Predigers der Filialkirche Recherswil, im letzten Jahrzehnt Professor am Obergymnasium in Schaffhausen, war ein in Schriftgelehrsamkeit wohl erfahrener, in seinem Berufe [illegible] gewissenhafter und an der Erziehung seiner Kinder mit [illegible] Aufopferung und Treue arbeitender Mann. Seine Mutter, Anna Maria Scheuchzer [illegible] von [illegible], eine geistreiche, edle, durch Frömmigkeit

1) Joh. [illegible] Bibliothek [illegible] Berliner Gelehrten mit ihren Selbstbiographien. Berlin 1806. gr. 8. bei Friedrich Wilhelm Unger. In Bd. 1 S. 1–64.

2) Briefe eines [illegible] an seinen Freund Ebendenselben u. Briefwechsel Johannes [illegible] Bruder Johannes. Zürich 1810. 8. Beiden [illegible] in [illegible] Theile der sämmtlichen Werke. — Briefe [illegible] Müller. W. Heinse und J. v. M. Zürich 1806. 8. Bde. 8.

3) J. Müller oder Pfarr im Leben etc. Eine Predigt v. Dr. [illegible] Hauptpastor. Leipzig 1806. 8.

und durch ein frommes, redliches, gottesfürchtiges Herz auszeichnete Frau, hatte auf die Entwicklung natürlichen Wohlwollens und reinen Sinnes für das Schöne und Gute in Johannes Gemüth den wirksamsten Einfluß, und scheint den Samen der Milde und Zartheit hineingelegt zu haben, welche ihm sein ganzes Leben hindurch eigenthümlich blieben. Unvergeßlich wohlthuend war für den munteren, wißbegierigen Knaben der Umgang mit dem mütterlichen Großvater Johannes Schopp († den 24. Januar 1783), Diakonus zu Schaffhausen, einem trefflichen Biedermanne, welcher sich von jeher viel mit Geschichte, besonders des Vaterlandes, beschäftigt hatte, und dem Enkel mit der ersten Entfaltung der Begriffe eine so herzliche Neigung dafür einflößte, daß dieser schon im neunten Jahre einen Versuch machte, die Schicksale seiner Vaterstadt in Prosa und Versen zu beschreiben. Der eigentliche Schulunterricht in der untersten Klasse des Schaffhauser Gymnasiums, an welchem er seit seinem siebenten Jahre Theil nahm, war unbefriedigend und wenig fruchtbar für den zu etwas Besserem, als zum mechanischen Nachnothigkeiten des Heidelberger Katechismus, des Calvinistischen Prädestinarismus und Pauperismus schulfuchsischen Phantasmen bestimmten Knaben; Entschädigung erwuchs das lustige Studium von Cellarius Geographie und Chronik, welche ihn in der Gemeinschaft der biblischen Welt [illegible] einen ernsten, und sein ahnend treues Gedächtniß [illegible] Stoffe für die bessere Zukunft reichlich anfüllte. Eben damit beschäftigte er sich mit einer wißbegierigen Zusammenstellung und Ordnung der verschiedenen chronologischen Systeme der alten Geschichte. Erst im vorgerückten Jahre [illegible] Mängel die Römischen Klassiker, von denen er bisher [illegible] den Cornelius Nepos gelesen hatte, älter kennen, und [illegible] dunkeln, aber mächtigen Gefühl ihrer Schönheit [illegible] Gemüthsart und ihrer Darstellungsweise ergriffen und [illegible].

[illegible] in das Schaffhauser Humanitäts-Collegium, und [illegible] den Unterricht von seinen bis acht Professoren,

besonders M. Habicht, später Inspektor in Schaffhausen, Degen (st. 1780), und Ehler's Jugendfreund, Thomas Spleiß (st. 1775); durch mannigfaltige Gespräche und sokratische Belehrungen wurden sie ihm nützlicher als durch systematischen Vortrag. Seine häusliche Arbeitsamkeit war musterhaft, und vom geschicktesten Erfolge im Wissen und Wollen begleitet. Recht religiös gebildet, zum ausdauernden Fleiße gewöhnt, von Wißbegierde und Streben nach dem Höheren belebt, mit trefflichen Vorkenntnissen ausgestattet, hieng der vielversprechende Jüngling im achtzehnten Jahre (d. 25. Aug. 1769) nach Göttingen, um das Studium der Theologie fortzusetzen. Hier kam sein literärisches Leben und Wirken zum Durchbruche. Der schwankende Zustand, der sich damals der Wolfischen Demonstrationsmethode entwindenden Theologie, machte Ihr, ohne daß er selbst Anfangs es gewahr werden mochte, dieser Wissenschaft abgeneigt; Kritik und Interpretation der Bibel, und Kirchengeschichte waren seine Lieblingsstudien, und sich vorzüglich der letzteren ganz zu widmen, sein Entschluß. Er besuchte fleißig die Vorlesungen, besonders von Michaelis, Mosheim, Walch, Miller und Schlözer; doch schienen sie seinem an Gründlichkeit gewöhnten Geiste nicht hinreichende Nahrung darbieten zu haben. Sorgfältige Benutzung der herrlichen Bibliothek und Umgang mit ausgezeichneten Männern ersetzte, was er in ästhetischen Lehrvorträgen vermißte. Heyne befriedigte und vervollständigte die Vorstellungen vom klassischen Alterthum; der gründliche Kirchenhistoriker Walch belehrte ihn über Quellenstudium und historische Kritik; Schlözer lieferte Materialien, was Weltgeschichte im Großen sey, öffnete seinem Geiste ungeahnte die unerschöpfliche Quelle der Ideen und Gesetze, und schärfte den Sinn für Völker- und Länderkunde; sehr viel verdankte er dem vielgelehrten Gatterer, und den von diesem geleiteten historischen Institute, dessen Mitglied er war; der Universalgeschichte J. G. Müller, den er (seit Aug. 1770) im Hause wohnte, verdankte seinen Charakter, und [illegible]

Entschluß, Geschichtschreiber der Schweiz zu werden, in seiner Brust. Müller nahm von der Theologie mit einer frommen Dissertation m) Abschied, und kehrte (im October 1771) in die Vaterstadt zurück, mit dem festen Vorhaben, ganz der Geschichte zu leben.

Nach rühmlich bestandenem Examen (d. 31 März 1772) erhielt er die Erlaubniß zu predigen, und alle Functionen des geistlichen Amts zu verrichten. Seine Kanzelvorträge waren lebhaft und geistreich, für viele jedoch durch Originalität der Ansicht und Darstellung zu schwer.

Der vaterstädtische Magistrat ehrte die Talente und Kenntnisse des zwanzigjährigen Jünglings dadurch, daß er ihn (d. 9. Jun. 1772) zum Professor der griechischen Sprache ernannte. In dieselbe Zeit fällt die Erscheinung einer schon in Göttingen, auf Schlözer's Rath, vorbereiteten Schrift n) über die wegen der Widersprüche in den Nachrichten der Alten dunkle Geschichte der Cimbern; mit welchem in Rücksicht auf Quellen-Verarbeitung von ihm selbst späterhin als sehr mangelhaft erkannten Versuch, er große Achtung für Quellen-Studium und unermüdbaren Sammler-Fleiß beurkundete. Sein großes Unternehmen, des Vaterlandes Geschichte zu beschreiben, beschäftigte ihn nun anhaltend; als dasselbe kund wurde, ließen ihm vaterländische Gelehrte und Geschäftsmänner, auch viele Klöster reichliche Unterstützung angedeihen; Ehrenmeldung gebührt unter vielen andern, besonders den verdienstvollen Greisen Bodmer und Breitinger, dem edlen uneigennützigen Hans H. Füßli, dem wackern Schinz, der Mehrheit der Züricher Gelehrten, dem liberalen Tscharner von Aubonne, dem tiefen Forscher Balthasar, dem fleißigen G. Em. v. Haller, welcher allein nach und nach eine unermeßliche Urkunden-Sammlung in 45 Folianten und 24 Quartbänden mittheilte.

m) Christo rege nihil esse ecclesiae metuendum. Göttingen 1772. 4.

n) Bellum Cimbricum. Zürich 1772. 8.

Bey aller leidenschaftlichen Anstrengung, womit Müller Chroniken und Urkunden untersuchte und sich in einzelne gewichtige Forschungen vertiefte, übersah er den hohen politischen Beruf des Historikers keineswegs; er war schon zu befreundet mit dem Geiste der Alten, um nicht, wie diese, für das Leben schreiben zu wollen; das lange ihm vorschwebende Ideal von der Wirksamkeit des historischen Schriftstellers verdeutlichte sich immer mehr, und bey damals ihn beherrschender Vorliebe für die classische Litteratur der Franzosen fühlte er lebhaft, wie wenig Bücherstudium und blos gelehrter Umgang hinreichen, sich demselben zu nähern. Die patriotische Gesellschaft a), deren Versammlung in Schinznach unter Habsburg er (d. 3 May 1773) beywohnte, erfüllte den hochherzig-aufstrebenden Jüngling mit Begeisterung für seine höhere Bestimmung. Hier fand er den Freund seiner Seele Karl Victor von Bonstetten, welcher an zwölf Jahre Zeuge und Richter seines Strebens nach Veredlung blieb; die Urkunden dieser Freundschaft von reinster Tugend und vom fruchtbarsten Erfolge für Geist und Herz hat Friederike Brun vor die Augen des Publikums gebracht.

Da Müller nun lebendig fühlte, daß sein jetziger Wirkungskreis zu eng für seine Absichten und Plane sey; da er als Pflicht anerkennen mußte, der Gefahr zu entgehen, durch frühe Heirath und Beschränkung auf ein gewöhnliches Schriftstellerleben sich selbst zu verlieren; da er, während eines Besuchs im Herbste 1773 auf Bonstettens Landsitze Valeyres (Genf, „die alte Stadt der Allobrogen, die Pflanzstadt Roms, die Residenz der alten Könige von Burgund, den Sitz der Freyheit und der Wissenschaften, die Mutterstadt der Religion der Reformirten" sehr lieb gewonnen hatte; so ergriff er Bonstettens und J. Trembley's Vorschlag, den Unterricht der beyden Söhne des General-Procurators Tronchin-Calan-

a) Sie wurde 1761 von Balthasar, Bodmer, Hirzel, Iselin, Iselin, Escher u. a. gestiftet; 1811 nach Olten verlegt, und erhielt sich bis 1798.

b) Sämmtliche W. IV. 3. 181.

brini in Genf zu übernehmen, mit Freuden. Der liebevollen Mutter wußte er seinen innern Zustand zu verständigen; ihr Zureden erwirkte ihm auch des Vaters Einwilligung zur Entfernung von Schaffhausen. Er legte seine Professorstelle (d. 14 Jan. 1774) nieder; der Magistrat bewahrte ihm dieselbe, auf seine Bitte, für unbestimmte Zeit auf, und verstattete, daß er sie durch einen andern versehen ließ.

Begleitet von den Segenswünschen der Seinigen verließ er das väterliche Haus (d. 12 Febr. 1774), bereisete mehrere Cantone, lernte viele treffliche Männer kennen und das Vaterland lieb gewinnen, und trat mit frohen Erwartungen und hochherzigen Entschlüssen in seine neue Welt; eine überraschend große Masse von Kenntnissen, kindliche Muthmüthigkeit, enthusiastische Ruhmbegierde waren seine Aussteuer [9]).

Genf, durch Schönheit der Gegend und durch Fülle und Regsamkeit des Lebens ungemein anziehend, vermochte nach einigen Tagen des Aufenthaltes wenig über einen jungen Mann, dem haushälterische Eintheilung der Zeit Grundsatz und Bedürf-

9) Lavater's Urtheil von J. M. im J. 1773. ist zu merkwürdig, um nicht hier eine Stelle zu erhalten: „M. ist ungefähr der Pendant zu Hartmann (Prof. in Mitau, st. 1775), nur das letzterer weniger Witz und Munterkeit zu haben scheint. M. ist ein zwanzigjähriges Monstrum Eruditionis. Er hat das beste Herz, ist aber im Schreiben noch absprechend und dreist, wie Hartmann. Genie zur Historie hat er viel. Er steht bey vielen Gelehrten in großer Achtung. Sein Styl ist sehr witzig, und bis zur Affectation lebhaft. Aber er hat das Gute, daß er sich gern belehren läßt, und sich leicht schämen kann. Er ist äußerst fein organisirt, hat ein helles, leuchtendes Paar Augen; sonst sieht er sehr jungfräulich aus. Ich glaube man kann aus ihm machen, was man will. Sein Gedächtniß scheint beynahe übermenschlich zu seyn." M. sämmtl. Werke Th. 4. S. 105. Der Herzog Karl von Braunschweig äußerte sich 1781 also: „Ich habe im In- und Auslande viele achtungswürdige Gelehrte kennen gelernt: aber nie, nie habe ich eine solche Vereinigung großer Kräfte gefunden, wie bey J. M." (Grundsätze Th. 3 S. 34.

nuß geworden war. Der Unterricht der Tronchinschen Kinder kostete wenige Stunden, da sie mehr zur Uebung eigener Kräfte als zum leidenden Empfangen fremder Kenntnisse angehalten wurden; während sie arbeiteten, schnitt Müller im Studium der Alten fort, und wenn er sich unmittelbar mit ihnen beschäftigte, übte er sich oft in freierer, selbstständiger Behandlung der Geschichte. Ein beträchtlicher Theil des Tages war der Bearbeitung der Geschichte des Vaterlandes gewidmet. Der herrliche Umgang, wie ihn damals fast nur Genf gewähren konnte, war für Geist, Charakter, Blick und Sitte sehr gewinnreich; Tronchin-Calandrini zeichnete sich als hochgebildeter, vielerfahrner Mann glänzend aus; Tronchin-Boissier vereinte mit dem edelsten Charakter Montesquieu's Empfindung; Bonnet's Haus in Genthod war der Sitz frommer Humanität, Saussure, Trembley, Senebier, Vernet u. m. a. gewährten genußvolle Stunden; auch Voltaire nahm den jungen Polyhistor mit Liebe auf; und mehre Britten, darunter Männer von ausgebreiteter Geschäftserfahrung, wie Alleyn Kitzherbert und Thomas Boone, schenkten ihm ihr Vertrauen. Anmuthige Lebendigkeit und kunstlose Vielseitigkeit in der Unterhaltung, aufrichtige Urbanität, gewandte Auffassung und gutmüthige Duldung verschiedenartiger Ansichten und Urtheile, gerechte Würdigung des Verdienstes oder des Besseren, wo es gefunden ward, heitere Ansicht der Welt und praktisch-politischer Sinn, welcher Vergangenheit und Gegenwart glücklich zu verketten weiß, waren die fruchtbaren, bis zum letzten Augenblicke ausdauernden Ergebnisse des Lebens in diesem schönen Kreise.

Doch hatte Müller zu viele Kenntnisse und zu ernsthafte Bestrebungen, um mit einigem ihm selbst genügenden Erfolge zu Kinder-Bedürfnissen, welche dem meist durch sich selbst Gebildeten fremder seyn mußten, als dem durch Hülfe von außen Erzogenen, sich herabzulassen; die Abneigung gegen eigentliche Pädagogik, deren Unkunde beym Eintritte in das Tronchinsche Haus ehrlich von ihm eingestanden wurde, hatte nach Ver-

lauf eines Jahres eher zugenommen, als ſich vermindert; und ſeine Gewiſſenhaftigkeit erlaubte ihm nicht, ein Geſchäft fortzuſetzen, deſſen Obliegenheiten vollſtändig zu erfüllen er ſich untüchtig erachtete. Mit Tronchin's Bewilligung verließ er alſo (im May 1775) deſſen Haus, und zog mit einem jungen talentvollen Amerikaner, Francis Kinloch, auf das Landhaus Chambriſi, um deſſen Studien zu leiten. Sie laſen alte und neue Klaſſiker, und Bonnet ertheilte ihnen gehaltvollen Unterricht in der Pſychologie; Zeit genug blieb übrig, um in ungeſtörter Einſamkeit an der Schweizerhiſtorie zu arbeiten. Die Achtung für dieſen Hauptzweck ſeines Lebens verbot ihm, Kinloch's Wunſch, ihn (d. 12 Oct. 1776) auf der Reiſe nach Italien zu begleiten, zu erfüllen; dieſelben Gründe hielten ihn ſpäterhin (im Sommer 1777) ab, der Einladung des Lord Clive nach England, und des Banquier Haller nach Paris zu folgen. Er zog vor zu Genthod bey Bonnet zu leben, bey einem Manne, der als Gelehrter, Denker und Menſch zu den erfreulichſten Erſcheinungen unſers Geſchlechts gehörte; in Abendſtunden las er ihm vor, und half ihm bey der Reviſion ſeiner damals zu einer vollſtändigen Ausgabe bereiteten Werke.

Auf Tronchin's Rath entſchloß ſich Müller (im Anf. des J. 1779), Vorleſungen über die Weltgeſchichte in Genf zu halten; ſie fanden Beyfall, und wurden im folgenden Jahre, auf das neue ſorgfältig ausgearbeitet, wiederholt. Dieſe Vorträge verſchafften ihm nicht nur eine vollſtändigere Ueberſicht des hiſtoriſchen Studiums in ſeinem ganzen Umfange und eine folgenreiche Uebung in der Kunſt der Darſtellung und des Ausdrucks; ſondern ſie gaben auch vielen Ideen eine Klarheit, welche nur durch Mittheilen und Ausſprechen derſelben erlangt werden konnte; ſie ließen ihn große Lücken in ſeiner hiſtoriſchen Kenntniß entdecken, und leiteten ihn auf umfaſſendes Quellenſtudium, wie einem überall Zuſammenhang und Bindung entdeckenden Forſcher angemeſſen iſt.

Inzwiſchen wurde der erſte Band der Schweizerge-

ſchichte [1]) beendet, und das Publikum ließ dem originellen Werke dankbare Achtung und ermunterndes Lob angedeihen. Müller wünſchte, die Stimmen über ſein Buch im Auslande zu vernehmen; Gleim, deſſen Bekanntſchaft er in Göttingen gemacht und durch Briefwechſel fortgeſetzt hatte, rieth ihm in Preußiſche Dienſte zu treten, und bot ihm ſeine Mitwirkung durch bedeutende Verbindungen in Berlin an; Friedrich's Ruhm und die zwar ungleich beurtheilte, aber doch faſt allgemein bewunderte Verfaſſung der Preußiſchen Monarchie mußten für einen nach reiferer hiſtoriſch-politiſcher Bildung ſtrebenden jungen Mann zauberiſch anziehend ſeyn; dazu kam der Wunſch, eine feſte Verſorgung und höheres Einkommen zu haben, welcher durch die Ueberzeugung, daß ein politiſcher Geſchäftskreis als Schule des Geſchichtſchreibers betrachtet werden muſſe, regiert wurde; ſo reifte (im Oct. 1780) der Entſchluß, nach Berlin zu reiſen.

Ueberall war die Aufnahme ſchmeichelhaft. In Berlin ließ Müller hiſtoriſche Verſuche [2]) in franzöſiſcher Sprache drucken, um ſich damit bey dem großen König einzuführen; er gelangte zu einer Unterredung in Potsdam, welche ſeine Bewunderung des außerordentlichen Monarchen vermehrte; aber der Wunſch, der ihn nach Berlin geführt hatte, blieb unerfüllt; auch der Plan, Leſſing's Stelle in Wolfenbüttel zu erhalten, ſcheiterte. Auf der Rückreiſe nach Genf erfuhr er die für ſeine Perſönlichkeit, für ſeine Freunde und Verhältniſſe ungünſtige Wendung, welche die inzwiſchen in dieſer Stadt ausgebrochenen Unruhen genommen hatten. Er machte in Caſſel des geiſtvollen, edlen Schleiffen Bekanntſchaft, und bewarb ſich auf deſſen Veranlaſſung und Verwendung um eine Anſtellung bey dem Collegium Carolinum. Er wurde zum Profeſſor der Statiſtik mit 400 Rthlr. Beſoldung ernannt (d. 25 May 1781).

1) Die Geſchichten der Schweizer. Das erſte Buch. Boſton 1780. 8. Die Vorrede iſt zu Boiſſiere bey Genf d. 6 Dec. 1779. unterſchrieben.

2) Essais historiques. Berlin 1781. 8.

Der Fleiß und die Aufmerksamkeit, womit seine Vorlesungen, besonders von vielen Officieren besucht wurden, machten ihm große Freude. Er arbeitete unermüdet, und las nach einem wohlgeordneten Plan; es stärkte ihn das Gefühl, fortschreitend reifer, männlicher und besser zu werden. Eifrig sann er auf Umarbeitung seiner Schweizergeschichte; einige Vorlesungen*) in der Gesellschaft der Alterthümer gefielen durch Neuheit der Ideen, oder durch gelungene Combinationen, oder durch Begeisterung und Stärke in der Darstellung. Josephs II. stürmisch-rasche Umstaltung seines Staats und kühne Eingriffe in Rechte und Eigenthum der Kirche, veranlaßten eine beredte Entwickelung**) des wohlthätigen Einflusses der Hierarchie auf die Erziehung des Menschengeschlechts; und wenn Einige deshalb an der Reinheit seines Protestantismus irre zu werden schienen, und ihn wohl gar des Jesuitismus bezüchtigten, so hatte er doch die Genugthuung, daß der schadenfrohe Jubel über Herabwürdigung des römischen Stuhls gemäßigt, und der Unbefangene von einseitig-polemischem Absprechen geheilt wurde.

Obgleich Schlieffen sehr viel für ihn war, und der freundschaftliche Umgang mit Gasparson, Tiedemann, Sömmerring, Forster und mehren wackern Männern manche trübe Stunde erheiterte, so mißfiel doch der auch von Andern oft in Anspruch genommene gesellschaftliche Ton in Cassel, besonders die lästig-steife Entfernung der Stände von einander; außerdem war der Gehalt zu gering, um mit einiger Bequemlichkeit und Freyheit davon leben zu können. Zwar wurde Müller (im Dec. 1782) mit einer Gehaltsvermehrung von 100 Rthlr. als zweyter Bibliothekar angestellt; aber seine heiße Sehnsucht nach den vaterländischen Freunden blieb jetzt, da Ruhe und Ordnung in Genf wieder hergestellt waren, unbe-

*) Abgedruckt in den sämtl. Werken Th. 8. S. 305 fg. 331 fg. Eine Abhandlung über Homer ist verloren.

**) Die Reisen der Päpste. 1782. 8. abgedruckt in S. Werken Th. 11. S. 17 fg.

ſiegbar; und ſeine Geſundheit erheiſchte Erholung; er reiſte (d. 3 April 1783) in die Schweiz.

Tronchin verſprach v), ihm eine Leibrente von 800 Gulden auszuſetzen; wodurch alle Beſorgniſſe für die Zukunft beſeitigt wurden, und er beſchloß nach einigem Kampfe, ſeinem väterlichen Freunde und Wohlthäter die letzten Lebensjahre zu erheitern; Müller erbat (d. 31 Jul. 1783) vom Landgrafen den Abſchied, und erhielt denſelben in den ſchmeichelhafteſten Ausdrücken.

Er trug abermals (Jan. 1784) die Weltgeſchichte in Genf vor, und gab einem Vetter ſeines Beſchützers Privatunterricht. So angeſtrengt er aber auch arbeitete, um den erſten Zweck ſeiner Thätigkeit nicht aus dem Auge zu verlieren, ſo waren der Zerſtreuungen und Unterbrechungen doch zu viele, als daß er in 18 Monaten mehr als fünf Seiten der Schweizergeſchichte hätte ausarbeiten können; dieſe Unfruchtbarkeit des Lebens für Fortgang in geiſtiger Bildung drückte ihn ſchwer, und eben ſo ſehr verſtimmte ihn Tronchin's Unfreundlichkeit, eine Folge zunehmender Alters-Schwäche. Er ſehnte ſich nach Einſamkeit, um arbeiten und ſeinen Foderungen an ſich ſelbſt, ſo wie den Erwartungen des Publikums entſprechen zu können: dieſe erwünſchte Ruhe gewährte (ſeit Oct. 1784) der Bonſtettenſche Landſitz Valeyres, wo unter unglaublicher Thätigkeit aller Trübſinn ſchwand. Er lebte dann (im Sommer 1786) in Bern, und hielt (im Winter d. J.) daſelbſt Vorleſungen. Während ihm zu einer Anſtellung bey der Berner Univerſität, an deren Reform man damals, nach republikaniſcher Weiſe ſehr langſam, arbeitete, Hoffnung gemacht wurde, erhielt er (im Januar 1786) eine unerwartete Einladung nach Mainz; der Kurfürſt Friedrich Karl Joſeph wollte ihn perſönlich kennen lernen, da er von Heyne und Sömmerring an Diez Stelle

v) Daß dieſes Verſprechen nicht gehalten wurde, ſcheint nicht in Tronchin's (ſt. 1793) Abneigung gegen M. ſondern in Frankreichs, wo die Leibrenten ſtanden, Umwälzung ſeinen Grund gehabt zu haben.

zum Bibliothekar vorgeschlagen worden war. Müller gefiel, und wurde (d. 12 Febr. 1786) zum Rath und Bibliothekar ernannt. Zwar sollte er durch eine von Privatpersonen in Bern zusammengebrachte Pension dem Vaterlande erhalten werden, und ähnliche Anerbietungen ergingen von Schaffhausen an ihn; „aber w) theils kamen sie zu spät, als der Antrag des Kurfür„sten schon angenommen war, theils schien es für den Beruf „eines Geschichtschreibers des Vaterlandes nicht schicklich, von „Privatpersonen im Vaterlande, wenn sie auch das reinste Wohl„wollen beseelte, Geschenke oder Besoldungen anzunehmen." — Bey mühsamen Berufsgeschäften, welche die Anordnung eines nicht unbeträchtlicher, chaotischen Bücherschatzes ihm auferlegte, leistete er ungemein viel für das Publikum, welches seine Stimme immer mehr als eine vollgültige anerkannte. Die schon in Cassel angefangene Umarbeitung der Schweizergeschichte x) wurde beendet, und die raschere Fortsetzung derselben mit regem Eifer vorbereitet. Es war ihm angelegen, ganz zu seyn, was seine Lage erfoderte; er warf sich in das Studium der Geschichte und Verfassung Teutschlands, ob er gleich früh y) bezweifelte, daß nach bestehenden Verhältnissen sich aus ihr etwas Herrliches werde bilden lassen; auch die Geschichte des Erzstiftes, in welchem er lebte, beschäftigte ihn o.t. Frey ob sich als Sprecher z) für Teutschlands Nationalfreyheit, für Beschirmung und Veredlung der in ihrem Alter, in ihrem Zwecke und ihrer Perfectibilität ehrwürdigen Reichsverfassung, und

w) S. W. Th. 4. S. 160.

x) Die Geschichten Schweizerischer Eidgenossen. Erstes Buch Leipzig 1786. Anderes Buch. das. 1786. Des dritten Buches erste beyde Kapitel. Das. 1788. Des dritten Buches zweyte Abtheilung. Das. 1795. — Neue verbesserte und vermehrte Auflage. Daselbst 1806. Th. 1 — 3. Vierter Theil. Das. 1805. Fünften Theils erste Abtheilung. Das. 1808. gr. 8.

y) Im Anf. des J. 1780. s. S. W. Th. 4. S. 103.

z) Zweyerley Freiheit. Im T. Museum 1786. B. 2 S. 29. fg. — Darstellung des Fürstenbundes. Leipzig 1787; zweyte verb. Auflage. Das. 1788. gr. 8.

klagte laut a), als der Reitungsversuch zur gemeinen politischen Maasregel herabgewürdigt wurde. Er forderte den Teutschen Adel b) auf, in den Hochstiften Zierde und Stütze der Verfassung zu werden. Dieses warme Interesse erwarb ihm väterliches Vertrauen seines edlen Fürsten. Es wurde ihm (im Frühj. 1787) der wichtige Auftrag ertheilt, in Rom ein päbstliches Breve einzuholen, wodurch Carl Anton Maria von Dalberg's Wahl zum Coadjutor des Kurfürsten von Mayenz dem Domkapitel empfohlen ward; nach seiner Rückkunft beschäftigte ihn der Kurfürst im Kabinette, und ernannte ihn (d. 25 April 1788) zum geheimen Legationsrathe, und bald nachher (im Dec.) zum geheimen Konferenzrathe. Seine Berufsgeschäfte waren ihm heilig, und er strebte, sie gewissenhaft zu erfüllen; aber oft mußte er sich gestehen, daß er im Geschäftsleben nicht an seiner rechten Stelle sey, und nur auf dem Felde der Litteratur Ruhm und dauerndes Verdienst geärndtet werden könne. Ein Ruf nach Wien, mit welchem gleichzeitig eine Einladung nach Berlin zusammentraf, hatte um so mehr Reiz, da er ihn den Wissenschaften wieder zu geben verhieß, und Müller gerade damals mit Ueberdruß in den Finanzgeschäften arbeiten mußte, und durch zwey Regierungsbeschlüsse, welche in seinem Geschäftskreis gegen seinen wohlbegründeten Antrag gefaßt worden waren, sich beleidigt c) glaubte; er forderte (im Dec. 1789) den Abschied. Die bey dieser Gelegenheit hervortretende Anhänglichkeit und Liebe des Volks, und die Rückkehr der nur auf kurze Zeit unterbrochenen alten herzlichen Zuneigung des Kurfürsten bestimmte ihn zu bleiben, und alle auswärtige Anträge, zu welchen auch einer nach Hannover, wo er Aufseher der Bibliothek werden sollte, gekommen war, ab-

a) Teutschlands Erwartungen vom Fürstenbunde. 1788. 8.

b) Briefe zweyer Domherren. Frankf. u. Leipzig 1787. Abgedr. in S. W. Th. 8 S. 61 flg. — Ueber das kaiserliche Empfehlungs- und Ausschließungsrecht bey Teutschen Bischofswahlen. Fortsetzung der Briefe zweyer Domherren. Frankf. und Leipzig 1789. 8.

c) S. W. Th. 3. S. 13.

lehnen. Der Kurfürſt ernannte ihn (im Jan. 1791) zum geheimen Staatsrathe, und kurz darauf (im Jul.) zum Staatsreferendarius, in welchem Amte er zugleich mit dem Hofkanzler die inneren Angelegenheiten beſorgen mußte; auch konnte er die kaiſ. Erhebung zum Reichs-Ritter nicht ablehnen, ob er gleich allem äußeren Prunke abgeneigt und zuerſt ſogar unentſchloſſen war, ob er dieſe Standes-Erhöhung bekannt werden laſſen wolle, aus Scheu, im Vaterlande für kleinlich eitel gehalten zu werden.

Das aus Frankreich nach Deutſchland drohend herüberziehende Ungewitter machte ihm viele Sorgen und Arbeiten; während er (d. 24 Sept. 1792) nach Wien gereiſt war, um über folgenreiche Staatsangelegenheiten zu unterhandeln, wurde Mainz von den Franzoſen beſetzt. Er eilte (d. 1 Oct.) nach Aſchaffenburg, holte, nach bewilligtem ſichern Geleite des General Custine, ſeine Habſeligkeiten und Schriften aus Mainz, widerſtand [a]) allen noch ſo verführeriſchen Anträgen und Bitten, in dieſer Stadt zu bleiben, männlich und rechtlich, und begab ſich nach Heiligenſtadt auf dem Eichsfelde, wohin der bedrängte, ſeinem Mißgeſchicke nicht unterliegende Kurfürſt geflüchtet war. Dieſer erlaubte ihm, die abgebrochenen Geſchäfte in Wien fortzuſetzen, und Müller war ſchon damals entſchloſſen, einem durch harte Verluſte ökonomiſch ſehr beſchränkten Fürſten als gutbeſoldeter Diener nicht länger läſtig werden zu wollen. Er erhielt (d. 5 Febr. 1793) die erbetene Entlaſſung, und trat (d. 18 Febr.) als Hofrath bey der Hof- und Staats-Kanzley in kaiſerliche Dienſte.

Gleich Anfangs fühlte er ſich [b]) zu Wien im Geiſte ſehr gebunden, und nur die Hoffnung [c]), eine ſeinen Wünſchen angemeſſenere Anſtellung bey der Bibliothek oder bey dem Archiv zu erhalten, hielt ihn aufrecht. Der Geſchichtſchreiber eines durch Tapferkeit und ruhmvollen Kampf gegen Oeſterreich

a) S. W. Th. 8. S. 400 fg.
b) S. W. Th. 8. S. 431.
c) Ebend. S. 400

großen Volkes, der Heroen des Jahrhunderts und der treue Protestant [1] glaubte in Wien, wie es ihm erschien, damals keine bedeutende Wirksamkeit [2], keine Auszeichnung erwarten zu dürfen. Ungestört wurde inzwischen das Studium historischer Quellen fortgesetzt, und es häufte sich durch fast beyspiellosen Fleiß in zwölf Jahren ein Vorrath von Auszügen, Nachrichten und Betrachtungen, wozu bey anderen eine Lebenszeit erforderlich gewesen wäre. Nach Denis Tod (1800) übernahm der im großen Gebiete der Literatur einheimische Mann mit Freuden die Aufsicht über die herrliche kaiserliche Bibliothek, deren Schätze ihm bisher so reichen Genuß gewährt hatten; und er würde diese für einen Gelehrten beneidenswerthe Lage mit keiner andern haben vertauschen wollen, wenn ihm nach v. Swieten's Absterben die Präfectur der Bibliothek nicht vorenthalten worden wäre, und die österreichische Regierung die Geistesfreyheit bis zu dem Grade beengt hätte, um sogar den Druck der Fortsetzung der Schweizergeschichte im Auslande zu untersagen. Er verließ (1804) Wien, wo ihm verleumderischer Neid und mancherley Mißverständnisse zuletzt das Leben verleidet hatten, und trat als geheimer Kriegsrath und Historiograph in Preußische Dienste.

In einem Zeitalter, welches bald ohne Stütze und Haltung

1) Entweder wurde M's Protestantismus erst spätrobin bekannt oder die gehoffte Erwartung, daß er zur katholischen Kirche übertreten werde, erweckte ihm Gegner; s. Selbstbiographie S. 89. Er hielt sonst sich an (S. 4 Aug. 1780 Briefe an Marie M. v. St. Aubin, während seines Aufenthalts in Genf über verfängliche Glaubenslehre dagegen katholisch sich geäußert zu haben. Seine Schonung und Duldung gegen Andersdenkende, in Verbindung mit Folgerungen aus seiner Schutzrede für die Hierarchie, mag zu Mißverständnissen Veranlassung gegeben haben, welche nicht lange dauern konnten.

2) In den Jahren der Gefahr und drückender Verhältnisse kannte er in gehaltvollen, durch männliche Energie und patriotische Begeisterung ausgezeichneten Mannschriften aufeinanderfolgender Jahrgänge [illegible]

gegen eine Welt siegverbreitete Ueberwacht zu sein schien, Gleichheit der Glaube an Preußens Heldenmuth; und es freute sich der stolzen Wucht, des großen Königs Thaten aufzuzeichnen, an welchen seine jugendliche Phantasie mit inniger Liebe sich gelabt hatte. Denn es gleich nicht nothwendig war, denn doch konnte er nie sein, und sich theils mit Fortsetzung und abermaliger Ueberarbeitung der Schweizergeschichte, theils mit Herausgabe mehrerer Bände von Herder's sämmtlichen Werken, theils mit Aufsätzen [1]) für die Akademie beschäftigte; so verschlangen doch politische Betrachtungen, Hoffnungen, Besorgnisse einen großen Theil seiner Zeit. Als Oesterreich, von England unterstützte Macht (1805) gebrochen war, schienen Europa's politisches Gleichgewicht und Deutschlands Selbstständigkeit nur noch in Preußens Waffenglück mit seinen Adlern gerettet zu sein; und Müller sprach seine Ueberzeugungen in ermuthigendem Style [2]) aus. Wer die Schlacht bey Jena [illegible] Tag schlug und das höchste begleitende Mitgefühl des von siegestrunkenen und in der ersten Betäubung vertrauensvollen Preußischen Heers gestörte und Trauergefühle bey sehen oft

Schriften erkannt werden müsse. Hieher gehören: „Bemerkungen über die an die allgemeine Reichsversammlung gerichtete K. Preußische Erklärung in Betreff des zu Basel d. 5 April geschlossenen Friedens 1795. 8. — Fernere Betrachtung des zu Basel d. 5 April geschlossenen Friedens. 1795. 8. — Die Preußische Mittelsmeinung für den Reichstrieden. Wien 1795. — Die Vereinigung. 1795. 8. — Die Gefahr der Zeit. Februar August 1795. 8. — Mantua 1796. — Eine Antwort an Preußen 1796." — Viele lichtstrahlende teutsche Nationalschrift hat weil nur in Preußischen Ohren Ep. der G. W. einverleibt werden.

b) Ueber die Geschichte Friedrichs II. 1805. — Ueber den Untergang der Freiheit alter Völker. 1806. — De la gloire de Frédéric. — Fortsetzung des ersten Theils der [illegible]-nationalpolitische, einst Eigth. der K. Bibliothek zu Berlin. 1809. Alles abgedruckt in den S. Sp. Bd. 8. S. 101. 102. Sp. der.

1) Die Fortsetzung des heiligen Krieges aus dem Munde Mohammed Sohne Abdallah des Propheten. Herausg. v. J. v. M. Leipzig 1806. 8

politisch gesinnten Mannes. Dann mehr er mit vielen seiner Freunde und Freunde; sicher zu seinen literarischen Bestrebungen hielt ihn gleich. Der Abschluß des Bündnisses führte ihn zur Verbindung mit der neuen Schöpfung. Französische Blätter hatten vom historischen Standpunkte des Schwergebildeten Bewunderung widerfahren lassen, und der Name des Mannes Aufmerksamkeit auf sich erregt; Höflichkeitsrücksichten veranlaßte hierzu, daß Müller zu einer Reise von dem Kaiser Napoleon berufen wurde.

Napoleons Genialität war für den Augenblick wohl berechnete Mittel entgehen in der Absicht freundlicher und zuvorkommender Unterstützungen für alle Classe empfänglichen Mitter, der wieder nur einen Gleichen, einen Bewunderer seines Ruhmes im französischen Kaiser zu erblicken glaubte, und nur einen geistvollen, kenntnißreichen, auch wohl schriftstellernden, das Schicksal der Europäischen Welt umfassenden Repräsentator erkannte; und dem Gott einverleibte Gewalt der Gerechtigkeit gelten mochte, dem Großen zu huldigen, und der neue politische Ordnung der Dinge auf einem andern Gesichtspunkte aufzufassen. Die Umwandlung bisheriger politischer Ansicht war so wenig unter der Würde des Geschichtschreibers und des Menschen, der überall einen Gottes Willen anerkennen, als eigene Weisheit zu schätzen pflegte, daß es vielmehr für bewundernswerthe Verblendung und einseitige Befangenheit des Geistes und Gemüths hätte gehalten werden können, ein System nicht aufgeben zu wollen, welches der Welt höchste Wohlfahrt aufgegeben zu haben schien, indem es Europa's Schicksal in die Hand eines fühnen Machthabers legte. Wenn der Mann, der so lange das Europäische Gleichgewicht erforscht und in Schriften meisterhaft vertheidigt hatte, jetzt mit sich selbst kämpfen mußte, ehe tief gedrungene Forschungen und im zweiundzwanzigjährigen Leben gewonnene Betrachtungen aufgegeben werden konnten; wenn er in dem großen siegenden Kaiserstaat und weltumfassenden Gedanken seinen durch wunderbarsten Einklang ergänzten Wirkens zu widerstehen anfing, wenn ihm oft das unsichtbare ge-

[illegible]

[illegible]

[illegible]

hatte, eine Provinz übertrug, so hatte er aber doch zu wenig persönliche mit der Richtung und den verschiedenen Bedürfnissen seines Landes, um nicht ins Unbestimmte in neue unreife Einrichtungen zu verfallen. Der König kam seinen Ministern entgegen und ernannte den [illegible] zum Chef der Gesetzkunde und General-Director des öffentlichen Unterrichts. Die letztere wollte es vor allem heben und Ernst machen; seine Mutter allein, auch ausgenommen, Bedürfnisse für richtig aufgefaßte Bildung für Literatur und Beredsamkeit: Ernst mußten sie von Einigen aufgefaßte krankhafte Vergrößerung der Einbildung hinwegleiten Bedürfnisse; und wenn die Verwaltung selbst Jemand zum Thor an den Weg, so bedurfte es doch eigentlich nur Worte, daß er im rechten Gleise die Pferde zu viel anlangen, Es that den noth, daß nicht alle gleichen Entfernung für aufgenommenen Gutter mit den rechten, auch als unreife trübe Bilde in die Entwicklungsjahre Jahrzeit. Die zu frühere Lese [illegible] Blüte ringt Jemanden in der wohlthätigsten Beziehung, wenigstens einige Früchte seiner Entwicklungsjahre reifen zu sehen.

Müller's Jahre [illegible] hatte sinnliche nicht Ernstes an; sein Körper war fest und rund; Blut und Saft hatten Gesundheit und Kraft; das Auge viel Ausdruck, und selbst als es durch Entzündung trübe geworden, einigen Ernst; in dem ganzen Theile des Gesichts lag ungemeine Weichheit, in und um den Mund große Sanftheit. Sein Umgang schien durch Freundlichkeit, welche leicht in Vertraulichkeit überging, durch Wärme und Kraft der Liebe, durch Lebhaftigkeit und milde Ernsthaft [illegible] Vorbild. Der oft mißverstandene weiche Ausdruck und gütige Nachsichtigkeit seines und Charakters, auch welches er gründen wollte und zu mißdeuten vermied.

Der Vater hatte den mit seinem Gefühl aufgefaßten, und oft war den nur angeborne, mehr körperliche als geistige empfindliche Reizbarkeit übrig; Jedem Eindrücke empfing er den Kopf, und das Übrige verwandelte sich in Gemüth; er wurde nur unbedeutend, aber oben großen Schlag, so [illegible]

Von Jugend auf [illegible] und Natürlichkeit in

[illegible]

wurde der Plan gemacht; die ganz gemischte Anlage, in welcher die Gestalten von der Landschaftsumgebung umfangen, endlich Müller in der ganzen Anordnung, weil er richtig begriffen, daß die strengere Scheidungslinie nicht als Separation hervortreten sollte, sondern nur als heilige Grenzung verbundenen Lebens; es begann alles (VII) mit der Idee der Gottheit, und wurde bestimmt in der Natur der Heiligthümer, besonders der mystischen Mittelstufen Hierophyten; die Hauptsache, in welche er das Interesse mit dem Allgemeinen hier zu bringen wußte, ist ein sprechendes Zeugniß für sein Talent der höheren Komposition. Die eigentliche Geschichte des Heiligthums betrachtete er aus dem Hauptgesichtspunkte der Entstehung und Bildung der Verfassung, der Entfaltung und Erhaltung der Einheit; durch diese Centralidee gewann er innere Richtung für die einzelnen, oft isolirt erscheinenden Nebentheile seines historischen Stoffs. Hätte er ein abgerundetes Kunstwerk schaffen wollen, bey welchem die Natur des Schwierigkeiten Grund-Idee *) gewiß wäre: so würde freylich schwach manche merkwürdige und politische Individualität in großer Allgemeinheit erblickt, ein oberstes Princip angenommen; aber hinwiederum die schwierige, den Forscher stets Kunstrad im Einzelnen angehende Vollständigkeit erreicht, und vielleicht nur ein Prachtbild für die reine Schaar sogenannter Kunst-Jünger aufgestellt worden seyn. Müller that auf den gewöhnlichen Wegen höherer Komposition freywillig Verzicht, legte sich in den simplen Gang der Natur, und befolgte eine einfache chronologische Anordnung, weder sich selbst unverwehrlich die Mittel bietend, noch den Vorzug einer gegenwärtigen Uebersicht des Ganzen suchend.

Nun die Schwierigkeiten auf den Verlauf einer solchen Kunstwerks, welches mehrere Kunstformen zu höherer vereinigt, und dafür in der Wirkung am befriedigendsten ist, seinen Verlauf machen: so ist es begegnet, daß Theil von Ihr

a) Daß hier von Müller nicht aufmerksam gedachte ist, zeigen die Aufsätze der Schwäger über ihn. S. 19. u. f.

allgemeinen Interesse. Die Nation, für welche zunächst diese Geschichte geschrieben wurde, beschäftigt bekanntlich über politische Wissenschaft, erstickt darunter das Wissenswürdige, Leben, Sitten und Thaten, womit die Vorsehung ihre Staaten oder ihr ganzes Festland mit ihrer Geschichte begnadigt, möchte darunter Erwägungen und Theorie und Systemsucht, welche Noth thun. Den Bürger jedes Staats kann bey der Geschichte der Vorzeit das Ziel auf die Gegenwart richten, die Zeiten der Noth fruchtbar benutzen, um sich und das Gemeinwesen gegen künftige Stürme zu sichern; es wird ihm ein lebendiger altertümlicher Sinn der Treuheit eingehaucht, der erhebende Sinn für Menschen- und Bürgerwerth, das Vertrauen auf die erhabene Kraft des Gemüths, die begeisternde, zum Handeln und Dulden gleich mächtig erhebende Achtung für wahre Größe. Der Gelehrte freut sich des steten Zuwachses seiner Kenntnisse, indem nur wenige historische Bücher mit diesem im Reichthume an Gelehrsamkeit wetteifern können; der denkende Kopf findet vorzüglich vieles angeregt, was weiter verfolgt und überlegt zu werden verdient, und hat den Genuß selbstthätiger Komposition, wozu die Materialien nicht sogar gesammelt ihm dargeboten werden. Der Jüngling wird von der Neuheit, Kraft und Wärme der Ideen ergriffen, und von dem ihm theuern, durch Welt und Geschichtbücher noch nicht verleideten Ton der Wiederholichkeit unwiderstehlich angezogen.

Alle Stimmen vereinigen sich in Beziehung großer Vorzüge, welche die Müllersche Schweizergeschichte auszeichnen; unter diesen nimmt die Wahrhaftigkeit, das Wichtigste in jedem historischen Werke, die erste Stelle ein. Kein Historiker hat unermüdeter und sicherer geforscht als er, und in keinem historischen Werke ist die Achtung für solche pflichtmäßige Forschung bestimmter und anschaulicher ausgesprochen als in dem seinigen. Zahllose Handschriften und Urkunden mußten entziffert und abgeschrieben, mehrere tausend Bücher verglichen und benutzt werden, bis Beweise für einzelne Behauptungen und Züge sich, mit einer bis jetzt unübertroffenen Vollständigkeit und Genau-

keit entgegen, und bilden den reichen Apparat historischer Quellenbenutzung; und es ist nicht Ruhmredigkeit, wenn dieß weilen blos der Gewährsmann genannt wird, ohne die benutzte Stelle bestimmt anzuführen, sondern es ist Unterscheidung der allgemeineren und der näheren Quellenbenutzung; die erstere beschränkt sich auf Angabe des Schriftstellers, von dem eine Darstellung, eine Ansicht, ein Urtheil entlehnt wird; die letztere scheint nur dann erforderlich, wenn einmal Neues vorgebracht oder dem bisher Bekannten ein Zusatz oder eine Aenderung beigefügt wird. Die erste Ausgabe der Schweizer-Geschichte war ohne alle Citate, und hatte nur ein ansehnliches Verzeichniß der benutzten Quellen und Hülfsmittel an der Spitze; diese reicher war die zweyte Ausgabe mit Citaten ausgestattet; und wenn diese Fülle von Gelehrsamkeit und Forschung dem bequemen und lediglich auf Unterhaltung und leichten Genuß bedachten Leser lästig fällt, so ist sie dagegen ein Schatz für selbstthätige Denker und Forscher aller Zeiten, ein unvergängliches Denkmal der seltensten Anstrengung menschlicher Kräfte, und des edelsten Bestrebens, der Wahrheit im Gebiete der Geschichte zu huldigen. Wie ruhmvoll ist die Selbstüberwindung eines geistvollen und von der Herrlichkeit des historischen Berufs tief ergriffenen Mannes, der lieber Verarbeit für minder Kompetenten geben, als selbst die unersetzbare hohe Aernte zu kompromiren genießen will, damit der Wahrheit nichts entzogen werde! und demungeachtet ist sein Werk zugleich mehr als Excerpten-Sammlung geworden, und mußte mehr werden bey solcher Reinheit der Ansicht, Reife des Urtheils, Kraft der Darstellung und religiöser Innigkeit des Gefühls; aber freylich mehre und beträchtliche Theile des vielumfassenden Werkes konnten der Natur der Sache nach nicht sowohl Verarbeitung als treue Sammlung gehaltvoller Materialien werden. — Nahe verwandt dieser ausgezeichneten historischen Wahrhaftigkeit, und zum Theile Quelle derselben ist die genaue Kenntniß des Schauplatzes der erzählten Begebenheiten. Müller durchreiste viele Gegenden der Schweiz, um von der Lo-

landsdas, von der Lage der Städte, Dörfer, Klöster und Burgen eine lebendige Anschauung zu erhalten; er besuchte und beobachtete genau die Wahlstätten der Schlachten; er lebte in der Hirtenhütte des Alpenbewohners und weilte auf ihren Triften; er suchte uralte Sitte und Sprache in dem Gebirge auf, wo sie sich am meisten unverändert erhalten haben, wo der Nationalgeist am sichtbarsten und oft Jahrhunderte lang sich gleich geblieben ist; er ließ sich von Hirten im Gebirge und in Abtern alte Geschichten erzählen, und fand bei sorgfältigster Prüfung die Ueberlieferung oft reiner als Chroniken und Amtsberichte. Wo er war, vergegenwärtigte ihm sein treffliches Gedächtniß die Begebenheiten, woran der Ort erinnerte, und überall wußte er mit der lebendigen Theilnahme des Patrioten und mit der Geschäftigkeit des Forschers die historischen Punkte aufzufinden, welche durch Kenntniß der Oertlichkeit an Klarheit gewannen. — Aus dem Allen ging ein neuer Vorzug seines Werkes hervor, Lebendigkeit und fast dramatische Anschaulichkeit der Darstellung; die Naturbeschreibungen sind überraschend treu malerisch, und Begebenheiten entwickeln sich vor unsern Augen; wir sehen die biederen tapferen Männer handeln; die verborgensten Aeußerungen der Nation im häuslichen Kreise, beym geselligschaftlichen Zusammentreffen im Gotteshause, in gemeinsamen Berathungen, auf Messen, im Trinkgelage, sind hervorgezogen aus ihrem Dunkel, und werden zusammengestellt zur selbstsprechenden Charakteristik des Zeitalters. Müller war einheimisch in allen Jahrhunderten und Verhältnissen seines Volks; er kannte die Schlösser des Adels, wie die Hütten der Alpenbewohner, die Tagsatzungen des Volks, die Versammlungen der gesetzgebenden Hirten, der Bürgerzünfte und der aristokratischen Senate. Gelingen ihm gleich die kleinen Idyllenstücke am glücklichsten, so sind doch auch sehr viele seiner Schlachtgemälde wirklich meisterhaft, und beurkunden eine seltene Kenntniß des Kriegswesens, welche er sich durch behartliches Studium zu erwerben gewußt hatte, und wobey ihm die genauere Kenntniß des Kampfplatzes überaus zu statten kam. Die Cha-

rakteriſtik der handelnden Perſonen überläßt Müller faſt immer ſeinem Leſer, den er durch treue und vielſeitige Angabe einzelner Züge, wie ſie in den Berichten der Quellen ſich vorfanden, in den Stand zu ſetzen ſuchte, ſelbſt zu urtheilen; er hielt es für vorgreifende Anmaßung, die ganze Eigenthümlichkeit einer wichtigen hiſtoriſchen Perſon erklären und anſchaulich darſtellen zu wollen; nur bey Charakteren, welche nicht auf vaterländiſchem Boden gebildet waren, und deren Plane und Unternehmungen doch tief in die Nationalgeſchichte eingriffen, erlaubte er ſich eine Ausnahme von der Regel, und ſtellte ihre Schilderung als exponirenden Prolog den durch ſie veranlaßten Begebenheiten voraus; bisweilen hielt er auch Rekapitulationen über bedeutende Männer der Nation für nothwendig, um das Reſultat über ihre Denkart, Abſichten und Handlungen zu erleichtern.

Die Sprache in der Schweizergeſchichte iſt nur von Wenigen nach Grundſätzen der Gerechtigkeit beurtheilt worden; es wurde vergeſſen, daß ein Leben unter Urkunden und Chroniken zur bündigſten Kürze und zum entſchloſſenſten Zuſammendrängen nöthigt, daß Abneigung und Kampf gegen weitſchweifige Kanzleyſprache, bey ruhmwürdigem Ringen des Gedankenreichthums mit dem Ausdrucke ſich triumphirend ankündigt, daß zu viele Sprach-Eigenthümlichkeiten des Geburtslandes überwunden und veredelt werden mußten, als daß durch die wenigen, welche ſeiner Schreibart als urſprüngliche Malzeichen verblieben, Unkorrektheit bewieſen werden könne. Als Hiſtoriker konnte Müller keinen inneren Styl haben, wie ihn die eine Geſchichte ſelbſt konſtruirenden Romantiker verlangen; ſein Ausdruck trug die Farbe des behandelten hiſtoriſchen Stoffs, und wird am erſchöpfendſten charakteriſirt, wenn man ihn veredelten Chronikenſtyl benennt. Sein Streben nach römiſcher Kürze und Beſtimmtheit artet oft in dunkle Härte und Räthſelhaftigkeit aus, und die nicht ſelten allzu gewiſſenhafte Bewahrung nationeller Alterthümlichkeit gränzt, ohne des Verfaſſers Willen, an geſuchte und fremdartige Originalität; aber die

Schreibart iſt, wenn gleich oft rauh und abgebrochen, doch körnig, gediegen und ſinnſchwer, voll männlicher Kraft, und groß durch Neuheit und Kühnheit. Der didaktiſche Styl iſt freyer als der von dem Stoffe und von den Quellen abhängige hiſtoriſche, hat wahre Originalität, und kann ſehr oft als klaſſiſch gelten.

Müller ſelbſt beurtheilte [b]) ſein Werk mit zu großer Beſcheidenheit und faſt ungerechter Strenge; er geſtand, daß demſelben viel fehle, um zu ſeyn, was es ſeyn ſollte; klagte über Härten und Dunkelheiten der Sprache; wollte die oft fragmentariſch gearbeitete Geſchichte ſogar nur als ein Magazin betrachtet wiſſen, in welches er, was ihm bey vielfältiger Lektüre als merkwürdig auffiel, und manchmal die Fülle ſeiner Ueberzeugungen und Empfindungen zu künftigem Gebrauche niedergelegt habe; und war auf ihre gänzliche Umſchmelzung bedacht. Aber ein edler Theil unſers Publikums, deſſen Stimmfähigkeit am wenigſten bezweifelt werden kann, hat der Müllerſchen Schweizergeſchichte volle Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, indem derſelbe ihr eine der erſten Stellen unter allen hiſtoriſchen Werken der neueren Zeit, und Anſpruch auf die Ehre, den Werken der Alten zur Seite geſtellt zu werden, zuerkannt hat. Sie läßt keine befriedigende Vergleichung mit irgend einem Werke [c]) des klaſſiſchen Alterthums zu: weil ihr Urheber für Beſchreibung einer von der alten ſehr verſchiedenen Welt ſich eine eigne Bahn hat brechen müſſen; und ſein durch die

b) Briefe an Woltmann S. XVII. XXVII. S. W. Th. 5. S. 173. 186. 292.

c) Sogleich bey der erſten Erſcheinung der Schweizergeſchichte wurde M. in der Allgem. Teutſchen Bibl. B. 44. St. 1. S. 199. flg. als Geiſtesbruder des Tacitus bezeichnet, mit Unrecht: der Römer iſt melancholiſch, M. heiter; Tacitus Schriften regiert der Geiſt der Wehmuth und bitterer Reſignation, in des Schweizers Anſichten herrſchen Zuverſicht und freudiger Glaube an die Menſchheit; beyde blicken auf eine beſſere Vergangenheit mit regem Intereſſe zurück, aber Tacitus, um unwillig die Zeitgenoſſen zu ſtrafen, und M., um ſie zur Eintracht und zum Bruderſinn liebevoll zu

groſsen Alten genährter Geiſt von dieſen zwar den feyerlichen Ernſt annahm, aber dabey die vaterländiſche Gemüthlichkeit nicht aufgab, und immer durchdrungen blieb von reiner Gottesliebe und von Humanität, welche aus dieſer entquillt. Es iſt wahre Teutſchheit, welche aus dieſem Werke uns anſpricht; teutſche Gelehrſamkeit und Arbeitſamkeit, teutſche Achtung für Wahrheit, Freyheit und Recht, teutſche Kraft und Anſpruchloſigkeit. Möge dieſes Beſitzthum auf ewige Zeiten unſern dankbaren Nachkommen ſeyn, was es zu ſeyn verdient, Muſter der Forſchung und des Studiums, der Ehrerbietung für Verfaſſung und Gerechtſame, des hohen vaterländiſchen Geiſtes und des erquickenden Glaubens an Gott und Menſchheit.

Die Weltgeſchichte iſt nach Müller's Tod erſchienen [d]). Er hatte über dreyßig Jahre daran gearbeitet [e]) und obgleich das Werk immer unter ſeinen Foderungen blieb, ſo hörte er doch nie auf, daran zu beſſern, und mit ſeiner Vervollkommnung ſich zu beſchäftigen. Er ſuchte [f]) ſich über alle Eindrücke des

ermuntern, beyde laſſen in Winken und räthſelhaften Andeutungen mehr ahnden, als ausgeſprochen iſt, aber des Römers Schweigen klagt mistrauiſch das Jahrhundert an, des Teutſchen Abgebrochenheit fließt aus gutmüthigem Vertrauen auf Selbſtdenken, Erfahrung und Kenntniſſe ſeines Publikums.

d) Tübingen 1810. 3 Thle. gr. 8. in 24 Büchern; fortgeführt bis 1787. — Die Schilderung des Propheten Mahomed ſtand in der Eunomia 1805 April. — Die Auszüge aus faſt zweytauſend Schriftſtellern, welche ſeit 1777 zum Behufe dieſes Werks geleſen worden waren, verdienen als Grundlage: einer hiſtoriſchen Bibliothek aus authentiſchen Quellen, wenigſtens in ſo ferne ſie Abweichungen von herkömmlichen Vorſtellungen enthalten, dem gelehrten Publikum mitgetheilt zu werden.

e) Zuerſt franzöſiſch in Genf 1779 und daſelbſt viermal für die Vorleſungen durchgeſehen; Teutſch in Caſſel 1781 und 1782, und die alte Geſchichte zu gleichem Zwecke überarbeitet in Bern 1785: eine neue teutſche Ueberarbeitung in Wien 1796 und 1797; auch an dieſer fortgeſetzt im Einzelnen gefeilt. Die Vollendung war 1807 für den Aufenthalt in Tübingen aufbehalten.

f) S. W. Th. 5. S. 87. 98. 129. 346. Br. an Gleim Th. 2. S. 585.

Orts und der Zeit zu erheben, um mit reiner Unbefangenheit zu betrachten, was war, was nun iſt und wie es ward; die inneren Urſachen des Aufblühens und Verwelkens der Staaten und Völker zu erforſchen, den Geiſt jedes Zeitalters auszuzeichnen, aus demſelben die Begebenheiten, und aus dieſen die Veränderungen im Eigenthümlichen eines Staates oder Volkes zu erklären; er erkannte in der Fügung aller Dinge eine Kette, die von Gott ausgeht und alle Weſen vom Weltall auf jenen Staub in Verbindung hält, und glaubte hin und wieder einige Glieder dieſer Kette zu entdecken, wenngleich das Meiſte in Dunkel gehüllt iſt; aus den Bruchſtücken des Gemäldes der Zeiten wollte er den Gang der Vorſehung mit uns, den Zuſammenhang ihrer Wege, ſo weit derſelbe dem Menſchen erkennbar iſt, andeuten; die Erfahrungen der alten Welt ſollten zum Nutzen und Frommen der neuen dargelegt; die Leſer ſollten veranlaßt werden, den Schlüſſel zu Thatſachen, welche in Büchern liegen, in ihrem Herzen und in der Welt rauf zu ſuchen und zu finden; Liebe zu Ordnung und Recht ſollte dadurch verkündigt und geweckt werden; das Werk ſollte ein Lehrbuch ewiger Sittenlehre, aus den Schickſalen des menſchlichen Geſchlechts gefloſſen, ſeyn.

Dieſe allerdings koſtbare Reliquie eines von Freyheit und Gerechtigkeit, von Humanität und Gottesfurcht begeiſterten Mannes, iſt als Bereicherung unſerer hiſtoriſchen Literatur zu betrachten, ungeachtet dem Werke der Charakter reifer Vollendung fehlt. Es ſind eigentlich gehaltvolle, gedankenreiche Umriſſe, ganz geeignet nun den, welchem die Maſchinerie der Geſchichte nicht fremd iſt, mit ihrem Geiſte bekannt zu machen. Zwar wird bisweilen verhältnißmäßige Vollſtändigkeit und genügender Zuſammenhang vermißt, und überhaupt vieles vorausgeſetzt, um die leiſeren Andeutungen zu verſtehen; in der Auswahl des Speciſiſchen findet hie und da kein völliges Ebenmaaß ſtatt; der Darſtellung fehlt oft begeiſterndes Feuer, und die Schreibart iſt hie und da weniger rein und kräftig. Aber

Mehres iſt trefflich aus einander geſetzt; in der bey faſt allen Univerſalhiſtorikern obſervanzmäßig einſeitigen Behandlung der hiſtoriſchen Gegenſätze herrſcht große Klarheit; die Verfaſſungen werden gründlich, lichtvoll und mit pragmatiſchem Geiſte dargeſtellt; die Charaktere der Hauptperſonen ſind größerntheils richtig aufgefaßt, und eben ſo muſterhaft anſchaulich als bündig entwickelt; das Wichtige und Entſcheidende in den Ereigniſſen wird glücklich hervorgehoben und verſtändig beleuchtet; überall beurkundet ſich Quellenſtudium und achtungswürdiger Geiſt gewiſſenhafter Forſchung.

Müller brachte viele politiſche Ideen zum Studium der Geſchichte: aber ungleich mehr trug dieſes bey, dieſelben zu läutern, zu berichtigen und zu befeſtigen, und ſeine politiſchen Anſichten zu erzeugen und zu begründen. Er hatte zu regſamen Sinn für das wirkliche Leben, zu ernſten Willen, der Welt zu nutzen, ſtand in zu enger Verbindung mit erfahrnen Geſchäftsmännern, war zu aufmerkſam in Genf auf Reibungen und entgegeſetzte Beſtrebungen der Partheyen geweſen, hatte zu thätigen Antheil an politiſchen Verhandlungen in Mainz und Wien genommen; als daß ſeine politiſche Denkart nicht als Hauptbeſtandtheil ſeines inneren Daſeyns betrachtet werden ſollte. Die Politik behielt er bey allen ſeinen Studien und Arbeiten immer im Auge, und erwarb ſich einen Blick, deſſen Schärfe und Richtigkeit die Achtung für des ſeltenen Mannes Geiſt und Verſtand vermehren müſſen. Sehr früh (ſchon ſeit 1774) erkannte er a) den gefahrvollen Zuſtand von Europa, die Ohnmacht und Treuloſigkeit der Kabinette, die Sittenloſigkeit und die Irreligioſität der Völker, den Verfall des Adels und Klerus, den Mangel an Weisheit in vielen Staatsverwaltungen; er erblickte die immer näher tretende Nothwendigkeit

a) S. W. 4. S. 163 219. Th. 5. S. 84. 186. 277. 408. 440. Br. j. G. S. 110. Br. an Gleim B. 2. S. 601.

zu einem Ausfegen der Tenne, indem überall das Unkraut den guten Saamen erſticke; er glaubte, daß das europäiſche Menſchengeſchlecht durch heftige Erſchütterungen neu elektriſirt werden müſſe, um die Begriffe von Politik und Religion zu läutern, und daß vielleicht bald die höhere Kultur und Civiliſation, die Reize und Genüſſe des verfeinerten geſellſchaftlichen Lebens ſich aus Europa in fremde Welttheile, namentlich nach Nord-Amerika hinüber ziehen würden. Er durchſchaute ſchnell die Folgen der Revolution in Nord-Amerika; er begriff früher, als die meiſten ſeiner Zeitgenoſſen das Verderbliche der Theilung Polens und das Gefährliche in Joſeph's II. Neuerungen und Anmaaßungen. Der Sturz der Schweiz, der Untergang ihrer Freyheit und Selbſtſtändigkeit ſtand ihm [h]) lange gegenwärtig vor Augen, und mit Wehmuth ſah er in Erfüllung gehen, wogegen er vergeblich gewarnt hatte.

Auch die franzöſiſche Revolution ahndete er [i]) als Jüngling, und erblickte (1757) in der Encyklopädie die Quelle des Umſturzes der franzöſiſchen Monarchie, vorbereitet und gereift durch immer allgemeinere Sittenloſigkeit und Irreligioſität. Treffend und durch den Erfolg vollkommen gerechtfertigt war ſein Urtheil [k]) über dieſe ungeheure Begebenheit; und wenn er gleich den 24 Julius 1789 den ſchönſten Tag ſeit Untergang der römiſchen Weltherrſchaft nannte; wenn er gleich richtig die neubelebte Kraft des Nationalcharakters, das furchtbare Emporſteigen der politiſchen Macht Frankreichs vorausſah, überzeugt war, daß der ſeit funfzig Jahren in Europa verbreitete Geiſt, die reiche Quelle großer moraliſcher Kraft, durch Bajonette nicht vertilgt werden könne, und ſich freute, daß Fürſten und Gewaltige aus dem Schlafe gerüttelt würden, in welchen

h) Br. e. j. G. S. 2. 135. 207. 215. 251. 258. 263. S. W. Th. 4. S. 190. Mſch. d. Schw. K. V. j. S. IV. f. d. Vorrede.
i) Br. e. j. G. S. 16.
k) S. W. Th. 5. S. 269. 271. f. 338. 371. Anm. 103.

ſie die lange Geduld der Nationen eingewiegt hatte: ſo entging ihm doch keineswegs, daß die Revolution ihren erſten Zweck verfehlen und von keinem Beſtand ſeyn werde, da abſtrakte Theorien geltend gemacht werden ſollten, und da kein freyes Volk ohne Sitten und keine Sitten ohne Religion beſtehen können.

Mit allen dieſen Blicken, Ahndungen und Beſorgniſſen kamen weder Unſtätigkeit und Wankelmuth, noch Niedergeſchlagenheit und Verzagtheit in ſein Gemüth; vielmehr nahm ſeine Faſſung zu, ſein Streben nach Unabhängigkeit von der äußeren Welt, das Gefühl ſeines Selbſtwerths erhoben ihn über die drohendſten Gefahren des Zeitalters.

Und was Müller's politiſches Syſtem genannt werden kann, blieb lang genug noch immer vereinbar mit den neuen und für viele eben ſo unerwarteten als unbegreiflichen Umwälzungen. Dieſes Syſtem war das Reſultat vielſeitiger Beobachtung und Erfahrung, einer freyen Denkart und eines umfaſſenden Blickes in die große weite Menſchenwelt. Faſt ganz frey von patriotiſcher Einſeitigkeit und engherzigem Partikularismus, nicht blos tolerant, ſondern gerecht gegen manichfaltige Formen der Regierung und Verwaltung der Staaten, hielt er ſich überzeugt, daß eine und dieſelbe Verfaſſung keineswegs für alle Staaten tauglich ſey, daß jeder Staat eben ſo viel Eigenthümliches in der Verfaſſung, als der Menſch im Charakter haben müſſe, daß das Glück der Völker nicht von Formen abhänge, und alles, was Völker und Staaten hebt, als politiſch groß zu betrachten ſey. Unter den Staatsverfaſſungen erklärte er Ariſtokratie und gemäßigte Monarchie für die vorzüglichſten, Demokratie für die unvollkommenſte, Despotie für die verderblichſte; unter den wirklich vorhandenen die Brittiſche für die beſte. Allgemeine Unterdrückung unter politiſchem Uebergewichte ſchien ihm das Zuchtbarſte für europäiſche Freyheit und Kultur; er hielt daher für wohlthätig und nothwendig, daß der

politiſche Einfluß auf Europa in mehreren Staaten vertheilt erhalten, und eine möglichſt gleichreife Entwickelung der Kräfte dadurch bewirkt werde; ſo hoffte er, daß jeder Staat ſeine eigene Geſetze und Sitten bewahren, die Freyheit des Einzelnen immer irgendwo eine Freyſtätte finden, keine despotiſche Sorgloſigkeit ſich der Fürſten bemächtigen, und die Wirkung und Gegenwirkung von mancherley Intereſſen in Europa ein gewiſſes Leben unterhalten werde.

Weit entfernt, den Untergang des politiſchen Gleichgewichtes in Europa aus dem umgreifenden Fortgang der Folgen der franzöſiſchen Revolution zu beſorgen, erwartete Gentz vielmehr Wiederherſtellung und Neubelebung deſſelben in verjüngter Kraft. Als er aber die innere Grundlage der Staaten, auf welche ſich das Syſtem des Gleichgewichts ſtützte, nicht nur erſchüttert, ſondern wirklich zum Theil ſchon untergegangen, das Veraltete unaufhaltſam einſtürzen ſah; als ihn furchtbare Ereigniſſe lehrten, daß durch einzelne Mächte, auf welche er hoffend vertraut hatte, daſſelbe nicht gerettet, und ſein heißer Wunſch für das Wohl der Menſchheit auf dieſem Wege nicht erfüllt werden könne: da meinte er aus den Zeichen zu erkennen, daß Gott etwas neues machen wolle und glaubte zu begreifen, daß die teutſchen Völkerſchaften nur durch Anſchließen an Frankreich einigermaßen ihre Selbſtändigkeit retten könnten. Nun beſtrebte er ſich in die neue Weltordnung alle moraliſche Brauchbarkeit hinüberzuretten, welche für die alte ohne Erfolg verſchwendet worden war; und arbeitete er auf die Selbſtreform ſeiner Zeitgenoſſen hin, damit durch Menſchen erreicht werde, was durch Syſteme nicht zu Stande gekommen. Mit Liebe und Hoffnung umfaßte er die neue Welt; er ehrte das mit Glanz umgebene Werkzeug der Vorſehung; er faßte Muth, auch nach dem ihm neuen Plane der Erziehung eines großen Theils der Menſchheit zu wirken, ſo lange ſein Tag noch dauerte; und er hat gewirkt nicht ruhmlos, ſeiner nicht unwürdig.

Die Umwandelung seiner Ansichten war doch gewiß nicht so stark, als sie bey denen gewesen seyn muß, welche einst die französische Republik bewunderten, und dann auch das Kaiserthum priesen: aber doch wurde sie ihm sehr verargt, und mit bittern Folgerungen begleitet. Als Edmund Burke, der Beförderer der Amerikanischen Revolution, sich zum leidenschaftlichen Widersacher aller Neuerungen aufwarf, und sowohl die französische Revolution, als ihre Fürsprecher in England mit den verhaßtesten Farben schilderte: da erlaubte man sich's nicht, den im Privatleben und in seinem öffentlichen Berufe als rechtschaffen bewährten Mann, wegen einer Verschiedenheit der Meinung, so unerhört sie sich auch geäussert hatte, so unverkennbare Symtome der Inconsequenz mit diesen Aeußerungen auch verbunden waren, zu so leidenschaftlichen, schneidenden und liebloſen Urtheilen sie ihn auch verleitet hatte, von Seiten seines Charakters anzutasten [1]; aber in Teutschland vergaßen nur zu viele die Pflicht der Gerechtigkeit gegen Müller, obgleich seine politische Apostaße weder groß noch gehäßig war, und durchaus keinen Einfluß auf seinen menschlichen und literärischen Charakter hatte. Möchte er dieser Verwundung seines Gemüths und der bittern Erfahrungen von politischer Selbsttäuschung haben überhoben werden können; nicht weil sein Nachruhm als Mensch und Gelehrter dadurch gefährdet wird, sondern weil er vor vielen andern verdiente, gegen Kränkungen geschützt zu bleiben.

Für Müller's Unsterblichkeit ist gesorgt. Der stirbt nicht, der beym Scheiden aus der Welt einen Theil des Lichts zurück läßt, welches die Mitwelt und Nachkommenschaft zu veredeln vermag; der sich durch unvergängliche Werke würdig macht der Trauer, die ihm folget, und des Andenkens, das seinen Namen feyert. „Du [2] hastest so schön der neuen Zeit

1) S. Forster k. Schr. Th. 4. S. 181.

2) Jean Paul im Vaterländischen Museum 1810. St. 1. S. 16.

die alte an, und littest und schufest zugleich — und suchtest in der Nachwelt Vorzeit. So wirke denn dir jeder Verwandte seines Sinnes nach, und thue Gutes und Festes, ohne etwas anders — nicht einmal die Hoffnung, geschweige die Furcht — zu befragen, als sein Herz voll Vorwelt." —

Marburg, Jan. 1811.

Ueber die elektrischen Fische.

Von

Henrich Steffens.

Vorgelesen den 5. December 1801.

der Universität Kiel auf die lichtvollste Weise aufgenommen. Hier wurde ich von vielen Freunden, als Lehrer hochverehrten, umgeben durch die theologische Klasse; der philosophischen Fakultät verdanke ich die Ehrenwürde, und umgaben von Freundschaft und Liebe, durch die Fürsorge der verehrlichen Behörden, verlebte ich hier zwei Jahre, die ich zu den heiteren und fröhlichen meines Lebens rechnen muß, wie sie in vieler Hinsicht zu mich zu den wichtigsten gezählt werden müssen. In diesen [illegible] die theologische Fakultät meinen auf eine so ehrenvolle Weise erneuert hat, mit lebhaft der Wunsch hervor in den herrlichen, in ganz Deutschland, seinen sich [illegible] verehrten, verehrten, ehrwürdigen Greis [illegible] der — stets eine Zierde der Fakultät, — meinen mehr väterlichen väterlichen Wohlwollen, auf welche Zuneigung ich stets [illegible].

Schließlich muß ich aber noch Jedem sagen, allen meinen Freunde versichern zu dürfen, daß ich mit einer Universität so nahere Verbindung getreten bin, die in einer so wichtigen Zeit, durch die [illegible] wissenschaftliche Bedeutung, in ganz Deutschland die größte Achtung, und einen ausgezeichneten Ruhm erworben hat.

Ueber die elektrische Linie.

Durch den engen Verkehr beider und auch in der Verbindung des Organs mit der Muskel. Ältere Anatomen, Bell und Lawrence hatten die Nerven des willkürlichen Organs seine Bewegungen, die eben so viele Muskeln eines besonderen Art (Muscoli fulvi). Sowohl man die Verbindung dieses Organs mit den willkürlichen Fäden entdeckt hat, ist diese Ansicht ganz aufgegeben. Aber schließen sich beide Fäden beim Bewegung an? Die meisten Beobachtungen scheinen, daß es eigentliche Muskeln sind, daß Verwandtschaft der Structur beider zu deutlich beginnen. Aber ausführlichere Untersuchung wird hoffentlich darthun, daß die Verschiedenheit dieses Organs mit den Muskeln hinlänglich so ganz deutlich ist.

Schwer ist die Frage, wie diese Organe einwirken, bewegen, denn sie bei einer klare und überall deutliche Empfindung auf das Muskelsystem des Thiers, so muß der Wille des Muskelsystems hervorgehen, sondern hören wir das Organ sich von dem Willen trennen, entgegen gestellen und beginnen Functionen, wo es in dem Grade, den eigentlichen Zweck der Muskelthätigkeit des Thiers aufgehoben ist. Die Meinung Cuvier's unterscheidet sich wesentlich von allen Ansichten und entschiedenen Widersprüche des Herr ausführlichen Schwierigkeit. Die Nerven unserer Meinung nehmen die Eingeweide einen so unterordneten Antheil an, so daß der Nerv von dem Centralsystem und in seiner großen Entfernung von dem Kopfe liegt. Der Schwung, der eben von dem Hirnmark so anderer beschaffen ist, muß der Muskel, die Bewegung und das willkürliche Organ. Der vorgeschlagene Sitz der Muskelthätigkeit des von Nerven, die zu der Klasse der Wirbelthiere gehören, ist offenbar von dem Nerven auch der Seele zu, wo eben das willkürliche Organ angebracht ist. Die Organe der Empfindung und Bewegung sind nahe verbunden, aber ist gewiß Einrichtung, daß die Seele, die sie verbinden, meinen Nerven beständig wird, Denn — gewiß ist die Structur verschieden, daß das Empfindungs- und motorische Nerven eben so verschieden. Aber der Empfindungs- als der Nerv von verschiedener Natur sind, auch die

gung des Schwanzes. Humboldt aber hat bewiesen, daß das Thier die kleinsten Gegenstände ohne irgend eine sichtbare äußere Bewegung zu erblicken vermag. Aber ich bin völlig überzeugt, daß der Zitteraal, wenn er Gesichtswerkzeuge besäße, wie von Nemours's Beobachtungen der Zitterrochen, das Gegentheil beweist. Eine Construction, die man freilich ohne äußere Bewegung des Schwanzes, wenn man genau beobachtet, durch ein Hinsehen der Versuche vorne und hinten ohne allen Zweifel wahrnehmen wird. Ja, die Anstrengung, die diese Construction dem Thiere kostet, ist augenscheinlich das Ermüdendste, und auch Tetti, wenn es wiederholt wird, dem Thiere das Leben kostet. Die plötzliche, schwache Ermüdung des erschöpften Thieres ist eine wahre Krampf, ein Uebergehen der willkührlichen Bewegung in eine unwillkührliche. Weil das Organ des Zitterrochen vorne, in der Nähe des Kopfes angebracht ist, weil die Nerven des Organs aus dem Gehirn entspringen, ist die entgegengesetzte Construction mit einer Bewegung des Kopfes verbunden, die man an dem Zitteraal nicht wahrnimmt.

Das Organ steht in keinem genauern Verhältniß zum Gehirn, als alle willkührlichen Muskeln. Ob eigentliche Gehirnnerven sich in dem Organe verzweigen finden, hängt lediglich von der Stelle ab, wo das Organ einwächst. Von dem Zitterrochen hat Herr Savi [illegible] und von dem vorderen Theile des hinteren Paares und aus dem achten Paare entspringen, weil das Organ in der Nähe des Kopfes liegt. Von dem Zitteraale [illegible] aus dem achten Paare her, weil es am Kopfe liegt, und von dem Zitteraal entspringen alle aus dem Rückgrat, weil das Organ am Schwanze angebracht ist.

Wenn wir nun diese genauere, organische Zusammensetzung der elektrischen Organe mit den Muskeln vergleichen, wenn wir betrachten, daß sie, so wie jene, lediglich Organe der willkührlichen, freilich meist durch Kunst lange gebrauchten, gewöhnlich in sich sich verschlungenen Bewegung sind, wie verhalten sie sich dann, bei der anscheinend abweichenden Bildung, die elektrische Entwickelt, wieder mit den Muskeln gemein hat, zu deren

und wie verhält ſich die abweichende Funktion zu der abweichenden Bildung? Endlich, warum finden wir ſie nur bei den Fiſchen und bey keinem andern Thiere?

Wir wollen durch eine kurze Betrachtung wenigſtens einiges zur Beantwortung dieſer Fragen beyzutragen und beizubringen. Wir berühren dabey Verhältniſſe, die, wie wir wohl wiſſen, eine ſehr ausführliche Entwickelung erfordern, wenn ſie vollſtändig begründet werden ſollen. Aber wir wagen Andeutungen, die, mögen ſie auch neuen Fragen ähnlicher ſehen, als einer eigentlichen Beantwortung, doch vielleicht nicht ganz ohne Nutzen ſeyn werden.

Alle Organe bilden ſich in der Reihe der Thiere gleichmäßig aus, eine jede Thierſtufe ſtellt gleichſam eine gemeinſchaftliche Temperatur aller Bildungen dar. Das Muskelſyſtem, beſonders das Syſtem der willkührlichen Muskeln, gelagert zwiſchen Haut und Knochen, hängt in ſeiner Bildung von dieſen Extremen ab. Bey den höhern Thieren haben jene Ausſcheidungen des Nervenſyſtems, in ſeinem Extreme faſt Erſterben, nach Außen und des Gefäßſyſtems, eben ſo Erſtarren, nach Innen am entſchiedenſten ſtattgefunden. Die Gallert, die durch das Kochen als Leim erſcheint, der phosphorſaure Kalk ſind es, die ſich in die Sehnen, den Knorpel, den Knochen, und die erſte wenigſtens auch in die Haut hineinzuziehen ſcheinen; während der Faſerſtoff des Bluts, faſt unverändert, in einer beſtimmten Klebrigkeit, die, nach Berzelius faſt ½ der Muskelmaſſe ausmacht, eingetaucht, auf das innigſte mit dem Blut- und Nervenſyſtem vereinigt, ganz vom Zellgewebe durchdrungen, zurückbleibt. Je weniger entſchieden die Bildung von Haut und Knochen iſt, deſto mehr ſcheinen die Beſtandtheile derſelben noch in den Muskeln ſelbſt zu herrſchen, deſto geringer iſt ihre Verbindung mit dem Nerven- und Blutſyſtem. Bey den Mollusken ſchwimmen ſie noch in dem gemeinſamen Gallert, weil weder Haupt- noch Knochenbildung da iſt, und daher die entſchiedene, in ſich geſonderte Mitte beyder nicht hervortreten kann. Bey den Fiſchen fängt jene Trennung

an, aber dennoch ſind die Muskeln noch Gallert-haltiger, als bey den höhern Thieren, was wir beſtimmt auszuſprechen wagen, obgleich keine unmittelbare Erfahrungen dafür ſprechen. Bekanntlich ſind Thouvenets Unterſuchungen die einzigen, die wir über die Beſtandtheile der Muskeln der Fiſche beſitzen, aber dieſe ſind, bey den Fortſchritten, die die thieriſche Chemie gemacht hat, als völlig unzulänglich anzuſehen. Aber mit dieſer anfangenden Bildung, iſt auch eine anfangende innigere Hineinbildung in das Muskel- und Nervenſyſtem verbunden. Die Nerven verbinden ſich mit Muskeln, vertheilen ſich in die Subſtanz derſelben, aber kaum ſo innig, wie bey den höhern Thieren; die Blutgefäße verzweigen ſich, aber der färbende Stoff tritt zurück. Bildet ſich die Haut nicht aus dem Zellgewebe? Iſt der Knochen nicht als eine erſtarrte Faſer zu betrachten? Bey den Fiſchen aber, wo jene Elemente entgegengeſetzter Bildung noch nicht aus den Muskeln ſich geſondert haben, obgleich ihre Trennung hier ausgeſprochen iſt, bilden ſich jene räthſelhaften Organe, deren Längefaſern, wie durch eine Kryſtalliſation, ſich mehr erſtarren, während das Zellgewebe, mehr geſondert, die Scheidewände bildet. Wie bey den Muskeln hat die Fähigkeit ſich zu contrahiren noch ihren Sitz in den Längefaſern. Nur bei dieſen Thieren können dieſe Organe ſich bilden. Bey den geringern verſchwinden die Muskeln zu ſehr in der gemeinſchaftlichen Gallert, auch iſt das energiſche Hineinbilden in einem entſchiedenen Blut- und Nervenſyſtem nicht ſtark genug ausgeſprochen. Bey den höhern Thieren aber ſind die Elemente zu beſtimmt geſondert.

Es iſt wohl die herrſchende Anſicht bey allen Phyſiologen, daß die Irritabilität ſich zur Electricität verhält, wie die Aſſimilation zum chemiſchen Prozeß. Deßwegen iſt aber jene eben ſo wenig Elektricität, wie dieſe chemiſcher Prozeß. Sie ſind in der Wurzel, in dem, worin ſie keines von beyden ſind, daſſelbe — die verſchiedenen Richtungen — die Irritabilität, nach den innern Tiefen des Lebens — die Elektricität nach den äußern Verhältniſſen — beſtimmt ihre Form; ſie ſind durch dieſe abſolut geſchieden, wie durch die urſprüngliche Einheit abſolut vereinigt. — Wo

alle Elemente der Bildung, wie der Kraft, die nicht geſchieden werden können, ſich durchdringen, da iſt wahrhaft thieriſche Funktion, Thätigkeit; wo dieſe weniger ſich durchdringen, da iſt zwar nach Innen Thätigkeit, weil Leben, aber nach Außen erſtirbt ſie in einer bloßen Kraft. Wo jene elektriſche Organe ſich bilden, da treten die organiſchen Elemente gleichſam auseinander Ein innerer Widerſpruch ſoll gelöſt werden, dieſes geſchieht nur durch die That, aber dieſe iſt nur innerlich; äuſſerlich erſcheint ſie als Kraft, in der Form der allgemeinen Naturthätigkeit. Daher ſoll der Bau der Organe —, der der voltaiſchen Säule ähnlich, — ſeine Bedeutung behalten, aber die Kraft entſpringt nur aus der That, iſt bedingt durch den Bau, aber nicht erzeugt durch ihn.

Iſt hier nicht die Stätte, wo man den Muskelbau ächt phyſiologiſch ſtudiren kann? Entfaltet die Natur nicht hier offen, und wie einladend zur Betrachtung, was ſie bey den höhern Thieren in den Tiefen des Lebens verbirgt? Erhält das Zellgewebe, welches man immer geneigt iſt, nur faſt eine paſſive Rolle ſpielen zu laſſen, da es doch eben in den Muskeln einen ſo ausgezeichneten Theil ihrer Bildung ausmacht, nicht eine höhere lebendigere Bedeutung, wenn es verglichen wird mit jenen galvaniſchen Platten der elektriſchen Organe, mit deren Anzahl die Stärke der erſchütternden Schläge unzweifelbar in geradem Verhältniſſe ſteht? Iſt nicht der Krampf, der die Muskeln bis zur höchſten Verhärtung zuſammenzieht, gleichſam eine Annäherung zu jener Bildung? Vermögen Schläge, durch die im höchſten Grade krampfhaft zuſammengezogenen Muskeln ertheilt, nicht unter gewiſſen Umſtänden Erſchütterungen hervorzubringen, den elektriſchen ähnlich? Kann nicht der innerliche Schauder, der bey ſolchen Schlägen ſtattfindet, ihre eigentliche Beſchaffenheit verbergen? Schade, daß Cotugni's im Anfange dieſes Aufſatzes angeführte Erfahrung ſo iſolirt ſteht.

Luther

Sprecher für die Rechte des Volks.

Eine Rede,

am zweyten Feyertage des Reformations-Jubiläums

im großen Hörsaale

der K. Universität zu Breslau

gehalten

von

D. Ludwig Wachler.

Vor der Rede wurde Luther's Kernlied: „Eine feste Burg ist unser Gott" u. s. w. nach des Dichter's Singweise von [illegible]ner bearbeitet, gesungen.

Nach der Rede wurde das Te Deum laudamus, wie es Händel zum Utrechter Frieden gesetzt hat, aufgeführt.

Den Beschluß machte der Choral: „Lob, Ehr und Preis dem höchsten Gott ꝛc."

Die Rede ist von Wort zu Wort so gehalten worden, wie sie hier gedruckt erscheinet. Die hinzugefügten Anmerkungen werden hoffentlich nicht für überflüßig erklärt werden.

„Wenn ich mit Menſchen- und mit Engel-Zungen redete, und „hätte der Liebe nicht: ſo wäre ich ein tönendes Erz und eine „klingende Schelle".

Paulus im erſten Brief an die Kor. 13. 1.

Verehrte Verſammlung!

Erwägen wir, was keinem unter uns fremd ſeyn kann, die Bedeutung der jetzigen Tage, deren Feyer uns hier vereinet; fühlen wir uns in der Art vorbereitet zur Dank- und Freudenweiſe einer der inhaltſchwerſten und erfolgreichſten Weltbegebenheiten, welche der Geiſt und Gang der neu-europäiſchen Zeit in ihrer wahrhaftigſten Eigenthümlichkeit angeregt und angebahnt hat, daß wir das Bild einer großartigen Vergangenheit ſo lebendig, wie wir vermögen, uns vorgeführt, daß wir in den Früchten, die der vor drey Jahrhunderten ausgeſtreute Saame trug und trägt, das Innere und Weſentliche unſerer Gegenwart zu erkennen, und daß wir die unter allem Trümmerſtaube menſchlicher Gebrechlichkeit, der Liebe nimmer raſtendem Geiſte entgegenſtrahlenden Hoffnungen der Zukunft mit Gott ergebenem Vertrauen aufzufaſſen verſucht haben; iſt es endlich unſer Verſatz, die aus dem Allen dem Gemüthe zufließenden Betrachtungen in Leben und Streben aufzunehmen, ſie zu Grundſätzen erſtarken zu laſſen, damit Jubeltage, um deren Feyer das kommende Geſchlecht uns beneiden möchte, nicht in müſſiger, äußerlicher Theilnahme verlaufen; ſo dränget ſich eine ſo unausſprechlich reiche Ueberfülle des Stoffes für Geiſt

und Herz entgegen, daß auch der kühnſte und geübteſte Redner in Verlegenheit geſetzt werden müßte. Um ſo weniger darf der, dem Erfahrung genug einwohnet, welche das Gewicht ſolcher Schwierigkeiten begreifen läßt, und der, ungeachtet des vorwaltenden Bewußtſeyns beſchränkter Darſtellungsgabe und bey furchtſamem Mißtrauen gegen ſeine Kraft und Einſicht, dem ehrenvollem Auftrage nicht auszuweichen oder entgegen zu ſtreben vermogte, an ſolch einem Tage, über einen Gegenſtand von ſolchem Umfange, vor ſolch' einer Verſammlung zu reden; der darf ſich des Geſtändniſſes nicht ſchämen, daß er kaum weiß, wo er anfangen und wo er enden ſoll.

Dem anerkannten eigenthümlichen Berufe der evangeliſchen Gottesgelehrten in dieſer Angelegenheit auf irgend eine Weiſe vorzugreifen, würde in mehrfacher Rückſicht für Laien hoch bedenklich ſeyn: ihnen ziemt es am wenigſten, in Augenblicken, welche an menſchliche Beſtimmung, an Völkerglück, an geſellſchaftliches Wohl und Wehe mit vorgreifender Allmacht ewiger Wahrheit erinnern, bey dogmatiſchen Anſichten *) und Ergebniſſen verweilen, um dieſelben geltend machen zu wollen; es würde ſie entfernen von dem Mittelpunkte einer Jahrhunderte umfaſſenden und Millionen Menſchen von allen Völkerſtämmen berührenden Erſcheinung, wenn ſie ſich beygehen ließen, die Untiefen oft nur zu leidenſchaftlich geführter Streitigkeiten über Begriffe und Worte, Beſtimmungen und Beſchränkungen, Folgerungen und Verneinungen zu ergründen; oder könnten die Warnungen des an bitteren Fehden und feindſeeligen Stellungen allzu ergiebigen Zeitalters Luthers und ſeiner erſten Nachfolger für uns verlohren ſeyn? Ja, es mögte der nicht ganz ſcheinloſe Verdacht entſtehen, daß die höhere, lichtvolle Bedeutung dieſer Jubelfeier in Schatten geſtellt, und zur einſeitigſten Parteiſache verunſtaltet werden ſollte.

*) Johann Calvin ſagt: Nec obest quod impura quaedam dogmata illic tradantur: religionis enim ignorantiae vix ulla est ecclesia, quae prorsus nullas retineat. Epist. l. l. c. p. 22.

Aber auch mit dieſer entſchloßnen Verzichtleiſtung auf den rein theologiſchen Geſichtspunkt, offenbaret ſich Jedem, der das große Werk der Kirchenverbeſſerung ins Auge faſſet, wie Luther und Melanchthon, Zwingli und Calvin, und ihre Freunde und Zeitgenoſſen ſie in das Leben eingeführt haben, ein vielgeſtaltiger, an Wachsthum im Innern und Aeußern fortſchreitender Einfluß dieſer fruchtbarſten unter allen neueren Weltbegebenheiten. Kein Unbefangener wird zu bezweifeln geneigt ſeyn, wie wohlthätig im Allgemeinen ſie dahin mitgewirkt hat, daß äußeres Chriſtenthum nicht in Lamadienſt ausgeartet, daß kein ſinnliches Zunfttreiben in unſerm bürgerlichen Leben entſtanden, daß keine gedankenloſe Hingebung an fremde Willkühr in den heiligſten Angelegenheiten und Bedürfniſſen des menſchlichen Geiſtes eingetreten und feſtgewurzelt iſt. Auch der Gegner, wenn er, von der Lage der Dinge unterrichtet, ſein Gerechtigkeitsgefühl weder kunſtreich verſchmähen, noch ſelbſtſüchtig unterdrücken gelernt hat, erkennt willig an, welche, keineswegs auf einzelne Kirchen und Glaubensbekenntniſſe eingeſchränkte Umgeſtaltung wiſſenſchaftliche Bildung und Thätigkeit durch ſie gewonnen haben; wie freykräftiger Gebrauch der Vernunft, der höchſten Gottesgabe, wie Schärfe und Tiefe nie endender Unterſuchung, geſchichtliche Unbefangenheit und ſchwer befriedigte Wahrhaftigkeit, beharrliche Verfolgung der Geheimniſſe des, unveräußerbarer Rechte ſich bewußt werdenden Gemüthes, und eben ſo reich belohnte, als in ihrem Fortſchreiten unbegrenzte Erforſchung der Natur und ihrer unermeßlichen Herrlichkeit, durch ſie wo nicht begründet, ſo doch zu größerer Allgemeinheit gefördert, von Hemmungen befreit, aus unwürdigen Banden des Vorurtheils und der Herrſchgier erlöſt worden ſind. Doch dieſer üppige Stoff, wie wenig eignet er ſich für eine Stunde, mit der gewuchert werden muß, da ſie erſt nach hundert Jahren wiederkehret, wenn wir alle Staub und Aſche ſind; von der wir Rechenſchaft zu geben haben dem, der das Innere durchſchaut und die Tiefen des Herzens erforſchet:

die nur dann nicht werthlos durchgebracht erscheinen kann, wenn sie für Belebung und Ermannung unseres Willens, für Reinigung der Gesinnung, für Entschließung zum Handeln nicht unfruchtbar befunden wird. Ueberließen wir uns der langen Gliederkette geschichtlicher Betrachtungen, so würde kaum etwas weiter geschehn können, als daß sich unser Vorstellungsvermögen, durch Andeutungen in gröbern Hauptstrichen gereizt, von Bild zu Bild rasch fortbewegte, daß dem Kundigen Erinnerungen zurückgerufen würden, deren Zusammenstellung im glücklichsten Falle für den Augenblick Unterhaltung gewährte, und daß dem minder Erfahrnen das Bedürfniß, sich zu belehren, verdunkelt würde, welches hier keine Befriedigung fände, und im Gedränge des äußern Lebens vielleicht noch schneller unterginge, als es angeregt worden wäre. Dergleichen Absichten und Wünschen ist von hochverdienten Männern unseres Volkes so tüchtig Genüge geleistet, daß es fast unverzeihliche Anmaaßung heißen dürfte, das was von ihnen für Befriedigung der verschiedenartigsten Foderungen und Bedürfnisse geschehen ist, wo nicht übertreffen, doch für den Augenblick entbehrlich machen, und unbegreifliche Trägheit, es nicht begreifen zu wollen; und wie möchte sich jener ein Redner, wie dürfte er dieser seine Zuhörer, geschähe es auch mit der leisesten Schonung, verdächtig machen wollen?

So entsagen wir, eingedenk des höhern Zweckes dieser Feyerstunde, dem allgemeineren, welches zu wenig für denselben gewährt, weil zuviel damit erstrebt wird. Mit gebührender Achtung für die Stimmung und Erwartung frommer Gemüther, deren Ansichten so mannigfaltig sind, wie ihre kirchlichen Bekenntnisse und theologischen Meinungen, suchen wir einen lichten Einigungspunkt, der das Gemeinsame begreift, und den angemessenen öffentlichen Ausdruck für das finden lehret, was Allen und Einzelnen im Geiste der Liebe, Wahrheit und Gerechtigkeit zusaget. Ein solcher Einigungspunkt ist uns gegeben in Doctor Martin Luthers Gesinnung und Thaten. Ausgebreitet vor allen Geschlechtern und Zeitaltern liegt das

Leben des unſterblichen Glaubenshelden, des Werkzeuges der göttlichen Vorſehung, die ſeine Arbeit gewollt und geſegnet hat. Der Bau ſteht, deſſen Grundſtein er gelegt hat, herrlich in ſeinem Beginnen und unvollendet, wie die Beſtimmung der Menſchheit auf Erden. Vergebens haben Stürme der Zeit und Leidenſchaften der Menſchen dagegen getobt, vergebens haben ſchleicheriſche Künſte ihn zu untergraben verſucht, vergebens haben Unverſtand und Dünkel ihn entſtellen und willkührlich vollführen wollen. Er ſteht, ein Sinnbild der göttlichen Menſchenerziehung, ein Denkmaal des vom Höchſten beſtimmten menſchlichen Kraftgeiſtes. Verewigt iſt Luthers Name durch die Segnungen, welche ſelbſtentſagender Glaube, einträchtig verbündet mit dankbar gottergebener Achtung für Vernunft, in das Daſeyn rufet. Luthers Ruhm hat alle Schmähungen und Verleumdungen überdauert; die feindſeeligſten Angriffe haben die Reinheit deſſelben nur verklären helfen. Welch' ein reiches Leben iſt dieſes Mannes Leben! Wie prediget es Ergebung und Erhebung, Geduld und Kraft, beſcheidne Demuth und ungebeugte Tapferkeit, kindlichzarte Liebe und unwandelbare Gerechtigkeit! Welchen Schatz der Belehrung, der Aufmunterung, des Troſtes für Kinder und Erwachſene, Hohe und Niedere, Gelehrte und Ungelehrte ſchließet es ein!

Aber eben deßhalb iſt nicht leicht zu entſcheiden, was von dem Vielen, das hier unſerer Betrachtung ſich darbietet, auszuheben ſey, damit dem ſittlichfrommen Zwecke dieſer Feyerſtunde mit einiger Sicherheit und Vollſtändigkeit entſprochen werde. Hier fühlen wir, was immer unſer Loos iſt, das Drückende der menſchlichen Beſchränktheit; nur bey Einem kann unſre Vorſtellung weilen, nur einen Theil des Ganzen vermag ſie feſt zu halten, und nur für dieſen wird in dem raſch vorüberziehenden Augenblick des Wortes Ausdruck uns gewährt; unſre Mittheilungen ſind in dieſe Grenzen unabänderlich eingewieſen. Wir Alle ſind darin einverſtanden, und das ſollen wir ſeyn, oder unſere Gegenwart ſelbſt würde uns einer Lüge zeihen, daß wir dem Andenken des Mannes dankbar huldigen

weſſen, den heute vor dreyhundert Jahren das Bewußtſeyn beſeeligte, den Erſten öffentlichen Schritt zu einem Ziele gethan zu haben, deſſen Größe Er und ſeine Zeitgenoſſen nicht zu berechnen, kaum zu ahnden vermogten. Nichts kann berechtigen, etwas Anderes zu erwarten. Am wenigſten der Ort, und die frühere Beſtimmung und der Name des Orts *), in welchem wir verſammelt ſind; liegt nicht vielmehr in dieſer Erinnerung, wem ſie vorſchwebt und Vergleichungen einflüſtert, etwas höchſt Ehrenvolles und Erfreuliches für unſer Zeitalter? Auch die eigenthümlichen Verhältniſſe, in welcher ſich der Lehrer-Verein unſerer Hochſchule befindet, kann weder feige Ausweichung, noch ſchlaue Feinheit gebieten oder anrathen: denn kein Verhältniß der Welt, welches es ſeyn, und wie dringend es hervortreten möge, darf und ſoll die Verbindlichkeit auferlegen, ihm Wahrheit und Gerechtigkeit zu opfern. Wird doch über Sokrates, der von Staats wegen zum Gifttranke verurtheilt wurde, über Platon, der dem Haſſe ſeiner Mitbürger entweichen mußte, über Ariſtoteles, der ſein Leben gegen Verfolgung im Chalkis barg, über Demoſthenes, [illegible] von Zeitgenoſſen und Nachwelt vielfach verkannten und gelästerten, mit lauter und begeiſterter Achtung geſprochen; hat doch Gregorius der VII. ſeinen beredten

*) Der große Hörſaal der Univerſität Breslau führt bis auf heutigen Tag den Namen Aula Leopoldina, zu Ehren des Kayſer Leopold I., Stifters der kathol. Univerſität 1701. Sie befindet ſich in dem ehemaligen Jeſuiten-Collegium, mit deſſen Entſtehung es folgende Bewandtniß hat. Auf der Stelle der ehemaligen Kayſerburg, welche den Jeſuiten den 7. Aug. 1670 geſchenkt wurde, ſtehet die 1693 bis 1699 erbaute Kirche; auf dem Grunde von fünf Bürgerhäuſern, welche erkauft wurden, ſteht das im erſten Viertheile des 18ten Jahrh. errichtete, und 1739 nicht vollendete Collegium. Die Koſten wurden theils aus Ordens-Einkünften, theils aus kayſerl. Geſchenken, größtentheils durch Unterſtützungsbeyträge der katholiſchen Stände Schleſiens, deren Wappen an mehreren Stellen des Gebäudes abgebildet ſind, beſtritten: auch hat die Stadt Breslau 200m Ziegeln und ein Stück Stadtmauer dazu gegeben.

Anwalt gefunden; gedeihet doch einem Arnold von Brescia und einem Savonarola sein Recht an; wird doch Spinoza mit Ehrerbietung genannt. Und der Mann, dessen Hochsinn die Großen der Erde bewundert oder gefürchtet haben, dem die Herzen vieler Millionen seiner Zeitgenossen mit feuriger Liebe und mit dankbarer Ehrfurcht entgegenschlugen, den große Völker und Staaten als ihren Wohlthäter anerkannt haben, der der Mitwelt Retter und der Nachwelt Muster heißen kann, ihm sollten nicht gleiche und noch höhere Ansprüche zugestanden werden? Das ist es, worauf mehr als auf irgend etwas, unser Zeitalter stolz zu seyn befugt ist, daß jedem Verdienste gehuldigt, daß es nach ewigen Gesetzen der Wahrheit und Gerechtigkeit geltend gemacht wird, es finde sich bey Freund oder Feind. Wo es unbestechliche Würdigung geschichtlicher Größe gilt, da müssen alle Rücksichten schweigen: das Ausgezeichnete tritt in seinem Strahlenglanze hervor. Heil uns, daß wir alle, welchem kirchlichen Bekenntnisse wir auch angehören, durch diesen Geist der Wahrheit und Gerechtigkeit uns vereinigt und in der reinsten Liebe versöhnt fühlen, und daß unter uns nie Mißdeutung zu besorgen ist, wenn tief gewurzelte, innige Ueberzeugung ohne feigen Rückhalt und ohne engherzige Verkleidung ausgesprochen wird.

Somit kann darüber kein Zweifel obwalten, daß der Mann dieses Tages Gegenstand unserer Betrachtung seyn soll; nur das würde Ueberlegung verdienen, welche Seite seines Strebens und Wirkens vorzüglich hervorzuheben sey, um in uns ei möglichst ungetheilten sittlichen Gesammteindruck hervorzu gen. Doch auch über diese Wahl kann niemand lange i bleiben, wenn zweierlei beachtet wird; einmal d tigkeit des Geistes, des Alters, der Beschäftig unserer Mitte vereinigt findet; sodann in unserer Tage, welche aus weitzurückge erwachsen, durch schwere Prüfung Durchgange gebracht worden gottergebenen Vertrauens und

ihrer Auflösung sich nähern kann. Beides leitet hin auf Veranschaulichung der Wirksamkeit Luthers für das Gemeinwohl des Volkes. Und diese Absicht scheint wohl kaum einer Rechtfertigung; eine solche Betrachtung hat Anspruch auf die gemeinsame und durch allgemeinere Kenntniss am wenigsten gehörte und getrübte Theilnahme, und lässt die fruchtbarste Anwendung für Alle zu.

Luther ist der freieste Sprecher für Volksrechte gewesen: laut und kräftig hat er die Achtung verkündigt, welche dem Volke gebührt; von ihm ist ausgegangen die folgenreiche Anerkennung eines alle Bestandtheile der Staatsgesellschaft umfassenden Gemeinwohls.

Luthers Leben fiel in jene Zeit, welche die seit drei Jahrhundert Jahren sich entfaltende Macht *) des Bürgerstandes in Deutschland wachsen und reifen sah; äussere Begünstigungen hatten sein Gedeihn befördert: mit zunehmenden Bedürfnissen im geselligen Leben waren Arbeiten und Gewerbe vervielfacht, Kunstfleiss und Handel belebt, bürgerlicher Wohlstand in vielen Städten **) allgemeiner worden. Viele Jünglinge und Männer erwarben sich Kenntniss und Geschmack in dem üppig ausgebildeten Italien durch Umgang und Anschauung; von ihnen ging einige Einsicht, allmählig Tüchtigkeit zu schärferer Beobachtung und selbstständigem Urtheile in das Bürger-

*) Spanien, wo schon früher Gregorius die Einheit des Volksthums und das Ansehn des Völkergesandten schirmte, hatte zuerst einen Bürgerstand: in Aragon ist er schon 1166 anerkannt, und nimmt vor 1180 an ständischen Gerechtsamen Theil; in Castilien erst 1315. — In Italien, wo Volkskraft unter Verbreitung römischer Beredtsamkeit in dem aus dem Alterthum geborgten Staatsformen bald rang, stellten lombardische Städte zuerst furchtbare, selbst anerkannte Bürgermacht auf. — In Deutschland hat sich der Bürgerstand seit 1180, besonders unter den Hohenstaufen: zu seinem steigenden Ansehn trug die Hanse seit 1241 und der Rheinische Städtebund seit 1247 viel bey.

**) Augsburg, Nürnberg, Ulm, Frankfurt am Main, Mainz, Köln u. s. w.; Erfurt; Braunschweig, Lübeck u. s. w.

liche Leben über; blinder Rechtsgehorsam verlebte die; ängstliche Aufmerksamkeit auf das Gewissen, leidenschaftlicher Unmuth über Mißliebe und Zumuthung, bittere Verstimmung und Neigung zur Selbstsucht traten an seine Stelle, und brachen nicht blos in Zwistigkeiten und Processen, sondern auch bald in verderbigen Verfolgungen und Gewaltthaten zu Tage. Der Alleinbesitz der Macht, in welchem sich alte Geschlechter lange behauptet hatten, das selbstsüchtige Schalten der Verwaltung wurde mitunter angefochten; blutige Reibungen über bürgerliche Gleichstellung wurden in größern Städten *) häufiger, und endeten oft mit Verheerungen. Die Stadt Erfurt selbst, in welcher Luther seine frühesten Jünglingsjahre verlebte, und unvertilgbare Eindrücke und Erfahrungen einsaugte, giebt das Zeugniß. Neben derselben unter der Mehrheit größere Sinnlichkeit und rohe Frauenlosigkeit, gepflegte Wildheit und selbstsüchtige Habsüchtigkeit. Der alles sittliche ermäßigende Gedanke an Gott und Ewigkeit war verdunkelt und ohne Kraft, die das Leben heiligende und veredelnde Ahndung der höheren menschlichen Bestimmung erwerben. Die äußere Kirchenzucht ermangelte fast aller innern Wirksamkeit; der größere Theil der Geistlichkeit war, nicht ohne eigene Verschuldung, allen nachhaltigen sittlichen Einflusses verlustig geworden; der Gottesdienst war aufgeartet in gedankenlose Aeußerlichkeit, welche Herz und Willen öde und ohne Nahrung ließ; das Leben und Treiben der Menschen schien dem Augen-

*) z. B. die Unruhen in der Regierung von Friedrich (1445); der Bürgeraufstand in Erfurt (1509); in Speier (1511); in Köln. Worms (1513); am heftigsten aber in Schwäbisch-Hall, Rothenburg, Nürnberg, Schweinfurt und insbesondere in Memmingen; ferner die Unruhen der armen Leute (1514) in Württemberg; die bäuerischen Bauernaufstände, welche aus mißverstandenen Evangelien von christlicher Freiheit abgeleitet, und der Reformation zum Vorwand gemacht wurden, lassen sich zum Theil als Nachwirkungen früherer Verhältnisse und dadurch hier verbreiteter Mißstimmungen betrachten; religiöse Schwärmereien mag sie veranlaßt und vielfach gemehrt haben.

Stadt aufrechtzuerhalten, aber für Ruhe, Ordnung und Sicherheit der Landschaft gesorgt zu werden. Die Landleute schmachteten fast überall in drückender Unfreiheit und schwerer Unterdrückung; sie fingen an, laut zu klagen, und sich dagegen zu sträuben mit Ungestüm und Ungeduld, und manche Neue, wo sie Gewalt, härteren Druck, wo sie Frechheit gespürt hatten. Der Ritterstand, mit wenigen Ausnahmen, hatte sich in trotzige Raubgesinnung umgewandelt, oder es war, für Christ und Gesetz empfängliche Rohheit, oder an verderbte Schwelgerischen Müßiggang gewöhnt. Die meisten Fürsten wußten nur von ihren Rechten, wenige von ihren Pflichten; sie überließen sich einem Sicherheitsschlafe, dessen Entschuldigung in ihrer Erziehung und Umgebung zu suchen ist; auch die besseren, gedrängt von gefährlich wachsenden Forderungen des Volks, und gereizt durch hartnäckige Widersetzung der höheren Stände, mußten, bisweilen zu ihrer Ehre, aber nie für ihre Verhältnisse, Rechte und Pflichten gleich schädliche Maßregeln in peinlicher Ungewißheit sehn.

Da fand, so ist Luther von Gestalten, und wurde ergriffen von den Irrthümern und Leiden, von den Verbrechen und Drangsalen seiner Mitmenschen. Tiefere Nacht umfinsterte seine Seele; tief eing sie unter Schmerz und Gebrechlichkeit; ein schwerer ritterlicher Kampf mußte bestanden werden gegen Vorurtheile und Herkömmlichkeiten, die sie umstrickten. Der Ermattung nahe suchte der Kämpfer Gott, und fand ihn im Evangelium; er forschte in der Schrift, und die Morgenröthe eines neuen Lebens ging ihm auf; des Herrn Wort erleuchtete ihn mit ewigem Lichte. Nach beharrlichem Ringen und Beten enthüllte sich ihm sein höherer Beruf. Er begriff, was er sollte; und nur hierin konnte er wollen.

„Gott will, daß allen Menschen geholfen werde, und daß Alle zur Erkenntniß der Wahrheit kommen." Nicht erschöpfender, als mit diesem Paulinischen Ausspruche *) soll meine reiche Einsicht, daß die Nicht-

*) 1. Tim. 2. 4.

[illegible] für [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible], [illegible] [illegible], [illegible] [illegible], [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible] „Nur will, daß allen Menschen geholfen werde, daß alle zur Erkenntnis der Wahrheit kommen.“

In seinem Herzen hat Luther gedacht. Er hat in Jünger und Apostelgemeinden und -synoden, bei Stolz Unsern, gottvergessene Leute und geistliche Hoffart gepredigt, die Priesterherrschaft der Pfarrherren und Bischöfe gebrochen, in der er aufgewachsen und Bischöfe der Heiligenkirchen, die nicht hören und lernen wollen; die Gebrechen, Gräuel und Unchristlichkeiten der Hierarchie hat er mit scharfen Worten und ernster Strenge gerügt. Er hat in Predigt und Katechismus, in Traktaten und Briefen, auch Lieb ist, in der er in geistreichsten Stunden, in Verzweiflung und gute Anfechtung, in Gleichgültigkeit und evangelischer Kraft aufgeführt, in der er gepredigt, gelehrt, getröstet. In so hohe Jünger hat der treuliche Hirte ausgiebig und gewissenhaftlich, auch das Ewig Verlorene und gnadig die Seele aufgeschrieben, den treulosen Hirten gepredigt über Bibl, und ihn mit Ernstes und Heiligkeit von sich im Himmel und auf Erden, und höher als selbst, auch Liebe und Treue, und Gerechtigkeit gilt es Gott und im Himmel. Er konnte es, wie Paulus, Gott Gott sein, weil er das Ehr vor wollte, und Gott kannte.

Und gegen seinen Luther und seine Lehrer und die Reformatoren eingegen, hat Luther und Melanchton, Bonnaeus und Bugenhagen sein Gewissen auf Evangelische Wahrheit, auf Glaubensgrund und Heilsgewissen sich gegeben hatten, gestützt und dem Volke gleiche Freiheit seiner gegeben wirb. Streng wurde sein Gewissenhaft gehalten haben, wenn er evangelischen geblieben wäre in Lehrsatz und Bekenntnis, in Leben und in der Kirche zu Christus. Daher wurde gelegt werden, daß sich weltverachtende Gesinnt gebaut und gepflegt, gelebt und geschrieben wurde; und wie kostbaren

[illegible]

Bücher als der Tod auch plötzlich eintreten mag, wie in der völligen Freiheit und Unbefangenheit des Wirkens auch andere wie im Innern, also in der eigentlichen Selbstbeherrschaft, für die der einzige Zweck und die Bedeutung des Lebens liegt. Diesen ungeheuren Trieb, der eben Cäsar's Character ausmacht, und, weil die Richtung auch andere betrifft, als die Stärke und Tugend seines Individuums und Volkes zu betrachten ist, diesen kann nur das ganze Buch beurtheilen, weil er es ganz und immer durchdrang und gebildet; die Schriften können ihn nur mit belegen, und sie thun dieß auf eine merkwürdige Art, indem sie bey allem sichtlichen Streben von Nothwendigkeit, Gesetzmäßigkeit und guten Bürgersinne doch unwillkührlich Gesinnungen und Ansichten durchblicken lassen, die allen jenen Eigenschaften widersprechen, und auf die Idee hinführen, welche die Grundlage in Cäsar war.

Da in diesem Widerspruche die Eigenthümlichkeit der Conversationen Cäsar's, so wie seines ganzen öffentlichen Lebens bis zur gänzlichen Besiegung seiner Feinde, liegt, so müssen wir etwas länger dabey verweilen, und die äußere Umstände auseinanderlegen suchen, unter denen er sie herausgegeben, ob diese die Absicht von dem Innern, die er dadurch erreichen wollen, beförderten oder gefährdeten. Hiebey geht z. B., daß Cäsar seine Schriften in den letzten Momenten seines Lebens, als sein bewunderter Feind ihm die Herrschaft über Rom mehr streitig machte, herausgegeben hätte, so würde sich die Behauptung, daß wo er anders habe erscheinen wollen, als er wirklich war, sich ganz umkehren; denn nach jedem Siege trat er ferner aus Rücksicht hervor, und von dem letzten Hauptsiege des Mundes scheint er sogar die zwey Bücher gegen den Cato, den Cicero gelobt hatte. *) So verborgenen also

*) Quidquid ex de laudatio Catonis Ciceronis, et Anticatonem scribendum, ne permissum putem, quod immoderatius Cato Uticensem Catonem in memoriam dilexit: ne quoniam ad tempus Reipublicae profuit brevi [illegible]

der Herrschsucht, je zurückhaltender die Verachtung der Gegner, je mäßiger und bürgerlicher der Ton überhaupt in einer Schrift Cäsar's ist, desto früher muß er sie geschrieben und herausgegeben haben, wenn die obige Ansicht richtig ist. Die Bücher vom Gallischen Kriege müssen also zuerst und früher erschienen seyn. Daß sie überhaupt auch während Cäsar's Leben erschienen sind, beweist eine Stelle in Cicero's Brutus, wo der Kommentarien Cäsar's, als eines noch lebenden, mit dem bekannten Urtheile über ihre Trefflichkeit gedacht wird. *) Daß Cicero hiemit aber nicht blos die vom Bürgerkriege, sondern auch die Gallischen, wo nicht diese allein, gemeint habe, zeigt die Vorrede zum achten Buche vom Gallischen Kriege, dessen angenommener Verfasser, wahrscheinlich Hirtius, der Freund und Kriegsgefährte Cäsar's, frühere und spätere Schriften desselben so erwähnt, daß er, man mag die Worte übrigens erklären wie man will, unter jenen nur die über den Gallischen Krieg verstanden haben kann. †) So hätten wir also als spätesten Zeitpunkt für die Erscheinung dieser Schrift das Jahr, in welchem Cicero den Brutus schrieb. Aber in ihr selbst sind deutliche Spuren einer früheren Erscheinung vorhanden. Der Ton, in welchem an einer Stelle ‡) von dem Pompejus, und überall von dem Labienus gesprochen wird, beweist ein wenigstens äußerlich freundliches Verhältniß zu jenem, und

dum ab Urbe in Hispaniam ulterioren quaero et vivenium die pervenit. Sueton. Jul. 56.

*) Hyperidem commentarios quosdam scripsit rerum suarum. Valde quidem, inquam, probandos. Nudi enim sunt ut. Sed ut sint, si placet, qui vitio exornaverint, reverentur. Cic. Brut. 75.

†) Caesaris autem commentarios rerum gestarum Galliae, non compositos (vielleicht exornatos) expositos atque nudos rectos scripsit, contexuit — de b. G. VIII. praef.

‡) Ille rebus in Italiam Caesari nuntiis, quum iam ille ex Senone ex virtute Cn. Pompeii commodissime in ulteriora provincias intelligeret, in Transalpinam Galliam profectus est. Gall. VII. 6.

Wohlwollen gegen Vielen. Das Werk muß alſo vor Ausbruch des Bürgerkriegs, wo Labienus mit dem Pompejus die Waffen gegen Cäſar ergriff, geſchrieben ſeyn; denn in der zweyten Schrift ſpricht ſich die Geſinnung gegen beyde unverholen feindlich aus. Nun erfolgte aber der Ausbruch des Bürgerkriegs gerade zwey Jahre nach der Beſiegung des Vercingetorix, mit welcher die Kommentarien über den Gallischen Krieg endigen. Im dieſe zwey Jahre muß alſo ihre Herausgabe fallen. Ob auch ihre Abfaſſung, iſt zwar nicht mit Gewißheit zu beſtimmen, doch ſpricht mehreres dafür. Zuerſt eine Stelle aus der oben genannten Vorrede des Hirtius, wo er erwähnt, wie leicht und ſchnell Cäſar die Kommentarien geſchrieben habe. *) Dieß läßt eine ununterbrochene Aufzeichnung vermuthen. Sodann die Beziehungen auf früher erwähntes, ſo wie die Uebergänge und Anfänge der einzelnen Bücher, welche wenigſtens hindern anzunehmen, daß dieſe ſchon vorher, etwa am Ende jedes Feldzugs einzeln erſchienen waren; und wollte man glauben, daß jene Beziehungen und Uebergänge bey der Umarbeitung und Verbindung des theilweiſe ſchon bekannt gemachten Werks erſt hineingekommen wären, um es eben zu einem Ganzen zu machen, ſo würde dieß zwar nicht unſerer Annahme, nach welcher nur die Herausgabe des Ganzen in jene zwey Jahre geſetzt wird, aber der Entfernung des Aſinius Pollio widerſprechen, daß Cäſar die Kommentarien habe umarbeiten wollen, woraus hervorgeht, daß es nicht geſchehen iſt. **) Auch wäre es ſeltſam, daß Cicero in den Briefen an Trebatius ſowohl als an ſeinen Bruder Quintus, welche beyde mit Cäſar in Gallien waren, ſolcher einzelner Kommentarien mit keiner Silbe gedenkt, ſondern als Quellen ſeiner Nachrichten von dorther blos Briefe erwähnt. Er würde nicht unterlaſſen haben, beſonders gegen Trebatius, über falſche Jahresberichte ſeinen Scherz

*) Adeo probantur omnibus, quam bene atque emendate, non etiam, quam facile atque celeriter sint perfecerit, admiror.

**) Existimatque perscriptorum et correctarum fuisse. Sueton. Jul. 56.

zu machen. Aufgezeichnet muß Cäſar allerdings das Einzelne während der Feldzüge ſelbſt haben: vielleicht hat er auch manches ſogleich ausführlich beſchrieben, und dann dem Ganzen unverändert einverleibt, und das erſte Buch klingt etwas älter, ausgearbeiteter und weniger friſch, als das ſiebente. Aber die Bekanntmachung des Ganzen in ſeiner jetzigen Geſtalt muß auf einmal geſchehen ſeyn. Wir wollen verſuchen, dieſem Zeitpuncte noch näher zu kommen, als wir bereits ſind. Von den zwey Jahren, die wir als die wahrſcheinlichen Geburtsjahre der Kommentarien vom Galliſchen Kriege gefunden haben, ſchließen wir das zweyte, dem Ausbruche des Bürgerkriegs unmittelbar vorangehende, (704 nach Erbauung Roms wo L. Aemilius Paullus und M. Klaudius Marcellus Konſuln waren) aus dem Grunde aus, weil ſich nicht einſehen läßt, warum Cäſar, wenn er das Werk erſt in dieſem herausgegeben, nicht auch die Begebenheiten des achten Jahres mit beſchrieben haben ſollte. Erſchienen ſie ihm etwa nicht bedeutend genug, um nach dem glorreichen Sieg über Vercingetorix Erwähnung zu verdienen? Allerdings waren ſie unbedeutender. Dagegen ſchloſſen ſie aber auch den ganzen Schauplatz auf eine ſehr würdige Weiſe mit der völligen Bezwingung aller Galliſchen Völker, die durch die Niederlage des ſiebenten Jahres noch nicht ganz hatten zur Ruhe gebracht werden können. Auch würde er dem Werke, wenn er es nach erfolgtem Frieden geſchrieben, doch wenigſtens einen ſolchen Schluß gegeben haben, wie dem über den Bürgerkrieg. Wie es jetzt endet, ſcheint es eine Fortſetzung zu verſprechen, und da dieſe fehlt, ſo muß die Herausgabe durch irgend etwas beſchleunigt worden ſeyn; die Vollendung aber wurde durch die nachfolgenden viel wichtigeren Begebenheiten des Bürgerkrieges gehindert. Im achten Jahre des Galliſchen Krieges alſo erſchienen die ſieben Bücher, die wahrſcheinlich ſchon gegen das Ende des vorhergehenden, als Cäſar ſein Winterquartier in Bibracte aufgeſchlagen hatte, von ihm angefangen, und während des kurzen Feldzugs im Januar beendigt worden waren. Daß ſie wenigſtens vor dem May in Rom bekannt ge-

worden seyn müssen, ist daraus zu vermuthen, daß Cicero in den Briefen an Attikus ihrer nirgends gedenkt. Der Briefwechsel des Jahres 703 beginnt aber mit dem Abgange Cicero's nach Cilicien, im Monat May. Es ist nicht glaublich, daß weder Attikus noch ein anderer Korrespondent dem Cicero, der sich viel unbedeutendere Schriften in die Provinz nachschicken ließ [7]), von der Erscheinung eines solchen Werkes und von einem solchen Verfasser nicht sollte Nachricht gegeben, und daß Cicero in den Briefen an Attikus nicht dessen sollte gedacht haben. Gerade um jene Zeit aber war es, daß der schon erwähnte Feind Cäsar's, den Konsul des Jahres, M. Marcellus, derselbe, der nach der Pharsalischen Schlacht sich nach Mitylene verbannte, alles anbot, ihm nicht nur die Provinzen, die er nach einem früheren Volksbeschlusse noch zwey Jahre zu verwalten hatte, und die damit verbundenen Legionen, sondern auch das Privilegium zu entreißen, vermöge dessen ihm erlaubt war, abwesend um das Konsulat anzuhalten. Cäsar wußte schon vorher, daß die Mehrheit der Senatoren gegen ihn sey; [8]) Pompejus hatte erst im vorigen Jahre als Konsul zweydeutige Schritte gethan; [9]) die Stimmung des Volks war jederzeit unsicher: Cäsar mußte alle Mittel anwenden, die Provinzen und das Privilegium zu behaupten. Hiezu konnte die Verbreitung eines Werkes, wie das vom Gallischen Kriege, allerdings beytragen. Daß die

7) Orationem Q. Celeris mihi velim mittas contra M. Servilium. Cic. ad Att. VI. 1.

8) ἀντηγόνιζον τὴν βουλὴν ἐπικρατεῖν. — Appian. Civ. II, 25.

9) Acciderat autem, ut is (Pompeius) legem de jure magistratuum ferens, ea capite, quo a petitione honorum absentes submovebat, ne Caesarem quidem excipiret, per oblivionem; ac mox, lege jam in aes incisa, et in aerarium condita, corrigeret errorem. Suetom. Jul. 28. πόρρω τε ὤφελεν, ἀπὸ τῆς ἐπιτροπῆς τοσαύτην ἐπιπλοκὴν ἐς τὸ παρὸν, οὐδὲ νῦν τὸν ἐξέλεγκτον. Καὶ ἦν ὁ χρόνος ὀλίγῳ μείων τριῶν ἐτῶν, ἐν ᾧ καὶ ὁ πόλεμος γεγένητο ἅπασι. Appian. Civ. II, 25.

Berichte Cäſars an den Senat über die Feldzüge gegen die Helvetier, Germanen und Belgier einen ſehr günſtigen Eindruck in Rom gemacht haben mußten, geht daraus hervor, daß der eiferſüchtige Pompejus die Conſule zu überreden geſucht hätte, die folgenden ſo lange als möglich geheim zu halten, bis der Ruf die Thaten Cäſars verbreitet haben würde; [10]) wahrſcheinlich, damit die alles vergrößernde Sage dann durch den amtlichen Bericht Lügen geſtraft werden möchte. Nun erſchien die lange glänzende Reihe von Siegen, alle im Namen und zur Ehre des Römiſchen Volkes erfochten, alle von dem Senat mit immer ſteigenden Auszeichnungen belohnt, in dem einfachſten, gemäßigſten Tone beſchrieben — die Wirkung konnte nicht verfehlt werden.

Was die zweyte Schrift, über den Bürgerkrieg, anlangt, ſo haben wir nicht nöthig, ſo genau nach der Zeit zu fragen, in welcher ſie geſchrieben und herausgegeben worden, um die Annahme, zu welcher ihr Inhalt zwingt, daß ſie das Urtheil der Römer über Cäſar und Pompejus zum Vortheile des erſteren habe beſtimmen ſollen, durch äußere Umſtände zu rechtfertigen. Urſache dazu hatte Cäſar bis an das Ende ſeines Lebens, wie eben dieſes Ende beweiſt. Aber derſelbe Grund, aus welchem wir die Erſcheinung der Kommentarien vom Galliſchen Kriege noch an das Ende des achten Feldzugs in Gallien geſetzt haben, macht es wahrſcheinlich, daß die vom Bürgerkriege, welche bis zur Belagerung in Alexandria reichen, nicht lange nach jener Begebenheit vollendet, und noch vor dem Zuge gegen den Pharnaces herausgegeben worden ſind.

Um nun den Satz, daß Cäſar in ſeinen Schriften ſich den Römern anders zeigen wollte, als er war — einen Satz, welcher ſich aus der Vergleichung dieſer Schriften mit ſeinem Leben ergab, und welchem die Umſtände, unter denen ſie erſchienen,

10) Ἐπεχείρουν μὲν γὰρ τοὺς ὑπάτους ἀναπείσαι, μήτε τὰς ἐπιστολὰς αὐτοῦ εὐθὺς ἀναγινώσκειν, ἀλλὰ καὶ ἐκ πλείστου, μέχρις ἂν αὐτὸς ἢ δόξα τῶν πραττομένων ἐκτυπήσῃ, συνέχειν. — Dio Cass. XXXIX, p. 64.

nicht widerſprechen — um dieſen vollſtändig zu erweiſen, würde es nöthig ſeyn, die einzelnen Unwahrheiten und Entſtellungen der Thatſachen durchzugehen, die ſich in ihnen finden. Da es uns aber darum zu thun iſt, die wahre Geſinnung, wie ſie durch den Schein hindurchblickt, ins Auge zu faſſen, ſo können uns wenige Beyſpiele ſtatt aller dienen. Zu Anfange des vierten Buches vom Galliſchen Kriege wird erzählt, daß zwey große Germaniſche Stämme, die Uſipeter, und Tenchtherer, von den Sueven aus ihren Wohnſitzen jenſeit des Rheines vertrieben, über dieſen Fluß gegangen, und von einigen dieſſeitigen Völkerſchaften eingeladen, in das Innere von Gallien vorgedrungen wären. Cäſar wußte, wie ſehr die Gallier wünſchten, ſich der Römiſchen Herrſchaft zu entziehen, und ging ſogleich mit ſeiner ganzen Macht den Germanen entgegen. Als er nur noch wenige Tagemärſche von ihnen entfernt war, ſchickten ſie eine Geſandtſchaft, und erklärten, ſie wären nicht gekommen, ihn zu bekriegen, ſondern bäten nur, ihnen die Wohnſitze zu laſſen, die ſie erobert hätten, oder andere anzuweiſen: ſie würden ihm dankbar dafür ſeyn. Cäſar antwortete: wenn ſie in Gallien blieben; könne keine Freundſchaft zwiſchen ihnen ſtatt finden, doch wolle er es dahin bringen, daß die Ubier, ein anderer Germaniſcher Stamm, ſie bey ſich aufnähmen. Hierauf baten die Geſandten um einen dreytägigen Waffenſtillſtand. Dieſen ſchlug Cäſar ab, weil er wußte daß ein großer Theil der Germaniſchen Reiterey ſich von dem Heere entfernt habe, deſſen Rückkehr man wahrſcheinlich abwarten wolle. Er rückte alſo immer näher heran, bis auf wenige Stunden. Da erſchienen die Geſandten wieder, und ſuchten nochmals um Stillſtand nach. Als dieſer von neuem abgeſchlagen wurde, ſo baten ſie, er möchte doch nur ſeiner Reiterey, welche voraus war, befehlen, ſich der Feindſeligkeiten zu enthalten, und ihnen erlauben, eine Geſandtſchaft an die Ubier zu ſchicken. Wenn ihnen dieſe Sicherheit verſprächen, ſo wollten ſie ſeinen Vorſchlag annehmen. Dazu baten ſie einen Tag Zeit. Cäſar blieb in Anſehung des Waffenſtill-

ſtandes bey ſeiner Weigerung, verſprach aber, dieſen Tag nur einige tauſend Schritte weit vorzurücken: am folgenden ſollten ſie wieder kommen. Der Reiterey gab er den Befehl, um den ſie gebeten hatten. „Aber die Feinde“ führt er zu erzählen fort, „ſobald ſie unſere Reiter erblickten, 5000 an der Zahl — ſie „ſelbſt hatten nur 800, denn der größte Theil war noch abwe„ſend — machten plötzlich einen Angriff auf ſie, die ſich deſſen „nicht verſahen, weil ſie doch ſelbſt für dieſen Tag um Waffen„ſtillſtand gebeten hatten, brachten ſie bald in Unordnung, und „ſchlugen ſie zuletzt gänzlich in die Flucht, wobey 74 der Unſri„gen blieben.“ Nun glaubte Cäſar mit dieſen Treuloſen nicht weiter unterhandeln zu müſſen, und beſchloß den andern Tag ſie anzugreifen. Da ereignete ſich der ſehr erwünſchte Umſtand, daß am folgenden Morgen die Geſandten in Begleitung aller Vornehmen und Aelteſten „mit derſelben Treuloſigkeit und Verſtellung“ zu ihm ins Lager kamen, theils ſich wegen des Vorfalls vom vorigen Tage zu entſchuldigen, theils um wo möglich noch einen Waffenſtillſtand zu erſchleichen. Cäſar freute ſich, ſie in ſeinen Händen zu haben, befahl ſie feſt zu halten, rückte ſogleich aus dem Lager aus, überfiel die ſicheren Germanen, und richtete eine ſolche Niederlage unter ihnen an, daß von 430000 Menſchen, Weiber und Kinder mitgerechnet, nur ſehr wenige entkamen. Alſo berichtet Cäſar die Sache. Die andern Geſchichtſchreiber aber ſagen, daß der Angriff der Germaniſchen Reiter auf Betrieb einiger Jüngern unternommen, und von den Aelteſten und Häuptern gemißbilligt worden ſey, und daß Kato, als die Sache im Senat vorgetragen wurde, die Meinung ausgeſprochen habe, Cäſar verdiene für dieſe That den Barbaren ausgeliefert zu werden. Wie hätte Kato dieß ausſprechen können, wenn ſich alles ſo verhielt, wie Cäſar erzählt? Das andere Beyſpiel iſt aus dem Bürgerkriege. Als Cäſar über den Rubiko (den er freylich nicht erwähnt) gegangen, und mit der größten Schnelligkeit gegen Rom vorgerückt war, verbreitete ſich ein ſolcher Schrecken in der Stadt, daß

der Konsul Lentulus, welcher sich auf Befehl des Senats nach der Schatzkammer begeben hatte, um Geld für den Pompejus herauszunehmen, sogleich nachdem er die Thür des Heiligthums geöffnet, die Flucht ergriff. [11]) Alle übrigen Nachrichten stimmen darin überein, daß Cäsar die Schatzkammern erbrochen hat, und wie sollte auch der Konsul so schlechte Kundschaften gehabt, oder, durch einen blinden Lärmen erschreckt, nicht einmal so viel Besinnung übrig behalten haben, die Thür des Heiligthums wieder zu verschließen? Uebrigens war es schon das Urtheil der Zeitgenossen, daß die Kommentarien Cäsars in Hinsicht des Inhalts wenig genau und zuverlässig wären, und Asinius Pollio einer seiner Anhänger und Kriegsgefährten, äußerte ganz unverholen, daß manches absichtlich falsch dargestellt sey. [12])

Aber wird man fragen, wie stimmte es mit Cäsar's Klugheit überein, Begebenheiten, die so viel Zeugen hatten, zu verfälschen? Sah er nicht ein, daß er dadurch in den Augen aller besser Unterichteten verlieren mußte? Warum verschwieg er solche Vorfälle, wie die Eröffnung der Schatzkammer, nicht lieber, so wie er auch anderes ihm nachtheilige mit Stillschweigen übergangen hat? — Allerdings mußte er das, wenn er blos klug war. Aber dieß ist eben der Punct, wo das Characteristische seiner Schriften hervortritt. Gerade die Kühnheit, welche von allbekannten Thatsachen das Gegentheil hinstellt, ohne Beweis und ohne Rücksicht auf Widerspruch, und die Verachtung, welche spottet, indem sie schmeichelt, und bald als

11) Quibus rebus Romam nunciatis, tantus repente terror invasit, ut, quum Lentulus consul ad aperiendum aerarium venisset, ad pecuniam Pompeio ex SC. proferendam, protinus, aperto sanctiore aerario, ex urbe profugeret. Cic. I, 14.

12) Pollio Asinius parum diligenter parumque integra veritate compositos putat: quum Caesar pleraque, et quae per alios erant gesta, temere crediderit; et quae per se, vel consulto vel etiam memoria lapsus perperam ediderit. Sueton. Jul. 56.

allgemeine Ironie, bald als Satyre erſcheint, ſind ganz nahe verwandte Aeußerungen eines und deſſelben Sinnes. Nachdem wir von jenen einige Beyſpiele gegeben haben, wollen wir die Spuren dieſer in Cäſar's Schriften aufſuchen.

Zuerſt muß dem Leſer des Galliſchen Krieges die Gutmüthigkeit und Offenheit auffallen, mit welcher der Schriftſteller die Bemühungen der Galliſchen Völkerſchaften, ihre Unabhängigkeit zu behaupten, anerkennt, ja lobt, und ihnen ſonſt alle Gerechtigkeit wiederfahren läßt. Er führt als eine ihm wohlbekannte Wahrheit an „daß alle Menſchen von Natur die Freyheit lieben, und den Stand der Knechtſchaft haſſen“ und geht dann zur Beſchreibung der von ihm deshalb getroffenen Maaßregeln fort. [13]) Er erwähnt, wie der vornehme, den Römern übelwollende Redner, Dumnorix, gegen die Römiſchen Reiter die ihm nachgeſchickt waren, um ihn lebend oder todt zurückzubringen, ſich gewehrt, und ſeine Gefährten um Hülfe angefleht und dabey immer gerufen habe, daß er ein freyer Mann und Bürger eines freyen Staates ſey. [14]) An einer andern Stelle verſichert er, daß einmal ein Zeitpunkt geweſen ſey, wo ihm faſt alle Galliſche Staaten in Rückſicht ihrer Geſinnungen gegen die Römer verdächtig vorgekommen wären. „Und ich weiß ſogar nicht“ ſetzt er dann hinzu „ob man ſich darüber wundern kann; ſowohl „aus vielen andern Gründen, als auch hauptſächlich deswegen, „weil ſie, die in der Tapferkeit den erſten Rang unter allen Völkern behauptet hatten, es ſehr ſchmerzlich empfanden, ſo viel „von dieſem Ruhme verloren zu haben, daß ſie von den Römern

13) Itaque, quum intelligeret, omnes fere Gallos novis rebus studere, et ad bellum mobiliter celeriterque excitari, omnes autem homines natura libertati studere, et conditionem servitutis odisse; priusquam plures civitates conspirarent, partiendum sibi, ac latius distribuendum exercitum putavit. Gall. III, 10.

14) Ille enim revocatus resistere, ac se manu defendere, suorumque fidem implorare, coepit, saepe clamitans, liberum se, liberaeque civitatis esse. Gall. V. 7.

„ſich mußten befehlen laſſen“ [15]) Unter den Urſachen der Empörung einiger Alpenvölker führt er auch dieſe an, daß es ſie betrübt hatte, ihre Kinder als Geiſeln fortgeſchleppt zu ſehen, und daß ſie überzeugt geweſen wären, die Römer wollten ſich ihrer Berge nicht blos zum Durchmarſch, ſondern auch zum immerwährenden Beſitz bemächtigen; [16]) wieder den Kritognatus läßt er die Rede in welcher er die belagerten Aleſier zu ſtandhafter Vertheidigung ermuntert, mit der Bemerkung ſchließen, daß die Römer bey ihren Kriegen keinen andern Zweck hätten, noch jemals gehabt hätten, als die Unterjochung berühmter und mächtiger Nationen. [17]) An andern Orten lobt er die Tapferkeit der Gallier, bewundert ihre Thürme und andern Werke, rühmt ihre Geſchicklichkeit, alles, was ihnen vorgemacht würde, nachzuahmen, und berührt ihre Treuloſigkeit, Grauſamkeit und andern Untugenden mit einer gewiſſen Schonung und in einem Tone, wie etwa ein Naturkundiger die ſchädlichen Eigenſchaften einer Pflanze oder Inſects anführt. Im Zuſammenhange nun nimmt ſich dieß alles ganz unverdächtig und ſchön aus. Dieſe Unparteylichkeit, dieſe Mäßigung und Billigkeit werfen ein ſehr günſtiges Licht auf den Character des Mannes, welcher alſo ſchreibt. Wer iſt es aber?

15) — ut praeter Aeduos et Remos — nulla fere civitas fuerit non suspecta nobis: idque adeo, haud scio, mirandumne sit, quum compluribus aliis de causis, tum maxime, quod, qui virtute belli omnibus gentibus praeferebantur, tantum se eius opinionis deperdidisse, ut a populo Romano imperia perferrent, gravissime dolebant. Gall. V. 54.

16) Accedebat, quod suos ab se liberos abstractos obsidum nomine dolebant; et Romanos, non solum itinerum causa, sed etiam perpetuae possessionis, culmina Alpium occupare conari, et ea loca finitimae provinciae adiungere, sibi persuasum habebant. Gall. III, 1.

17) Romani vero quid petunt aliud, aut quid volunt, nisi invidia adducti, quos fama nobiles, potentesque bello cognoverunt, horum in agris civitatibusque considere, atque his aeternam inimgere servitutem? neque enim unquam alia conditione bella gesserunt. Gall. VII. 77.

Etwa ein ruhiger Zuschauer der rühmlichen Anstrengungen Galliens, die Freyheit zu behaupten? oder ein gezwungener Theilnehmer an dem Unterdrückungskampfe, welcher sein Unrecht einigermaaßen wieder gut zu machen, die Feder ergriff, um das Volk zu vertheidigen, gegen das er kämpfen mußte? Nein, sondern es ist der Mann selbst, der es zu jenen Anstrengungen nöthigte, der acht Jahre hindurch alle Mittel anwandte, es zu unterjochen, und um acht Jahre hindurch es thun zu können, alle Kunstgriffe und Ränke der Politik gebraucht hatte. Durch diesen Umstand erhalten alle jene Aeußerungen einen ironischen Anstrich: in jener Gutmüthigkeit tritt die ihrer selbst bewußte Hoheit hervor, welche das Niedrigere gern in seiner Sphäre walten läßt, ohne Liebe. Dieselbe Ironie blickt auch an solchen Stellen durch, wo Cäsar von den Thaten und Schicksalen der Seinigen spricht, zum Beweise, daß er sich nicht blos als Römer über Gallische Barbaren erhaben fühlte. Hieher gehört vorzüglich die Schilderung der Furcht seines Heeres vor den Germanen unter Ariovistus. „Diese Furcht" heißt es, „ging zuerst aus von den Tribunen, Präfecten, und „den Uebrigen, welche aus Freundschaft mit Cäsar gezogen „waren, und keine große Erfahrung in Sachen des Kriegs be„saßen. Diese führten, der eine dieß der andere jenes, als „Grund an, warum sie nothwendig abreisen müßten, und ba„ten um die Erlaubniß, sich zu entfernen. Einige blieben zu„rück, aus Schaam, um den Verdacht der Furcht zu vermeiden. „Diese konnten weder über ihre Mienen gebieten, noch sich zu„weilen der Thränen erwehren. In den Zelten versteckt beklag„ten sie entweder ihr eignes Geschick, oder bejammerten mit „ihren Freunden die gemeinschaftliche Noth. Alle machten im ganzen Lager ihr Testament." [18]) Ferner das Lob, welches dem

18) Hic (timor) primum ortus est a tribunis militum, praefectis, reliquisque, qui ex urbe, amicitiae caussa, Caesarem secuti, (magnum periculum miserabantur, quod) non magnum in re militari usum habebant. Quorum alius, alia caussa inlata, quam sibi ad proficiscendum necessariam

Legaten Cicero, dem Bruder des Redners, ertheilt wird, weil er den Angriff eines Gallischen Heereshaufens in seinem befestigten Lager glücklich ausgehalten hatte; [19]) und dann der schonende Tadel desselben Cicero, wegen einer begangenen Unvorsichtigkeit, die den Verlust einiger Leute nach sich gezogen hatte, wobey gesagt wird: „Cäsar, mit den Zufällen „des Krieges nicht unbekannt, beklagte nur eins, daß die Ko„horten aus dem Lager herausgelassen worden wären, und „zeigte an, daß der Zufall hier viel gethan habe" [20]) gleichsam als wenn Cicero ohne eine Anzeige Cäsar's, dieß nicht hätte einsehen können. Ueberhaupt ist die Art, wie von diesem A. Cicero gesprochen wird, so daß ein Labienus, der doch ein anderer Feldherr war, nur wie im Hintergrunde erscheint, ein treues Bild der ganzen Schrift. Bey allem Bestreben den Mann hervorzuheben, woran wohl die Rücksicht auf den Bruder einigen Antheil haben mochte, ist doch der Mangel einer ernstlichen Anerkennung durchaus sichtbar.

In den Kommentarien über den Bürgerkrieg herrscht im Ganzen genommen derselbe ironische Ton; aber theils, weil hier die Gegner viel bedeutendere Menschen waren, theils, weil in jenem Kampfe persönlicher Haß vorwaltete, so sinkt die Ironie nicht selten zur Satyre, ja zuweilen zum Hohn und Sarkasmus herab, und der Uebermuth tritt noch kühner und rück-

esse diceret, petebat, ut eius voluntate discedere liceret; nonnulli, pudore adducti, ut timoris suspicionem vitarent remanebant. Illi neque vultum fingere, neque interdum lacrimas tenere poterant: abditi in tabernaculis aut suum fatum querebantur, aut cum familiaribus suis communem periculum miserabantur. Volgo totis castris testamenta obsignabantur. Gall. I, 39.

19) Gall. V, 52.

20) Reversus ille, eventus belli non ignorans, nam, quod cohortes ex statione et praesidio essent emissae, questus, ne minimo quidem casu locum relinqui debuisse, multum fortunam in repentino hostium adventu potuisse, indicavit: multo etiam amplius, quod paene ab ipso vallo portisque castrorum barbaros avertisset. Gall. VI, 4.

schlosser hervor, weil die Hauptsache gewonnen war. Ja was ist es eigentlich anders als Hohn, wenn Cäsar Kommentarien über den Bürgerkrieg den Bürgern mittheilt, damit den Geschichtschreibern der Zeit Stoff und Kenntniß so großer Thaten nicht fehlen möge? [z]) Nirgends findet sich in ihnen Anerkennung eines auch nur scheinbaren Vorzugs der Gegenparten, und er verschmäht es sogar einmal als etwas überflüssiges, das zu erwähnen oder zu beantworten, was sie zur Rechtfertigung ihrer Sache angeführt hatten. [a]) Nirgends auch Anerkennung des Rühmlichen an Einzelnen, außer um andere desto tiefer herabzusetzen, [b]) oder um die gewaltigen Wirkungen des Pharsalischen Siegs in desto helleres Licht zu stellen. [c]) Noch gemüthlich unschuldig und mehr scherzhaft ist die Satyre, wenn vom Scipio, dem Schwiegervater des Pompejus, gesagt wird, er habe sich, nachdem er am Berge Amanus in Cilicien verschiedene Niederlagen erlitten, den Imperatortitel beigelegt. [d]) Schon mit einiger Schadenfreude verweilt er bei solchen Gelegenheiten, wo die Gegner, durch erlangte Vortheile übermüthig gemacht, bald nachher in größere Noth und Verzweiflung gerathen; wie in der Beschreibung des Feldzugs in Spanien gegen die Pompejanischen Feldherren

z) — qui (commentarii) sunt editi, ne scientia tantarum rerum scriptoribus deesset. Hirt. de b. G. praef.

a) Quibus rebus neque tum respondendum Caesar existimavit, neque nunc, ut memoriae prodantur, satis causae putamus. Civ. III, 17.

b) Auctis copiis Pompeii — spes victoriae augetur adeo, ut quidquid interveniret temporis, id morari reditum in Italiam videretur: et si quando quid Pompeius tardius aut consideratius faceret, unius esse negotium diei; sed illum delectari imperio, et consulares praetoriosque servorum habere numero, dicerent. Civ. III, 82.

c) Civ. III. 106, 4. 107, 7.

d) His temporibus Scipio, detrimentis quibusdam circa montem Amanum acceptis, apud Imperatorem adpellavit. Civ. III, 31.

Pompejus und Afranius,“ [x]) und in der anschaulichen Darstellung des Streites unter den schon triumphirenden Feinden über die Besetzung der Staatsämter, und der Maßregeln, welche je nach beendigtem Kriege gegen alle Anhänger Cäsars hätten ergriffen werden. [y]) Am unverkennbarsten aber und vollständig durchgeführt durch das ganze dritte Buch ist die Verhöhnung des Pompejus, den er hier gleichsam zum zweyten Male bekämpft und schlägt und tödtet. Die Hauptpunkte sind: Zuerst die Schilderung seiner großen Hülfsmittel. „Pompejus, welcher ein Jahr lang, frey von Krieg und durch „keinen Feind beunruhigt, sich hatte rüsten können, hatte eine „große Menge Schiffe aus Asien, den Cykladischen Inseln, „Corcyra, Athen, Pontus, Bithynien, Syrien, Cilicien, „Phönicien und Aegypten zusammengebracht, und eine große „Menge an allen Orten bauen lassen; große Summen Geldes „in Asien, Syrien, und von allen Königen, Fürsten und Vier„fürsten, und von den freyen Städten eingetrieben, große „Summen auch die Pächter in seinen Provinzen zu erlegen ge„zwungen.“ [z]) Dann die Betrachtung über des Pompeo

x) Civ. I. 53 - 69.

y) Itaque inter se patres de praemiis ac sacerdotiis contendebant; in annumque consulatum deferebant: alii domos hosque eorum, qui in castris erant Caesaris, petebant. Civ. III, 82. Postremo omnes aut de honoribus suis, aut de praemiis perunire, aut de perquirendis inimicitiis agebant nec, quibus rationibus superare possent, sed quemadmodum uti victoria deberent, cogitabant. ibid. 83.

z) Pompeius annuum spatium ad comparandos copias nactus, quod nemo a bello, atque ab hoste otiosum fuerat, magnum ex Asia, Cycladibusque insulis, Corcyra, Athenis, Ponto, Bithynia, Syria, Cilicia, Phoenice, Aegypto classem coëgerat, magnum omnibus locis undique undique conflaverat: magnum imperatum Asiae, Syriae, regibusque omnibus et dynastis intexerat, et liberis Asiae populis pecuniam exegerat, magnum, quae ipse obtinebat, sibi numerare coëgerat. Civ. III, 1. vl. 3. Man bemerke hat einmal wiederkehrende magnam-

und üblimme Lage des Pompejus, wo er mit seinem viel größeren und noch unbesiegten Heere von ihm, dem Cäsar, besiegt worden sey; [87]) die Vermuthung über den Grund, warum wohl Pompejus den bald möglich ebendadurch sich darbietenden günstigen Zeitpunkt versäumt habe; [88]) die Unfolgung des Pompejus an sein Heer; [89]) und zuletzt, dessen Prophezeyung über die Wendung und den Ausgang des bevorstehenden Treffens bey Pharsalus, [90]) und wie die Soldaten „der zuversichtlichen Erklärung eines so erfahrnen Feldherrn „über eine so wichtige Sache" Glauben beygemessen hätten. [91]) Nicht ohne Hohn beschreibt er sodann weitläufig die Beute, welche man in dem eroberten Lager der Feinde gefunden habe, und stellt sie zusammen mit der Armuth und dem Elend seines eigenen Heers; [92]) und von dem Tode des Pompejus giebt

87) Civ. III, 51.

88) quod Pompeius invidiae timeret, credo, quod haec pecuniae spem recidisset eius, qui paulo ante ex castris fugientium eruta conspexerat, mancipiisque aliisque aliquamdiu non redibat. Civ. III, 70.

89) Civ. III, 82.

90) eumque etiam in concilio superioribus diebus dixerat, prius, quam consuesceret acies, fore, uti exercitus Caesaris pelleretur. Id quum saepe plerique admirati, Scio me, inquit, pauca incredibilem rem polliceri: sed rationem consilii mei accipite etc. Civ. III, 86.

91) se iam suam victoriam praecipiebant: quod de re incerta, et a tam perito imperatore nihil frustra confirmari videbatur. Civ. III, 85.

92) In castris Pompeii videre licuit trichilas (laubes) strueres, magnum argenti pondus expositum, vocatibus cespitibus tabernacula contecta, L. etiam Lentuli, et nonnullorum tabernacula proceris edera, multaque praeterea, quae minime luxuriam, et victoriae fiduciam designarent; ut facile aestimari posset, nihil eos de eventu dimicationis timuisse, qui non necessaria conquisissent voluptatis: atque hi milites ut postea cognitum est, exercitui Caesaris luxuriam obiicerant, cui semper omnia ad necessarium usum defuissent. Civ. III, 96.

er folgende Sorge, [illegible] Nachricht: „Er befiehlt [illegible]
„eigen seinen Gefährten ein kleines Schiffchen, und [illegible]
„tödtet von dem Achillas und Septimius getödtet.“ *)
Ein ganz besonderes Merkmahl aber leidet an einigen Stellen,
wo von den Zeichen [illegible] die Rede ist, welche er dem
Pompejus gethan habe. Dieser nämlich hatte gleich nach-
dem Cäsar die Feindseligkeiten angefangen, Rom verlassen und
sich nach Brundisium begeben. Darauf sendet nun Cäsar
einen Pompejaner, der in seine Gefangenschaft gerathen war,
mit folgendem Auftrag an ihn: „Weil sie bisher keine Gelegen-
„heit gehabt hätten, mit einander zu sprechen, und er zu ihm
„nach Brundisium kommen werde, so schlage er ihm [illegible] eine
„Unterredung vor.“ **) Das Brundisium aber, wo er nächstens
einzutreffen verspricht, war eine stark befestigte Stadt in den
Händen des Pompejus. Cäsar macht nun auch [illegible]
Anstalten, sein Versprechen zu erfüllen, zieht vor Brundisium,
fängt an, den Pompejus darin zu belagern, und als [illegible]
seine Abgesandte [illegible], auch Pompejus
auf einen neuen Antrag [illegible] will, weil die Consuln
und andere Häupter der Partey bereits nach Griechenland über-
geschifft waren, so heißt es, „Nun glaubte Cäsar endlich ein-
mal an den Krieg denken zu müssen;“ ***) gleichsam als wenn
alle seine bisherigen Schritte durchaus friedlich gewesen wären.
Und in dem letzten Vorschlag, den er dem Pompejus thun
läßt, drückt er sich folgendermaßen aus: „Daß sie auch der
„einzige Zeitpunkt, über den Frieden zu unterhandeln, weil
„beyde einander an Kräften und Hoffnungen des Erfolgs gleich
„schienen; sobald aber das Glück auch nur ein wenig einem von
„beyden begünstigt haben würde, so würde der, welcher im

*) naviculam parvulam conscendit cum paucis suis, et ibi ab Achilla et Septimio interficitur. Civ. III, 104.

**) quoniam ad id tempus facultas colloquendi non fuerit, atque ad se Brundisium sit venturus, interesse Reipublicae et communis salutis, se cum Pompejo colloqui. Civ. I, 24.

***) Ita saepius rem frustra tentatam Caesar aliquando dimittendam sibi iudicat, et de bello agendum. Civ. I, 26.

[illegible] [illegible] [illegible] [

[illegible] [illegible] [illegible] [

[illegible]

nicht gewaltsam geschlossen und in ihrer steten Wechselwirkung gehemmt werden. Der Mensch ist nur innere Kraft und Tätigkeit des Denkens und Vernünftigen in dem Endlichen und Besonderen, das er eben so wenig aufgeben darf, als er mit seinem Denken darüber hinausgehen kann. Aller Fortschritt entsteht also aus einem andern Gegensatze, aller Zustand aus einem Konflikte, als dem notwendigen Produkt, und es fällt sich gezwungen, auch den andern Zusammenhang des Einzelnen in der Entwickelung des Ganzen aufzusuchen und aufzustellen. Dies gelingt ihm indes nicht immer, denn es fällt in den Gesichtskreis des Verstandes, wenn er sich in seine Tätigkeit vertieft, auf geheimnisvolle Punkte, die unerwartet jenen Zusammenhang unterbrechen, und gleichsam als neue Glieder in die lange Kette der Entwickelung eingefügt werden, mit welchen eine ganz neue Reihe schöner Erscheinungen und Bildungen anhebt und die darum als Epochen und Wendepunkte des geistigen Daseins hervortreten. Solche hervorragende Momente mögen den Charakter des Widersprechenden an sich, und je mehr man ihre Bedeutung anerkennt, desto notwendiger muß für den Grund ihres Erscheinens ein andres auch nicht gefundenes Mittel als da sein, welches die Relation für den Verstand auflöst; denn wunderbar werden bekanntlich die Menschen angeregt und die Bewegung, die durch sie entsteht, kommt nicht von innen heraus, als durch äußere Anregung. Die, welche von Gott angeregt sind heißen, während sie dies sind und den Gottes wirken, als ihre Handlungen und die Art, in der sie etwas vorgibt, wird mit dem Charakter einer neuen Offenbarung des Göttlichen, als der allgemein weiterbildenden Kraft, begrüßt. Der Beginn einer solchen Epoche, verglichen mit dem früheren und später kommt, sieht so aus anfangen, wie als ein Werden aus einem früheren Bewußtsein, sondern unmittelbar aus dem, was schon Werden zum Grunde liegt, und dem ewigen Sein selbst. Hier tritt aber wieder deutlich Schwierigkeit der Darstellung ein, die wir schon berührt und gesehen haben, und die gleichsam aus die wechselnde Form

Form der Mythe, in der sie daher auch zu allen Zeiten und unter allen Völkern erscheinen sind.

Nach dieser Entwickelung des Einzelnen wird es kaum nöthig seyn, noch einmahl zusammenzufassen, worin das Wesen der Mythischen bestehe; denn alle verschiedenen Seiten und Ansichten, die wir gefunden, als die nothwendige und zugleich freye Form einer mittelbaren Darstellung im Raum und in der Zeit für alles das, was eigentlich heiligen nicht angehört, mithin auch nicht unmittelbar, sondern nur mittelbar, dargestellt und angeschaut werden kann. Der Gegensatz zwischen dem Zeitlichen und Ewigen, dem Natürlichen und Uebernatürlichen, wird darin vernichtet und beides wie in der Idee so auch in der Form Endlichkeit versöhnt und über das Einzelne und Mannigfaltige erhoben. Das Organ, das die Mythen bildet, ist die Vernunft selbst in der Function als Phantasie, weshalb ihnen auch keine geringere Würde als andern Erzeugnissen derselben geistigen Kraft gebühren kann. Zur Rechtfertigung des hier aufgestellten Begriffs würden sich die Beyspiele in großer Menge beybringen lassen; wir glauben aber, daß es dessen nicht eben bedürfen wird, und wenn wir gleichwohl an die Mythen im Plato erinnern, namentlich an den von der Seele im Phädrus, an den von der Liebe im Gastmahl und an den von den Todten in der Unterwelt im Gorgias; so geschieht es nicht, um die Kundigen darauf hinzuweisen, sondern nur um bemerklich zu machen, daß wir uns der hier versuchten Darstellung auch ihrer eingetreten waren. Wenigstens dürfen wir dagegen unterlassen, das Verhältniß des Mythischen zum rein Wissenschaftlichen und Geschichtlichen mit wenigem zu berühren und es zugleich von dem Mystischen, womit es wohl hie und da ist vermischt worden, zu unterscheiden.

Was nun hierbey das letztere betrifft, um damit anzufangen, so bezeichnet das Mystische ein rein Innerliches; das Mythische dagegen will das Innere auch zu einem Wahrnehmbaren und Aeußern bilden. Und wenn beides auch darin zusammentrifft, daß es etwas anerkannt und darauf gerichtet, was vom Menschen nicht angebildet, sondern angeboren ist,

nämlich die unmittelbare Gewißheit, daß allem Endlichen ein Unendliches zum Grunde liege und der alleinige Träger des Zeitlichen und Veränderlichen das Absolute sey; so unterscheiden sich doch beide wieder sehr bestimmt dadurch, daß die mythische Stimmung alle Darstellung, als dem auf die Gottheit und ihre fortschreitende Offenbarung gerichteten Gemüth ungenügend, verschmäht und darum in dem Zustande der Contemplation den äußern Sinn völlig ruhen läßt; das mythische Bestreben aber ihn frey öffnet und vielfach den Versuch erneuert, das Unendliche in den Kreis des Bildens und Darstellens herabzuziehen.

Das Verhältniß des Mythischen zum Wissenschaftlichen ist, äußerlich angesehn, das des Frühern zum Spätern. Wie aus dem ewigen Seyn ein zeitliches Werden hervorgeht und von allem Veränderlichen zu einem Unveränderlichen aufzusteigen sey, um das Mannigfaltige zur Einheit zu bringen; wie demnach alles Suchen und Forschen nicht vom Subjektiven, sondern vom Objektiven und Absoluten ausgehen müsse; das ist die Aufgabe der Wissenschaft und darauf auch das Bestreben des Mythus gerichtet. Jene aber kann eigentlich nicht damit anheben, denn die Vernunft, welche die Wissenschaft erzeugt, muß sich in den Zustand der Abstraktion versetzen und das Medium, das sie im diesem Geschäft anwendet, ist die Spekulation; beide aber gehen von einzelnen Versuchen aus, und bedürfen einer langen Uebung und vielfachen Anwendung, bevor ihrem Streben ein Gelingen zu Theil werden kann. Der Mythus dagegen ist ein Produkt der Kunst, ein liebliches Kind der Freyheit und Nothwendigkeit, das sich voll Vertrauen der Welt und dem Leben hingiebt, und die Eindrücke, die es hier empfängt, in reiner Unschuld wiedergiebt. Lange Zeit sind daher Mythus und Spekulation noch verträglich und vertraulich neben einander, wie in der Jonischen Philosophie, oder sie gehen abwechselnd in einander über, wie in mehreren geistreichen Dialogen des Platon, wo der Mythus die Darstellung aufnimmt und ergänzt, wenn die Dialektik auf ihrem Wege sie noch nicht

rein durchführen konnte, so daß künstlerisch endet, was wissenschaftlich begonnen ward. Später erst tritt die Scheidung der Kunst im Mythus von der Spekulation in der Wissenschaft ein, und es entsteht die Aufgabe, daß die leztere jenen völlig entbehrlich machen, und die Idee, die er künstlerisch bildet, wissenschaftlich darstellen soll. Dies ist jedoch nur möglich durch ein fortgesetztes wissenschaftliches Streben, keineswegs aber dadurch, wenn der Mythus natürlich gedeutet wird, welches die Idee zerstört, ohne ein wissenschaftliches Resultat zu geben, weshalb auch, nachdem der ursprüngliche Sinn der Mythen vielleicht mit den Mysterien im Alterthum untergegangen war, die besonnene Forschung, das vorwitzige Erklären dessen, was ein Unerklärbares in sich faßt, verworfen, das fromme Gemüth aber dies sogar als einen Frevel gegen das Heilige angesehen hat. Die Wissenschaft will den Mythus ersetzen, ihn jedoch nicht, ehe sie dahin gelangt, zerstören; der Verstandesbegriff tödtet die holden Kinder der Phantasie, die Vernunft aber erkennt sie auch als die ihrigen an, und erfreut sich ihrer jugendlichen Spiele, und wie sich Scholastik und Mystik einander ausschließen, eben so auch Dialektik und Mythus. Alle Mythen sind freilich nur Darstellungen im Einzelnen, die Wissenschaft dagegen strebt nach der Totalität und Einheit des Erkennens und so wird sie auf ihrem Wege das Gebiet des Mythischen immer mehr beschränken, je mehr sie das eigne erweitert. Wann indeß jenes ganz aufhören und der Mensch kein Bedürfniß mehr haben wird, es neu zu bilden, oder zu demselben zurückzukehren, das mag selbst noch einer Mythischen Darstellung bedürfen, da es dem Sterblichen wohl nur als ein unerreichbares und jenseits aller Zeit liegendes Ziel erscheinen kann.

Auch der Geschichte ging der Mythus voran, wie wir schon bemerkt haben, aber er tritt auch an den bedeutendsten Punkten ihrer spätern Entwickelung ein und bleibt also auch für sie ein ergänzendes Element, wie denn im menschlichen Leben noch immer Bildungen dieser Art hervortreten, die wir aus übergroßer Verständigkeit nur nicht wahrnehmen, oder gewalt-

ſam zurückdrängen. Das Verhältniß der Mythen zur Geſchichte iſt ganz ähnlich dem, das wir zwiſchen jenem und der Wiſſenſchaft angedeutet haben. Urſprünglich ſind alle dieſe Formen auf demſelben Boden ganz verträglich neben einander, erſt viel ſpäter treten ſie auseinander und das Geſchäfte der Scheidung entſteht mit der Kritik und fällt ihr anheim. Die Geſchichte kann nur mit Einzelnheiten beginnen; was ſie auffaßt iſt natürlich das Höchſte und Herrlichſte, womit die ethiſche Richtung beginnt, und worin alles Spätere wie in ſeinem Keim enthalten iſt, und die Form der Darſtellung wird keine andre ſeyn können, als die mythiſch-epiſche. In dieſem Urſprünglichen erſcheint alles ſonſt getrennte als ein Zumahl, ſo daß ihm nur die Totalität der folgenden Entwickelung gleichgeachtet werden kann und die Geſchichte in ihrer höchſten Bedeutung als das vollſtändige Abbild des Abſoluten, als dem Urbildlichen, aufzufaſſen iſt. Daher vermindert ſich auch in dieſer Beziehung das Mythiſche in der Fortſchreitung des Ganzen und in dem Maaß, in welchem überhaupt die geiſtige Cultur wächſt und ſo müßte es ganz verſchwinden, wenn man nicht der Meinung ſeyn will, unſer Geſchlecht müſſe, wie es mythiſch angefangen hat, ſo auch mythiſch enden.

An das Verhältniß des Mythiſchen und Religiöſen erinnern wir hier nicht weiter, theils weil es in dem bisher Geſagten ſchon mit enthalten iſt und das was in dieſer Beziehung von der Wiſſenſchaft angedeutet ward, ſich auch hier um ſo mehr anwenden läßt, als die Religion beide Seiten der Spekulation, die Natur und die Geſchichte, in ſich aufnimmt; theils weil der Mythus, durch den beides in ſeiner urſprünglichen Einheit zur Darſtellung kommt, auch mit jedem in Verbindung bleiben muß und daher ſeiner Natur nach eben ſo wohl geſchichtlich als religiös iſt.

Nach dieſer kurzen Entwickelung des Mythiſchen, ſeinem Weſen und Begriff nach, böte ſich nun allerdings eine ſchickliche Gelegenheit dar, davon auch eine Anwendung, wie oben bemerkt worden iſt, auf die Behandlung des Chriſtenthums, ſeiner Urkunden und ſeiner Geſchichte zu machen. Der Verfaſſer aber

wünſcht ſich dies Geſchäft vorbehalten zu dürfen, um erſt das Urtheil ſeiner philomatiſchen Freunde über den hier vorgelegten Verſuch zu hören, wovon es allerdings abhangen wird, ob er ihm einen zweyten darf nachfolgen laſſen, oder ob er es gerathner findet, auch ſchon den gegenwärtigen als etwas Verfehltes zurückzunehmen.

Verteutſchungen

aus

Dante, Petrarca und Shakespear.

Von

F. Paſſow und G. Regis.

Dante Alighieri.

XXVI.

Wenn Nacht die Flur mit schatt'ger Schwing' umschlinget,
Der Tag gewandt ist und sein Licht verschossen,
Dann ruht in Himmel, Meer, Wald, Laubessprossen,
Und unter Dach, was Lebenshauch durchdringet;

Weil Schlaf das Sinnen dann in Ruhe singet,
Das durch die Glieder sich zuvor ergossen,
Bis Morgenroth, vom Goldgelock umflossen,
Die täglichen Mühsale wiederbringet.

Ich Armer seh mich dieser Schaar entnommen,
Denn Seufzerqual, ohn Rast und ohn Erquickung,
Hält offen mir die Augen, wach die Seele:

Und gleich dem Vöglein in der Netz' Umstrickung,
Je mehr ich such' ein Mittel zu entkommen,
Seh mehr ich mich umgarnt von Irr' und fehle.

K. Passow.

Franz Petrarca.

IX.

Wenn der Planet, der die Jahrszeiten scheidet,
Sich wiederum zum Bild des Stiers erhoben,
Strömt aus den Flammenhörnern Kraft von oben,
So rings die Welt in neue Farben kleidet.

Und nicht nur, was den Blick von außen weidet,
Anhöhn und Bäche, wird von Blüth' umwoben;
Auch innen wird, von Lebenskraft gehoben,
Befruchtet, was die Tagesstrahlen meidet.

Wie solche Frucht aufsproßt aus diesem Triebe,
So schaffet Sie, die aller Frauen Sonne,
Kehrt sie zu mir der schönen Augen Schimmer,

In mir Gedanken, Worte, That der Liebe:
Doch wie sie auch verlenkt der Strahlen Wonne,
Frühling ist doch für mich von nun an nimmer.

XXV.

Je minder ich vom letzten Tag geſchieden,
Der kurz zu machen pflegt der Menſchheit Wehen,
So raſcher ſeh den Schritt der Zeit ich gehen,
Und alles bricht, was ich gehofft hienieden.

Zu meinem Sinn ſprech' ich: uns iſt beſchieden,
Nicht lang im Liebestraum uns zu ergehen.
Die ſchwere Erdenbürde will verwehen,
Gleich friſchem Schnee. Dann wird es in uns Frieden.

Mit ihr wird dann zerfallen, was ich hoffte,
Was mich ſo lang in eitelm Wahn begleitet,
Lachen und Weinen, Angſt und Zornesſlechzen.

Dann werden wir klar einſehn, wie man ofte
Um zweifelhafte Dinge vorwärts ſchreitet,
Und wie wir ach! ſo oft vergeblich ächzen.

CV.

Daß Gottes Flamm' auf deine Scheitel blitze,
Verruchte, die von Eichen und von Flüssen
Durch andrer Sturz dir Größ' und Gut errissen,
Weil so du dich erhobst mit Satans Witze.

Nest des Verraths, jeglicher Sünden Pfütze,
So heut zu Tag sich durch die Welt ergießen,
Fröhnend dem Trunk, dem Bett, des Bauchs Genüssen:
In dir stieg Ueppigkeit zur höchsten Spitze.

Buhlend durch deine Kammern kommt geschritten
Graubart und Dirne, und Bälg' und Feuerswogen
Und Spiegel trägt Beelzebub in Mitten.

Nicht bist zur Lust du reichlich anerzogen,
Hast nackt den Frost, schuhlos den Dorn gelitten.
Jetzt stinkt dein Wandel auf zum Himmelsbogen.

CLXI.

Den hehren Hauch, der, wärmend diese Höhen,
Im ſchattgen Hain die Blumenpracht enthüllet,
Kenn' ich am linden Hauch, der ihm entquillet,
Um den es lohnt zu Leid und Ruhm zu gehen.

Laſſend die Flur, wo Tuſkerlüfte wehen,
Such' ich, was meiner Seele Schmerzen ſtillet,
Späh ich, daß Licht den trüben Sinn erfüllet,
Nach meiner Sonn', und hoff', heut ſie zu ſehen.

Da fühl' ich mich ſo ſüßen Reiz umſchlingen,
Daß Amors Macht zu ihm mich heimführt immer,
Dann ſo mich blendet, daß zu ſpät das Fliehen.

Zur Rettung heiſch' ich Waffen nicht, nein, Schwingen:
Doch Tod giebt mir der Gott durch dieſen Schimmer,
Denn fern muß ich verſchmachten, nah verglühen.

CLXIII.

Der dritte Hauch, der warmelnd meine Wangen
Durch grünes Laub anhauchend aufgefunden,
Mahnt mich der ach! so süß und tiefen Wunden,
Wie ich zuerst vom Amor sie empfangen;

Zeigt mir des schönen Angesichts Prangen,
Das mir in Zorn und Eifersucht verschwunden,
Und Locken, die jetzt Perl' und Stein' umwunden,
Jetzt ärgres Wunder als Gold sich schmangen.

So wunderlieblich hat sie sie entstricket,
Wußte so zierlich dann sie zu verketten,
Daß noch Erinnrung meinen Geist verzücket.

Zeit hat sie drauf verwebt zu festern Ketten,
Und mit so mächtgem Band mein Herz bestricket,
Daß nur der Tod davon mich kann erretten.

CLXXIII.

Reißender Strom, erzeugt aus Alpenquellen,
Genannt nach deiner Mutter gewaltigem Rollen,
Wohin Natur dich zieht, mich Liebesvollen,
Schleppst trüg mit mir du Tag und Nacht die Wellen.

Eile voran! Nie hemme deinen schnellen
Lauf Ruh' noch Rast; und eh, die Schuld zu zollen,
Ins Meer du strömst, verweile, wo die vollen
Nun grüner blühn, und sich die Lüfte erhellen.

Denn, die dein linkes Ufer schmückt und krönet,
Weilt dorten, unsre süße Lebenssonne,
Ob sie — o Hoffnung! — sich nach mir wohl sehnet?

Sieh' ihr den Kuß, der Hand schneeweiße Zelte,
Und sprich: Statt Wortes sei des Kusses Wonne.
Schwach ist das Fleisch, so kräftig auch der Wille.

CCXII.

Gestern im Traum mir Tröstung zu gewähren,
Nahte mir oft, ein engelhold Erscheinen,
Die Herrin: jetzt scheucht Furcht sie mir und Meinen,
Ich kann mich nicht der Qual und Nacht erwehren.

Dann oftmals scheint ihr Antlitz mich zu lehren,
Wie Mitleid sich und tiefer Schmerz vereinen;
Und Dinge, die mir hohe Zeichen scheinen,
Ahnung und Lust zu suchen, glaub' ich zu hören.

„Denkst du noch jener letzten Mondstunden",
Spricht sie, „als ich dich ließ in Thrän' und Klagen,
Weil mir die Zeit gebot, von dir zu gehen?

Da konnt' ich nicht und wollte dirs nicht sagen:
Doch jetzt vernimm, was ich als wahr erfunden:
Nicht todt, auf Erden fürder mich zu sehen."

Petrarch's Canzone an Cola di Rienzo.

Du edler Geist, der jenen Trieb erfüllet,
Darinn auf seiner Ehren-Wallfahrt wohner
Ein tapfrer Muthen, klug und wohlverdächtig!
Darum der Herrlichen-Chor Dich nun belohnet,
Der Ruhm und ihre wüste Narren schilt,
Und sie zum alten Weg gerade hältig,
Auf ich Dich an; denn andre Orten kommt nicht
Von Tugend mehr zu Stande; die Welt verschmachtet.
Um Armen sah' ich, dem vor Hunger bangt.
Worauf nur harrt man noch? Wornach verlangt
Italien, die ihr Frieden, Eintracht, nicht achtet?
Zerrissen, alt, verwundet,
Ob glaubt sie wohl? Wird sie keiner wecken?
Die Hand im Haar, möcht' ich empor sie schrecken

Wohl niemand mehr vom Tobestriebe regen
Sind sie des Kampfs, zum Menschen-Thun zu hungern,
Von solchem Leben liegt sie abgekehret.
Doch wart, nicht ohne Platz, in unsern Tagen
Den Armen, daß sie sämmtlich reiten mögen,
Rom, unsrer Mutter Hauptstadt anerkennet.
O'erall in Eile alle Land, Laster und grauet,
Gewalt in dieser Lehre mit Gedichte,
Daß auf dem Pfuhl in Tumultus erlebt'

[illegible] der 10 Tag nach Nacht der Mond lebt,
[illegible] heißt mit Ruh genannt mit vollem Rechte.
[illegible] wenn bei Mond Geschlechte
[illegible] ihren Leben [illegible] das Bild soll heben,
[illegible] sich in Deinen Lagen nur begeben.

Die alten Römer, so die Welt verehret,
Und [illegible] sieht, wenn sie vergangner Zeiten
Gedenkt, auf Heiligkeit den Blick gerichtet;
Die Griechen, die sich über [illegible] breiten
Von Helden, deren Ruhm weit ewig währet,
Wenn nicht zuvor das Universum bebet,
Und alles auf ein Wunder aufgerichtet,
Und stellt vor Dir Verehrung aller Völker.
Du neuer Prometh, große Exzellenz,
Die wär' in einer Welt ein Wunder auch schon,
Von nichts Natur wohl vorgebracht Dinge!
Wie hoch [illegible] würde
Gelehrsamkeit, ob der Wahr von solchen Dingen,
Und sprich: mein Rom wird wieder sich verjüngen!

Und wenn im Himmel Gottheit [illegible] wird,
So reisen auch die Völker-Chöre [illegible],
Die ihre Feder sind im Staube [illegible],
Sich an, zu bauen [illegible] Tempel,
Durch den das Werk an allen Ort gebracht wird,
Vor dem die Pforten sich der Heimath schließen.
Nun hat der Rabacht Stätte Niederlegung
Zu Niederhöhen soll schon angewandt,
Die Nachung war dem Adelichen verwiesen;
Und bei [illegible] Bildern und Bildern
Sind jetzt Zweck, jetzt Mann's verbunden!
Du Sitten, wie verwandelt!
Gewiß, zu Mutter Preis erhöht sei Thränen,
Die jetzt ist die Tochter nur zum Erben.

[illegible]

Dann bei die Welt versag ich zu reichen,
Dann kenne Einheiten zu reigen Ruhen,
Die Ein, der Sing möchst mich gehalten,
Der Du mit Ruhe, wenn wir Bleiben kann,
Gewalten kannst der Wenschheit Rieden.
Die meinen Gitterhüter
Dann, wenn Jugendlich Rosen grüßen,
Das Ein, in Dein, mich wenn Tod grüßen!

Tod mit Europend Brot, wenn Tod, begrüßt
Du dann Gebeut, den Jeden Hunter,
Gefangen mich an Irenn' mit dem Degen.
Gnade: Du mit Degen nennen Tod Gnaden,
Der Hand der Thron Jungs Die verbunden,
Dann, Tod zu dem Gnaden,
Mit Degen, die der Thronen Ehren' verjagte,
Dann zu Die Brot den dem Degen Gnade.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] [illegible] [illegible] [

Philomathie

* * *

Freunden der Wissenschaft und Kunst.

Herausgegeben

von

Dr. Ludwig Wachler

Zweiter Band

Frankfurt am Main

Verlag der Hermannschen Buchhandlung

1820

Inhalts-Anzeige

I. [illegible] S. 1
II. [illegible] — 31
III. [illegible] — 43
IV. [illegible] — 54
V. [illegible] — 83
VI. [illegible] — 109
VII. [illegible] — 111
VIII. [illegible] — 141

Ueber Preußens gegenwärtige Kriegsverfassung.

Von

Wilhelm von Schmeling

Hauptmann und Adjutant im Generalcommando von Pötzsch

Ueber Preußens

gegenwärtige

Kriegsverfassung.

Als das preußische Volk im Jahre 1806 sein Heer gegen die Franzosen sandte, befanden sich Heer und Volk für alle die, welche nur nach dem äußern Scheine zu urtheilen gewohnt sind, in einem vortrefflichen Zustande. Das Heer — für den kleinen Staat äußerst zahlreich — war mit allen Mitteln zum Kriege vollständig ausgerüstet. Die Reihen des Fußvolks bestanden aus großen und rüstigen Männern; die Reiterei war sehr gut beritten und das äußerst zahlreiche Geschütz trefflich bedient. In einer langen Reihe von Friedensjahren hatten diese Massen in allem, was auf den Krieg Bezug hat, sich hinlänglich einüben können, und unter den dahin ziehenden Haufen befand sich keiner, zu dem man wegen Mangels an kriegerischer Fertigkeit ein geringeres Zutrauen hätte haben müssen. Dabei genoß das Heer durch die im siebenjähri-

gen Kriege bewiesene Tapferkeit, allgemeine Achtung, und an seiner Spitze befanden sich Feldherren, die in der Schule Friederich des Großen waren auferzogen worden. Sehen wir auf den Zustand des Volkes, so finden wir überall Wohlstand und Glück verbreitet, und unter dem großen Haufen hörte man gewiß Wenige, die sich nicht unter der bestehenden Regierung glücklich gefühlt hätten. Eine Reihe rechtlich und billig denkender Fürsten hatte gegen Tyrannei und Despotie gesichert und mehr verlangten die meisten nicht. Die Abgaben und Verpflichtungen gegen den Staat waren alle sehr genau bestimmt und wurden auch nicht leicht erhöhet, und wer diesen genügte, der konnte nun für seine Person um so ruhiger und unbekümmerter leben, und an den Bau seines häuslichen Glücks und Wohlstandes denken. Was man für einen Triumph des Zeitalters hielt, war die Idee eines Völkerrechts, wo auch in dem wilden Kriegsgetümmel Wissenschaft und Kunst und die Kirche und das häusliche Glück ungestört ihren Fortgang behielten, und vom Feinde in ihrem ruhigen Stillleben nicht gestört wurden, weil sie ja an der öffentlichen Verschuldung des Staates keinen Theil hatten. Die Franzosen hatten zwar in der letzten Zeit dieses Völkerrecht gröblich verletzt, indessen hüteten sie sich klüglich, den Schein ganz zu zerstören, daß sie es dennoch achteten, wohl wissend, daß sie durch solchen Schein am leichtesten die Völker besiegen könnten.

Für den, der mit geistigem Auge sah, war denn freilich auch bei dem Heere alles ganz anders. Um bei der bedeutenden Größe desselben dem Lande nicht zu viel arbeitende Hände zu entziehen, hatte man, schon seit mehren Regenten, in den kleinern Staaten Deutschlands, die ja so kein öffentliches Leben mehr hatten, Menschen angeworben, die von dem blanken Handgeld: gelockt, die erste Gelegenheit wahrnahmen, wieder zu einem andern Heere überzugehen und dadurch die kosmopolitischen Grundsätze ihres Zeitalters so recht an den Tag legten. Ganz seltsam klingt es uns heute, wenn man hört, daß bei einem Ausmarsche aus der Garnison der

Führer einer Compagnie nichts dringenderes zu thun hatte, als den einen Theil derselben (die Ausländer) durch den andern (die Landeskinder) bewachen zu lassen, weil die ersteren zu sehr von der Begierde brannten, mit dem Feinde bekannt zu werden. Was nun die wirklichen Landeskinder betrifft, so bildeten sie freilich den bei weitem größern Theil des Heeres; sie konnten aber keineswegs als die wahren Repräsentanten der Nationalkraft angesehen werden, indem alle gebildete Stände von der Verpflichtung zum Militairdienst entweder schon durch das Gesetz befreit waren, oder sich doch leicht davon los machen konnten. So blieb diese denn ganz auf dem Bauer und Taglöhner haften, die von dem Adel eben so im Heere, wie auf den Gütern geknechtet wurden, seitdem dieser aufgehört hatte (was er früher wirklich gewesen war) der Vater seiner Untergebenen zu seyn. Zum Officier ausschließlich berufen hatten sich die ehemaligen ritterlichen Gesinnungen dieses Standes in Leerheit und Aeußerlichkeit verloren, und zu einer wissenschaftlichen Beschäftigung fehlte jeder Antrieb, da zu den höhern Stellen ihm doch nur Gesundheit und ein langes Leben verhelfen konnten. Wie sehr auch in den militairischen Uebungen das Wesentliche übersehen wurde, davon ist dies ein Beweis, daß das Infanteriegewehr durchgängig mit einem graden Kolben versehen war, wodurch es unmöglich wird, im Anschlage das Auge mit Visier und Korn in eine Linie zu bringen und gehörig zu zielen. Der Gewehrkolben wurde gegen die Schulter gesetzt, und nun auf gut Glück losgedrückt, in der thörichten Hoffnung, daß unter einer so großen Menge von Kugeln doch schon eine hinreichende Zahl treffen müßte, woher denn auch die Meinung entstand, daß die Waffen der Neuern zwar viel Geschrei aber wenig Wirkung machten. Als im Jahr 1806 das Regiment, bei dem ich stand, gegen den Feind marschirte, wurden zum ersten Male mit den Leuten einige scharfe Patronen verfeuert, um sie zu überzeugen, daß die Kugel vorn und nicht hinten

heraus stiege, und um zu verhüten, daß sie beim Laden sich nicht selbst schon ums Leben brächten.

Es mag dies genug seyn, um zu beweisen, wie damals wirklich alle Verhältnisse faul waren, und zumal das Heer eine Art Sumpf geworden war, der um so mehr in Fäulniß gerathen mußte, je länger er der Ruhe überlassen wurde. Die Schlachten von Jena und Auerstädt und die darauf folgenden Ereignisse bewiesen es vor den Augen der Welt, daß die von Vielen angestaunte Größe Preußen's nur eine Blüthe des Fleisches gewesen war. Man kam zur Erkenntniß der früher übertünchet gewesenen Gebrechen, und was Tüchtiges und Kräftiges im Volke gewesen war, unterhielt die nun durch Unglück gestählte Kraft, wie ein verborgenes Feuer. Da kam auch für Preußen's Heer jene unvergeßliche Zeit, die den Grund zu seinen nachmaligen Siegen legte. Der Tilsiter Friede hatte die schimpfliche Bedingung auferlegt, daß künftig nur 42,000 Mann unter den Waffen gehalten werden sollten. Diese nur aus Landeseingebornen bestehen zu lassen, war eine leichte Aufgabe; man wollte aber mehr; man wollte das ganze Volk zu der einst zu erwärtenden Befreiung kriegsfähig machen. Deßhalb wurde die Einrichtung getroffen, daß bei einer jeden Compagnie alle Monate eine Anzahl Rekruten eingezogen, und dafür die am längsten gedienten und ausgebildeten Leute entlassen wurden. Die kurze Zeit, welche ein jeder unter den Waffen zubrachte, wurde nunmehr mit allen für den Krieg nöthigen Uebungen sorgfältig ausgefüllt, und alles was mit diesem in keiner Beziehung stand, abgethan. — So erhielt das Schießen nach der Scheibe die ihm gebührende höhere Stelle, und die größeren Uebungen waren nunmehr wirklich eine Schule des Krieges, da die dabei vorkommenden tagelangen Märsche und Gefechte mit dem Gepäcke, oft eine größere Anstrengung, als im Kriege erforderten, und die bogenlangen Dispositionen wegfielen, die jedem Befehlshaber seine Bewegungen vorschreibend, al-

les eigene Denken früher verhindert hatten. Ganz kurz erwähnen will ich nur noch, daß in jener für Preußen drückenden Lage über 150,000 Mann in den Waffen eingeübt wurden, daß man die ganze Feldartillerie, welche in den unglücklichen Feldzügen von 1806 und 1807 verloren gegangen war, wieder herstellte, indem alle in den Festungen noch vorhandene metallene Geschütze zu Feldgeschütz umgegossen, und dafür in den Festungen eiserne Geschütze eingeführt wurden; daß man eine neue Gewehrfabrik in Neiße anlegte und über 150,000 Gewehre anschafte, und daß endlich die acht vorhandenen Festungen in wehrhaften Stand gesetzt, und zum Theil mit verschanzten Lägern versehen wurden.

So vorbereitet erlebte Preußen die verhängnißvollen Jahre 1812 und 1813; von denen in dem ersteren freilich ein Theil jener Kräfte, zum Schmerze aller Gutgesinnten, für den Feind verwendet werden mußte, doch, wie die Folge auswies, um mit desto größerem Erfolge, die ganze Nationalkraft nachher gegen ihn handeln zu lassen. Denn kaum waren die flüchtigen Schaaren des Feindes über Weichsel und Oder, so versammelte man schon alle in den Waffen bereits geübte Mannschaft, in den seitwärts von der Rückzugslinie gelegenen Provinzen Pommern und Schlesien. Die Jugend der gebildeten Stände wurde aufgefodert, sich freiwillig diesen anzuschließen, noch ehe die Franzosen die Hauptstadt des Landes verlassen hatten, und dem königlichen Edikte zur Bildung einer Landwehr ging Arndt's vortrefflicher Aufsatz über Landwehr und Landsturm voraus. Freiwillige, Landwehr und Landsturm, dies waren die Formen, in deren jeder seine Stelle fand, der noch irgend eine Kraft gegen den Feind in Bewegung setzen konnte, und wenn dabei auch noch manches zu wünschen übrig blieb — daß nämlich die Freiwilligen nicht besondere Compagnien bilden, sondern in die bereits bestehenden eintreten möchten, und daß die Landwehr einen Stamm geübter Officiere und Unter-Officiere erhielte, und ihr von diesen nicht alles bis

auf die alten abgelebten Staabsofficiere genommen würde, die man zum Eintritt bei den bestehenden Regimentern schon für untüchtig hielt — so überwog doch diese Mängel bei weitem die allgemeine Begeisterung für das Vaterland, die auch den Schwachen eine früher nie geahndete Kraft verlieh. Durch diese Anstrengung aller Kräfte war es allein möglich, daß, nachdem zwei Schlachten verloren waren, und der Feind bis in das Herz der Hauptprovinz gedrungen war, nach einem sechswöchentlichen Waffenstillstande, dennoch 4 Armeekorps (jedes zwischen 40 und 50,000 Mann stark) gestellt werden konnten, und eine hinreichende Zahl von Truppen zurückblieb, um die im Innern vom Feinde besetzten Festungen einzuschließen; eine Macht, wie sie Preußen 1806 nicht in's Feld gestellt hatte, als noch nicht die Hälfte der Provinzen dem Reiche entrissen war.

Was mit dieser Macht alles geleistet worden, und welch' einen bedeutenden Antheil Preußen an den errungenen Siegen hat, wird einem jeden unter uns noch erinnerlich seyn; nur das möchte ich gerne ins Gedächtniß zurückrufen, mit welchen frohen Hofnungen wir alle damals der Zukunft entgegen gingen; wie wir nicht allein eine Befreiung von dem äußern Drucke und von der Gewalt des Feindes, sondern auch von so manchem das innere Staatsleben Hinderndem erwarteten; wie es uns so nothwendig schien, daß dem Volke, welches sich so wehrhaft bewiesen, auch eine Verfassung werden müsse, die eine lebendige Theilnahme an dem Staatsleben gestatte, so natürlich, daß man, während der Abwesenheit der in's Feld gezogenen Brüder, das Haus reinigen und schmücken werde, damit sie bei der Rückkehr in Freude und Friede die verlassenen Wohnungen wieder begrüßen möchten; wie wir alle hofften, daß so wie unser Herz allen deutschen Brüdern entgegen schlug, auch eine Form sich finden werde, die das so lange durch kleinliche Eifersucht und Selbstsucht zerrissene Deutschland zu einem großartigen Volksleben vereinigte; ja wie alle gewiß waren,

daß das sich entwickelnde Tüchtige und Herrliche siegen, und alles Schlechte untergehen müsse. Als jedoch die meisten dieser Hofnungen nicht erfüllt, oder doch einer viel fernern Zukunft überliefert wurden, als Schlechtigkeit und Franzosenthum nicht bestraft, sondern der eigenen Sünde, die man nicht abthun wollte, zulieb unter dem Scheine christlicher Vergebung auch noch ferner geduldet wurden, als die sehnlichst erwartete Verfassung ausblieb und das Volk, das sich als würdig bewiesen hatte, noch viel mehr als je regiert und beobachtet wurde, da fing man an, gegen alle Einrichtungen mißtrauisch zu werden, die sich aus dem merkwürdigen Jahre 1813 herschrieben. Nicht allein die alten in der frühern Kriegsverfassung verknöcherten Gemüther, nannten die Landwehr eine Thorheit, nicht allein die schwachen und einer anhaltenden Kraftanstrengung unfähigen Geister beschwerten sich über Druck und Störung jedes friedlichen Gewerbes, sondern auch die Tüchtigeren im Volke fürchteten, daß eine Form gemißbraucht werden würde, die der Regierung die Kräfte des ganzen Volks in die Hand gab. Wohl mag es daher der Mühe werth seyn, Preußens jetzige Kriegsverfassung genau zu prüfen, das, was darin der Zeit angehört und also in der Entwickelung begriffen ist, von der Idee genau zu trennen, und indem wir zusehen, ob diese haltbar sey, zu untersuchen, ob sie sich werde in der Zeit darstellen lassen.

Ich beginne damit, eine kurze Uebersicht der gegenwärtigen preußischen Kriegsverfassung zu geben, da ich nicht voraussetzen kann, daß sie allen so ganz klar vor Augen steht. Die ganze Kriegsmacht zerfällt in stehendes Heer, Landwehr 1sten Aufgebothe; Landwehr 2ten Aufgebothe und Landsturm. Alle streitbare Mannschaft gehört vom 20sten bis 25sten Lebensjahre zum stehenden Heere; vom 25sten bis 32sten zur Landwehr 1sten Aufgebothe, vom 32sten bis 40sten zur Landwehr 2ten Aufgebothe, und vom 40sten bis zum 60sten zum Landsturm. Das stehende Heer ist bestimmt, die Schule des Krieges zu seyn, in der jeder junge Mann gewesen seyn muß.

Um zu vermeiden, daß Niemand dem stehenden Heere entschlüpfe, verordnet das Gesetz, daß keiner in einem Amte angestellt werden kann, ehe er dieser Dienstpflicht genügt hat. Nur die, welche sich den Wissenschaften oder der Kunst geweihet haben, können mit einer einjährigen Dienstzeit davon kommen, wenn sie sich selbst bekleidet und gewaffnet bei einem Regimente freiwillig stellen. In den beiden andern Dienstjahren (in der Regel vom 23sten bis 25sten Lebensjahre) wird der dem stehenden Heere Pflichtige zur Kriegsreserve entlassen, d. h. er geht in seine Heimath und kehrt zu seinem bürgerlichen Geschäft zurück. Von diesem Augenblick an kann er nur alle Jahre zu einer vierzehntägigen oder vierwöchentlichen Uebung eingezogen werden, um nicht zu vergessen, was er erlernt hat. — Die Kriegsreserve ist bestimmt, die Bataillone des stehenden Heeres, welche nur zwei Drittheile ihrer Kriegsstärke fortwährend bei den Fahnen haben, auf den Kriegsfuß zu bringen, so, daß die jetzt etwa 600 Mann starken Bataillone bei entstehendem Kriege 1000 Mann stark werden, und das ganze stehende Heer (aus 36 Inf. Regimentern, jedes zu 3 Bataillons, bestehend) dann eine Stärke von 108,000 Mann Infanterie erreicht. — Die Landwehr 1sten Aufgebots ist bestimmt, gleich dem stehenden Heere dem Feinde außerhalb des Landes entgegen zu gehen. Sie nimmt alle Leute in sich auf, die zwei Jahre in der Kriegsreserve gedient haben, und soll daher Niemand erhalten, der nicht bereits durch das stehende Heer ausgebildet worden ist. Von jedem Bataillon ist nur ein ganz schwacher Stamm, bestehend aus 1 Staabsofficier, 1 Adjutanten und einigen Unter-Officieren fortwährend im Dienste. Das ganze Officierkorps und alle Landwehrmänner sind im Frieden beurlaubt, und werden nur alle Jahr zu einer vierzehntägigen oder vierwöchentlichen Uebung eingezogen. Die Officiere bis zum Staabsofficiere werden gewählt, indem der Kreisausschuß dem Officierkorps dazu Subjecte in Vorschlag bringt, dieses Stimmen darüber sammelt und seine Billigung oder Mißbilligung dem Könige zur Bestätigung vorlegt.

Die Landwehr 1sten Aufgebothe ist 64 Regimenter (jedes zu 2 Bataillons, das Bataillon zu 1200 Mann) stark, so daß beinahe noch einmal so viel Landwehr-Regimenter, als feste des stehenden Heeres sind. Jedes Bataillon hat seinen Bezirk, in dessen Mitte sich das Zeughaus mit den Waffen und Bekleidungsgegenständen befindet, bewacht und beschützt von dem äußerst schwachen Stamme. Dem 2ten Bataillon gehören nun alle Männer vom 25ten bis 32ten Lebensjahre, die in seinem Bezirk sich aufhalten, und kriegsdienstfähig sind. Ihm sind noch 1 Schwadron Kavallerie und 1 Artillerie-Compagnie beigegeben, die ebenfalls mit Menschen und Pferden aus dem Bezirk versehen werden, aber auch ausser der erwähnten Uebungszeit fortwährend entlassen sind.

Die Landwehr 2ten Aufgebothe, welche die streitbaren Männer vom 32ten bis 40ten Lebensjahre in sich aufnimmt, ist bestimmt, im Kriege die festen Plätze innerhalb der Provinz zu besetzen, und nur dann dem Feinde in offener Schlacht entgegen zu gehen, wenn er bereits in das Land eingedrungen ist. Sie ist aber so organisirt, wie die Landwehr 1sten Aufgebothe, so daß in jedem Bezirk von diesem auch ein Bataillon 2ten Aufgebothe gebildet wird, und hat nur alle Jahr eine achttägige Uebungszeit.

Am wenigsten ist in diesem Augenblick der Landsturm geordnet, auch mögte es gerathen seyn, erst mit der Landwehr im Reinen zu seyn. Eben so ist die Bestimmung des Landsturms noch nicht klar ausgesprochen; wir werden in der Folge noch darauf zurückkommen.

Ueberschen wir noch einmal das Gesagte, so ergiebt sich, daß der Staat jeden kriegsfähigen Mann ohne Unterschied der Stände vom 20sten bis 60sten Jahre in Anspruch nimmt, daß davon 3 Jahre (nur ausnahmsweise 1 Jahr) zur Erlernung des Kriegsdienstes bestimmt sind, daß er dann bis zum 32sten Jahre zur Bekämpfung des Feindes ausserhalb des Landes bereit seyn muß, im Frieden jedoch zu seinem bürgerlichen Geschäfte zurückkehrt, und nur alle Jahr an einer kur-

zen Uebungszeit Theil nimmt, und daß er endlich vom 3ten Lebensjahre an, nur dann die Waffen ergreifen muß, wenn der Feind den vaterländischen Boden betritt.

Wir wollen hier nur, den ausgesprochenen Ideen folgend, untersuchen: 1) ob sich die Idee einer allgemeinen Kriegsverpflichtung, die auf keinen Unterschied der Stände Rücksicht nimmt, rechtfertigen lasse; 2) ob eine dreijährige Dienstzeit im Frieden in der Regel nothwendig ist, um für den Krieg vorbereitet zu werden; 3) ob daher bei diesem System nach dieser Schulzeit ohne Hinderung der bürgerlichen Gewerbe eine stete Bereitschaft für den Krieg möglich ist.

Um die erste Frage genügend zu beantworten, müssen wir aus dem Gebieth der Ethik als erwiesen annehmen, daß der Staat zu den höchsten erscheinenden Gütern des Menschen gehört, und mit den andern der Kirche, Wissenschaft und Geselligkeit so innig zusammenhängt, daß das Leben des einen Gutes ohne das der andern nicht gedeihen kann. Hieraus folgt, daß, wenn eins dieser Güther in Gefahr ist, die andern alle Kräfte zu seiner Rettung aufbieten müssen, daß es sich also rechtfertigen lasse, wenn Kirche und Wissenschaft zu gewissen Zeiten Opfer für den Staat bringen, und auch umgekehrt der Staat für jene, ja in gewisser Hinsicht der zerrissene politische Zustand Deutschlands als ein solches Opfer angesehen werden kann, um das geoffenbarte göttliche Wort rein von allen menschlichen Satzungen zu erhalten und zu bewahren. Das Fehlerhafte und Verderbenbringende in diesen Wechselbeziehungen tritt nur dann ein, wenn ein Gut dem andern dienstbar wird, und unter dasselbe gestellt wird, wie wir freilich nicht läugnen können, daß die neuern Staaten vielfach das Streben zeigen, Kirche und Wissenschaft nur in so ferne gelten zu lassen, als sie ihnen nützlich sind.

Aus dem oben Angeführten wird es nun auch klar seyn, wie thöricht diejenigen reden, welche die Idee einer allgemeinen Kriegsverpflichtung als unpassend für ein so erleuchtetes Zeitalter, und als einen Rückschritt zur Barbarei verschreien.

Für herumziehende Horden und für Völker, die auf einer sehr geringen Stufe der Bildung stehen, sagen sie, sey eine solche Kriegsverfassung ganz angemessen, für Staaten, wie unsere jetzigen europäischen, wo Künste und Wissenschaften blühen und geistige Bestrebungen mancherley Art sich zeigen, sey aber doch ein Zustand viel vorzüglicher, der diesen einen ungestörten Fortgang erlaube, und sie nicht dem wilden Kriegsgetümmel Preis gebe. Es ist dies die schon früher angeführte Ansicht aus dem Zeitalter der stehenden Heere, deren Druck im Frieden freilich sehr beschwerlich war, mit denen man aber doch glaubte sich auf diese Weise versöhnen zu können. Sehen wir indessen zu, was es mit diesem ungestörten Fortgange und mit dieser Blüthe der Künste und Wissenschaften für eine Bewandniß hat! Sind es nicht taube Blüthen gewesen? Hatte sich nicht der Verstand in leere Speculationen und Grübeleien verloren, die ohne innern Gehalt waren, und hat die Kunst in dem aufgeklärten Zeitalter, wo jede Liebe und jede Begeisterung erlosch, irgend ein tüchtiges Werk hervorgebracht, ja ging nicht der Sinn für die herrlichen Werke der Malerey und Baukunst unserer Voreltern beinahe ganz unter und verloren? — So wie dies nicht geläugnet werden kann, so wird es sich immer in der Geschichte nachweisen lassen, daß Wissenschaft und Kunst nie ein wahres Leben zu führen vermochten, ohne daß auch ein großartiges Staatsleben geherrscht hätte.

Also davon hätten wir uns überzeugt, daß unser Staat und unser Volk (denn beide gehen in der höhern Ansicht in einander über) ein theures Gut für uns sind, mit dem unsere Existenz auf das innigste verschmolzen ist. Niemand kann aber eine größere Liebe für eine Sache beweisen, als daß er sein Leben dafür setzt, und daher darf das Gesetz keinen Stand von der Theilnahme am Kriegsdienste ausschließen. Es scheint zwar so, als wenn es einen Stand im Staate gebe, der davon befreiet bleiben müsse, der geistliche Stand, und dies halte ich in so ferne richtig, als der wirkliche Kampf mit weltli-

den Waffen in der Hand, mit seinem Berufe unverträglich ist; bedenken wir aber, daß dieser Stand ebenfalls Diener in den Krieg sendet, die durch Gewohnung und Muth in allen Lagen des Krieges, ja auch im wildesten Schlachtengetümmel ihre Brüder führen sollen, so sieht man, daß auch hier nur scheinbar von einer Ausnahme zum Kriegsdienste die Rede ist, und man davon wenigstens eben so bei den Aerzten, die auch nicht selbst kämpfen, sondern nur für die leiblich Verwundeten Sorge tragen, von vielen andern ein Heer begleitenden Personen reden müßte.

Wir haben bis jetzt mehr von der idealen Seite die Idee einer allgemeinen Kriegsverpflichtung betrachtet, wir wollen nun einmal auf die reale sehen: werden denn bei einer solchen Verfassung, die keinen Stand vom Kriegsdienste befreiet, denn nicht mit der Zeit alle bürgerlichen Verhältnisse zerrüttet werden, wenn Kriege öfter wiederkehren, und jedesmal der Schulmann seine Schule, der Student seine wissenschaftliche Laufbahn, der Kaufmann und Fabrikant sein Gewerbe, der Pächter und Gutsbesitzer seine Landwirthschaft verlassen muß? Man soll besonders daraus werden, wenn der Feind in das Land dringen, und man nun nach dem Landsturmrecht alles mit Feuer und Schwert vernichten wollte, um ihm alle Mittel des Unterhalts und der Kriegführung zu entziehen? — Zuerst antworte ich darauf, daß ein Staat, der sich auf die angegebene Weise zum Kriege rüstet, am wenigsten Kriege zu führen haben wird, wie derjenige zum Zweikampf am meisten herausgefordert wird, der dazu der bereitste und geschickteste ist; dann, daß bei entstehendem Kriege doch nicht gleich alles Land und Hof verläßt, sondern nur zuerst die jüngern Männer, und dann, nach Maßgabe der Gefahr, die ältern, welche als Familienväter und Vorsteher bedeutender Gewerbe am wenigsten entbehrlich sind.

Wir haben gesehen, daß nach dem preußischen Gesetz nur bis zum sechsten Jahre jeder Mann verpflichtet ist, dem Feinde außerhalb der Gränze des Landes entgegen zu gehen. Ich

glaube, daß bei genauer Erfüllung des Gesetzes das Jahr dazu festgesetzt werden könnte, das Alter, wo in der Regel eine Familie gestiftet, und dem Leben eine bestimmte Richtung gegeben wird, aber man könnte auch auf den Männern vom 25sten bis 30sten Jahre noch ein besonderes Aufgebot haben, das später als das jüngere, und also nur bei größerer Gefahr in's Feld rückte. So viel ist wenigstens klar, daß die Eintheilung der Aufgebote nach den Altersklassen am geeignetsten ist, die beweglicheren und aber entbehrlichen Männer zuerst gegen den Feind zu führen, die anhänglichen und daher schwer beweglichen aber nur in der Noth, und dann nur auf kurze Zeit. Wenn man dabei jedem gestattet, den nichts hindert, über sein Alter hinaus in dem Aufgebote zu bleiben, das dem Feinde entgegen geht, und in einzelnen seltenen Fällen, wo es die persönliche Lage durchaus erheischt, Ausnahmen zuläßt, so ist alles geschehen, was die Verwirklichung der bürgerlichen Verhältnisse fodern kann. Die Ausnahmen kann indessen kein Gesetz vorher bestimmen, am besten wird darüber an Ort und Stelle durch ein Gericht von Geschworenen entschieden.

So lange man den Feind außerhalb den Gränzen des Landes zu bekämpfen vermag, muß das allerdings immer geschehen, wenn es möglich ist; neben alle bürgerlichen Gewerbe ihren ruhigen Gang fort; wie ist es nun aber, wenn der Feind die Gränzen überschreitet? Daß im Jahre 1813 erschienene Landsturmedikt scheint dem doch nicht überall durchführbar, wie in allen Provinzen anwendbar zu sein. Alle Bewohner zu hören, und das Land einer Wüste gleich machen, kann man nur in wenig angebauten Gegenden, wie Rußland sie hat, kann führt ein solches Verwüstungssystem auch nicht immer zum Zwecke, indem ein Heer allenfalls wohl einige Tagemärsche in einer Wüste machen kann, ohne zu verhungern, wenn es darauf vorbereitet gewesen ist.

Ich antworte darauf, daß es allerdings eine Überbürdung wäre, in einem so angebauten Lande, wie z. B. Schle-

sen ist, einen solchen Vertheidigungskrieg zu führen, daß man aber auch, ohne die Vortheile und Kriegsmittel zu verlieren, sie dem Feinde entziehen und dem eigenen Heere gewähren kann. Alles hängt hier von der waltenden Gesinnung ab; ein jedes Volk auch in dem ungünstigsten Lande ist unbesiegbar, wenn es alles daran setzt, die Freiheit zu bewahren. Von der größten Wichtigkeit sind alsdann feste Punkte, wohin die Menschen mit ihren Vorräthen flüchten können; man kann ihrer nicht zu viele haben. In gebirgigen Gegenden sind sie am häufigsten, aber auch stärker, wenn sie nur nicht Mangel an Wasser haben, hierin häufig solche Punkte her. Man muß sie aber schon im Frieden dazu vorbereiten, wenigstens können. Die Städte sollen durchgehends einem Angriffe widerstehen können. Sind dergleichen Punkte auch nicht auf lange Zeit haltbar, so werden sie doch durch das in der Nähe befindliche Heer, und durch die hineinströmenden Männer des ganzen Aufgebots und der Landwehr verstärkt, jeden Tag mehr in Stand gesetzt wird, dem Feinde in offenem Felde die Stirn zu bieten.

Die beiden Untersuchungen, welche uns jetzt noch beschäftigen, beschäftigen sich eigentlich mit der Ausführung, der als richtig erkannten Idee einer allgemeinen Kriegsverfassung. Damit jeder Mann zu jeder Zeit bereit sey, das Vaterland zu vertheidigen, muß er erst den Gebrauch der Waffen lernen, und können sich befähigen, das erworbene Gut nicht zu verlieren. Von dem ersten handelte wir zuerst, von dem letzten nachmals.

Die Mittel, um hier gründlich zu verfahren, genau anzuschließen, und eine dringende Uebung und Fertigkeit zu, und man als Grundlage dazu angesehen, sollen auch schwerlich erworben werden kann. Es sind bei der Infanterie vier Dringende alle Bewegungen mit einem geschlossenen Bataillon, aber in einer aufgelösten Ordnung, als Grundlage dazu und vorangehen eine vollkommene Bekanntschaft mit seiner Waffe und seiner Fertigkeit im Gebrauch

Das Sonnensystem. Die Erde und andere Dinge [illegible]
[illegible] Es ist bei der Betrachtung des Himmels [illegible]
[illegible] und nur mit der Kugel in der Hand und in der Nähe wird es zu einer körperlichen Vorstellung. [illegible] Die Einheit und das Ganze ist der körperliche Gegenstand, die Kugel, deren Größe und ganze Gestalt ganz gefangen zu nehmen, ohne daß Kraft an seiner Bedeutung [illegible] zu leiden, eine reine körperliche Lagerung; die geometrische Vollständigkeit, die Größe des Kreises und die Proportionalität zu ersehen. Kann aber auch Nutzen in allen Lagen der Kugel gebraucht werden.

Es entsteht nun die Frage: ob sich auf die Vorstellung und Behandlung der körperlichen Lagerung [illegible] eingewirkt hat? Ich bin in keine andere Antwort, als auf den Lehrsatz. Ich halte die allgemeine Vorbereitung des Lernens auch von dieser Seite für so wahrscheinlich, daß nur allein Anlaß für Verschiedenheit [illegible] sein kann, wenn [illegible] eine so lange Zeit zu den Vorübungen rechnen will, daß eine Störung der körperlichen Elemente unmöglich ist. Wir werden auch wohl alle körperlichen Elemente so genau und automatisch in uns [illegible] haben, daß sie [illegible] sein vor sich [illegible], an die Betrachtung der mannigfaltigen Verhältnisse gehen [illegible], und in dem vorhandenen Elemente [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible] Stücken gefunden worden. Nach den Schriften mit dem Feuergewehr betraut, so muß ich die allerkleinste Nachricht einziehen, daß wir auf den letzten Wege gut, viele Anfragen unter dem Volke abzumeiden zu machen. Man hat schuldig, als man sich überzeugte, daß die Zahl der Feuerwaffen zu klein sei, um damit den Schützen auch die Schüsse zu ersetzen, so den Regimentern Gewehre verschaffen helfen, so daß die entlegensten Orte von dem Artilleriepunkte immer nur 1/2 bis 1 Meilen entfernt sind. Die Feuerwerksmeister sind auch eine Aufgabe verbunden sich von hier aus Gewehre Nachricht über an andere Tagen, wenn sie Zeit haben; Keine Prämien für die letzte Schüsse setzten den Eifer, auch auch andere Leute, die nicht Feuerwerksmeister sind, haben sich so Mühe gabei sie, daß diese Verfassungen ganz der Absicht von Artillerie gemäß sind. Ich muß dabei bemerken, daß viele Anfragen durchaus freiwillig sind. Zu Meisen kann man zwar nicht in dem Fall die Abgemeis gemacht werden, und es ist dies auch nicht nothwendig, da der Kriegsdienst zu Fuß eine 5 bis 10 mal größere Menge von Leuten erfordert, als der Kriegsdienst zu Pferde; so ist es indessen richtig, daß es auch sind zu sehr vermehrlich wird. Es mögt sind mit der in mehreren Provinzen Andern vermehrlichen Pferdemehl gekommen, so kann Verfassung man gut endlich zu machen wissen, wo der Lust Pferde der Einen nicht 1/2 Meile reisen, indem in den Städten, welche Gewehrmeister haben, eine Anzahl Pferde für die Artilleriepunkte vorhanden wären.

Wie auf viele Weise vermehrt ist, so braucht man 3 Jahre, um den Infanterie- und Grenadier-Stand zu machen. Die Jahr wäre die da der Regie Lorsch, und auch wenn sich da auch besonders anfingen, wenn nicht an den militärischen Dienst kennen zu lernen, und Freudigkeit von einigen Leuten ab sich den wären.

Den man haben wir, daß die eigentlich Prinzipien

[illegible]

[illegible] ...ಕಾಲದಲ್ಲಿ ಮಾತ್ರ ಈ ಅಧಿಕಾರವನ್ನು ಚಲಾಯಿಸಬೇಕು. ಈ ಅಧಿಕಾರವನ್ನು ಚಲಾಯಿಸುವಾಗ ಸಾರ್ವಜನಿಕ ಹಿತಾಸಕ್ತಿಯ ಪ್ರಮುಖ ಅಂಶವನ್ನು ಸಂಬಂಧಿತ ಸಿಬ್ಬಂದಿಯ ಸೇವಾ ಷರತ್ತುಗಳಿಗೆ ಅನುಗುಣವಾಗಿ ಪರಿಗಣಿಸಬೇಕು ಎಂದು ಸಹ ಸ್ಪಷ್ಟಪಡಿಸಲಾಗಿದೆ. ಇಷ್ಟೇ ಅಲ್ಲದೆ ಈ ಕಾಯ್ದೆಯ ಅಡಿಯಲ್ಲಿ ಯಾವುದೇ ಸಿಬ್ಬಂದಿಯ ಸೇವೆಯನ್ನು ಕಡ್ಡಾಯವಾಗಿ ನಿವೃತ್ತಿಗೊಳಿಸಿದಾಗ, ಅಂತಹ ಸಿಬ್ಬಂದಿಯು ಸಲ್ಲಿಸಿದ ಸೇವೆಯ ಅವಧಿಯನ್ನು ಪರಿಗಣಿಸಿ ಅವರಿಗೆ ಅರ್ಹವಾಗಿರುವ ಪಿಂಚಣಿ, ಉಪದಾನ ಮತ್ತು ಇತರ ಸೌಲಭ್ಯಗಳನ್ನು ಒದಗಿಸಲಾಗಿದೆ. ಅಂತಹ ಸಿಬ್ಬಂದಿಯು ಸಲ್ಲಿಸಿದ ಸೇವೆಯ ಅವಧಿಯು ಅರ್ಹತಾ ಸೇವೆಯ ಅವಧಿಗಿಂತ ಕಡಿಮೆ ಇದ್ದಲ್ಲಿ ಅಂತಹ ಸಿಬ್ಬಂದಿಗೆ ಯಾವುದೇ ಪಿಂಚಣಿ ಅಥವಾ ಉಪದಾನವನ್ನು ಪಾವತಿಸಲಾಗುವುದಿಲ್ಲ. ಆದರೆ ಅಂತಹ ಸಿಬ್ಬಂದಿಯು ಸಲ್ಲಿಸಿದ ಸೇವೆಯ ಅವಧಿಯು ಅರ್ಹತಾ ಸೇವೆಯ ಅವಧಿಗಿಂತ ಕಡಿಮೆ ಇದ್ದಲ್ಲಿ ಅಂತಹ ಸಿಬ್ಬಂದಿಗೆ ಯಾವುದೇ ಪಿಂಚಣಿ ಅಥವಾ ಉಪದಾನವನ್ನು ಪಾವತಿಸಲಾಗುವುದಿಲ್ಲ. ಆದರೆ ಅಂತಹ ಸಿಬ್ಬಂದಿಯು ಸಲ್ಲಿಸಿದ ಸೇವೆಯ ಅವಧಿಯು ಅರ್ಹತಾ ಸೇವೆಯ ಅವಧಿಗಿಂತ ಕಡಿಮೆ ಇದ್ದಲ್ಲಿ ಅಂತಹ ಸಿಬ್ಬಂದಿಗೆ ಯಾವುದೇ ಪಿಂಚಣಿ ಅಥವಾ ಉಪದಾನವನ್ನು ಪಾವತಿಸಲಾಗುವುದಿಲ್ಲ.

(ಬ) ಈ ಕಾಯ್ದೆಯ ಅಡಿಯಲ್ಲಿ ಯಾವುದೇ ಸಿಬ್ಬಂದಿಯ ಸೇವೆಯನ್ನು ಕಡ್ಡಾಯವಾಗಿ ನಿವೃತ್ತಿಗೊಳಿಸಿದಾಗ, ಅಂತಹ ಸಿಬ್ಬಂದಿಯು ಸಲ್ಲಿಸಿದ ಸೇವೆಯ ಅವಧಿಯನ್ನು ಪರಿಗಣಿಸಿ ಅವರಿಗೆ ಅರ್ಹವಾಗಿರುವ ಪಿಂಚಣಿ, ಉಪದಾನ ಮತ್ತು ಇತರ ಸೌಲಭ್ಯಗಳನ್ನು ಒದಗಿಸಲಾಗಿದೆ.

(ಭ) ಈ ಕಾಯ್ದೆಯ ಅಡಿಯಲ್ಲಿ ಯಾವುದೇ ಸಿಬ್ಬಂದಿಯ ಸೇವೆಯನ್ನು ಕಡ್ಡಾಯವಾಗಿ ನಿವೃತ್ತಿಗೊಳಿಸಿದಾಗ, ಅಂತಹ ಸಿಬ್ಬಂದಿಯು ಸಲ್ಲಿಸಿದ ಸೇವೆಯ ಅವಧಿಯನ್ನು ಪರಿಗಣಿಸಿ ಅವರಿಗೆ ಅರ್ಹವಾಗಿರುವ ಪಿಂಚಣಿ, ಉಪದಾನ ಮತ್ತು ಇತರ ಸೌಲಭ್ಯಗಳನ್ನು ಒದಗಿಸಲಾಗಿದೆ.

(ಮ) ಈ ಕಾಯ್ದೆಯ ಯಾವ ಅಂಶವು ಅಥವಾ ಯಾವುದೇ ಸಿಬ್ಬಂದಿಯ ಸೇವೆಯನ್ನು ಕಡ್ಡಾಯವಾಗಿ ನಿವೃತ್ತಿಗೊಳಿಸಿದಾಗ, ಅಂತಹ ಸಿಬ್ಬಂದಿಯು ಸಲ್ಲಿಸಿದ ಸೇವೆಯ ಅವಧಿಯನ್ನು ಪರಿಗಣಿಸಿ ಅವರಿಗೆ ಅರ್ಹವಾಗಿರುವ ಪಿಂಚಣಿ, ಉಪದಾನ ಮತ್ತು ಇತರ ಸೌಲಭ್ಯಗಳನ್ನು ಒದಗಿಸಲಾಗಿದೆ. ಈ ಕಾಯ್ದೆಯ

[illegible] [illegible] [illegible] [

Platonismus, welche göttliche Wesen der Gleichgewicht, Leben und Natur als Idee aufgefaßt, hatte die göttliche Harmonie durch Maß und Zahl in wichtig gehörenden Verhältnissen, und die symbolische Spekulation begonnen, hat den begeisterten Schüler Platos, und den Lehrer der reellen Spekulation begeistert, wollt einzig den göttlichen Willen der Vollkommenheit durch Weisheit, jene als Grunde der Schöpfung vorhanden sei Gottes anerkannt, und wollten alles in Gottes alles Wesen, die Philosophie, gründen wollen. Für eine weitere Wirkung der Philosophie, die der Mensch auf den Schein gemacht hat, ist es angesehen, daß diese die göttliche Offenbarung der Religionen der Völker wenig beachtet, und den wahrhaften Zweigwerk der Offenbarung nicht bemerkt, sondern auch die Kunst der Tonkunst, die wollte die Offenbarung der Natur der Offenbarung war, seine Schein vermischt, den Geist der wahren, in der Vereinigung, daß eben war die Natur völlig sei, an sich den einzelnen Gottheiten und Tonen zu lesen. Die Tonkunst stehen auch auch in den göttlichen Zahlen, sonst es in seinen Werken angenommen und die Gottheit stehen, sie die allgemeinen in Grunde zu verwandeln, wenn den sich Gottes auf Gründe sich in Übereinstehe. Auf diesen Wege einer Mannigfaltigkeit, verschiedenen, gebundenen Offenbarung, wollte wollt den göttlichen Namen in Übereinstimmung werden, daß sie Zahl der Übereinstehe, als den göttlich gründen, absoluten Begriff des Wesens, in einem die wahren Zwecke gründenden Einheit wollt verbunden werden können, und es wollte in den den Namen vollständigen einen allgemeinen in gewissen Gott verschiedenen Gottesbegriff, einen allgemeinen Namen Verbindung der Wirklichkeit durch Zahl, einen allgemeinen Zusammenhang der Offenbarung durch verschiedenartige Begründung. Platos Namen also auch den gegebenen Bedingungen der Erfüllung von den Philosophen als göttlichen Wesen, und einen Übereinstehe-

Gnade Gottes, und seine Schriften sind daher die ausschließliche Quelle philosophischer Begründung, die evangelische Schrift seine einzige Autorität; um aber die Philosophie auf sich selbst begründet und in sich selbst gewiß sein und der Offenbarung des Heidenthums begegnen zu können, dazu bedarf sie jener Lösung des Räthsels der alten Welt, jener Versöhnung des göttlichen Wesens, welche nur von dem geschehenen Eintritt der Menschheit in die Gottheit erkannt werden, und auf den des göttlichen Geist, als sich alle Menschen frei entschließende Kraft ausgehen soll, welcher auch die sich selbst begründende allgemeine Wissenschaft, wie die von absoluter Begriff des Geistes, als die speculative Darstellung der Offenbarung erfaßt wurde.

Der Fluch, unter welchen die alte Welt gelegt war, daß schuldig der Mensch nicht als Mensch, sondern von den äußern Bedingungen seines Daseyns, als Jude oder Grieche, als Freier oder Knecht, seinen Werth oder Unwerth hatte, ist zwar auch von der christlichen Welt nicht ganz genommen, aber es ist doch vom Christenthum anerkannt worden, die wesentliche Unendlichkeit der Menschen nicht nicht mehr als Ausnahme anerkannt, und aus eine solche höhere Stellung der Menschen, ohne Rücksicht der einzelne von Gott gleiche Rechte der Menschheit durch Christ oder Ihn besonders gilt, wird die Forderung der Heiligung der Menschheit gegründet. Statt dieser allgemein menschliche und ohne besondere göttliche Kraft der Menschheit, der alten Welt nicht erkannt war, konnte auch in der Zeit lebendigen, geistigen, besonders auch durch seine sich entwickelnden Kräfte zu Gnade kommen, und die Mysterien so wie die Prophetie- und Philosophen-Schulen, haben mehr eine andere Richtung als eine göttliche Vereinigung der Menschen zum Zwecke gehabt. Diese geistige Vereinigung der Menschen zu einem Staate Gottes, in Beziehung der neuen Welt gegeben, und Wissenschaft und Kunst und alle Verhältnisse des öffentlichen und Privat-Lebens, haben seitdem

eine so entschiedene Richtung auf das allgemeine Menschliche bekommen, daß seiner Person und seiner Zeit, seinem Volke und seinem Vaterlande gelingen kann, was einmal gewordne Gestalt der göttlichen Würdigkeit des Menschen zu erblicken und poetischen schöpferische Formen, die auch den neuen Menschen binden sollen, gelingt zu machen.

Indem durch eine unendliche Vervielfältigung in den Menschen gesetzte und befestigte Princip einer göttlichen Verbindung machte also auch auf die Philosophie einen wesentlichen Einfluß haben, der aber erst dann sich äußern konnte, nachdem in der Kirche die alte dürftige Denkart, welche die letzten Jahrhunderte unterdrückt hatten, wieder errungen war. Dieser Einfluß zeigte sich von dieser Zeit an in dem Streben nach der Erkenntniß des Einen Princips aller Wissens, und somit auch der Erkenntniß der letzten Gründe aller Wissenschaften.

Die Philosophie begnügen sich anfangs damit, an den letzten Punkt des Wissens, wie sie ihn eben erfunden hatten, die Erscheinungen der Natur anzuknüpfen oder daraus abzuleiten, so weit es sich thun ließe; von Gott und Welt einen alle absolute Wissenschaft auf eigenen Grund gründen und in sich selbst geschlossene Philosophie, setzten sie sich deutlichst Bewußtsein. Die Philosophie machte sich vorläufig zuerst wieder als Dogmatismus geltend, der Versuch, welchen sie in dieser Form unternahm, machte in sich selbst erwachen und dem Skepticismus Raum geben, wenn sie, durch diesen kaum gedrängt, sich genauer sahen, das Princip als ein solches in dem Punkte suchen und somit die Möglichkeit der Erkenntnißgründe entgegen zu setzen.

Alle dogmatische Systeme, aus was für einer Zeit der philosophischen Systeme, seien sie Pantheistisch, sind sie die der Erkenntniß ein weites und weitliches Feld aus der menschlichen Welt, und stehen auf irgend einer Stufe von der niedrigsten seien.

[illegible] und Erfahrung war gegen das Leben des menschlichen Geistes mit Recht als ein vermittelnd anerkannt, aber die Vermittelung konnte nicht durchgeführt werden, weil das Princip außer dem menschlichen Geiste lag, die Erkenntniß folglich nicht in ihren Anfang gurückführen, die Wissenschaft des Geistes sich nicht schließen konnte. Die Philosophie war also nur ein Bruchstück der Erkenntniß, andere Disciplinen lagen außer ihr, und besonders merkwürdig ist die Nachsuchung der Physik, als Wissenschaft der lebendigen Natur, aus dem Gebiete der Philosophie.

Der Empirismus rubet also wohl auf der Grundwahrheit des menschlichen Geistes, aber diese konnte in ihm nicht zum Vorschein kommen, und so mußte diese Philosophie in jener ihrer Formen folgerichtig, weil ganz die Grundwahrheit dem Mangel der Vermittelungsmittel seine Fassung gab, dagegen im Einzelnen der Erkenntniß der absoluten transscendentalen Grund-Formen eine sehr bedeutende und nachhaltigere Rolle spielte, in dem Verhältniß der Reflexion und Abstraction, und den Geist mit seinen Formen fortwährend einen Stoffes im Denken zwang gab, welcher endlich die Kraft desselben zu wenden herbeiführte.

Daß der Empirismus in dieser Fassung und Einseitigkeit über den weiteren Fortgang der Philosophie so lange walten konnte, hat seinen Grund in dem Christenthum, durch welches für die sittliche Bestimmung des Lebens gesorgt war, so daß man sich leicht beruhigen, wenn auch das philosophischen Systeme weder die sittliche Freiheit noch den Strengsinn als allgemein gültig sich ergeben, und in beiden die Grundwahrheit des menschlichen Geistes nicht zum Klaren und Bestimmten kam. Die Philosophie erhielt nicht in ihrer angebornen Würde und Bedeutung für das Leben und verschloß sich in Hörsäle und fremde Ideen. Der menschliche Geist blieb recht in seinem Innersten leidend stumm, blieb er nicht ein eigenthümliches wissenschaftliches Interesse, Neues und Ideen

ohne Wissenschaft sich fortbilden, würde nicht Gehalt und Werth der Wissenschaften vom Gehalt und Werth der Philosophie bestimmt, und würde nicht die Religion selbst von einer falschen Wissenschaft entstellt, wenn sie wieder von ihr gewichen ist. Frankreichs und Englands sogenannte Philosophen haben in jener Zeit, als der letzte dogmatische Philosoph, Leibnitz, in die Schule gebannt war, gezeigt, welches schlechte Wissen die heilige Weihe der Religion untergräbt, wenn nicht der Geist einer ernsten Philosophie über sie wacht; und Deutschlands Populär-Philosophen legten es zwar nicht darauf an, die Religion durch Witze in die Luft zu sprengen, aber ihre leidige Psychologie und Erklärungssucht drohte die Deutung aufzuheben.

Da erschien in Kant der Retter des Heiligsten der Menschheit für diese Zeit. Diese unsere Behauptung wird wohl mancher Leser, dem Kant nicht fremd ist und der auch bisher aufmerksam gefolgt ist, seltsam finden und sich vielleicht einer eitlen Furcht seltsam zu scheinen beschuldigen, wenn wir obiger Behauptung eine zweite an die Seite stellen, welche mit der ersten im Widerspruche zu stehen scheint, indem wir es als unsere gewisse Ueberzeugung aussprechen, daß sowohl das Kantische als die nachfolgenden Systeme menschenbeglückender Erkenntniß ihre erste und letzte gemeinsame Richtung dahin nehmen, die Gesetzmäßigkeit des menschlichen Geistes zu prüfen und dem Gesetzbuche ein Gebäude zu errichten, das für das Denken ewige Gültigkeit haben soll. Allein die Ueberzeugung, welche wir durch gegenwärtige Darstellung zu bewirken die Absicht haben, erfordert es, diesen scheinbaren Widerspruch, dessen Lösung zugleich die Lösung der auf keinem anderen Wege zu lösenden Aufgabe der Transscendental-Philosophie ist, gleich im Anfange in seiner ganzen Bedeutung zu fassen. Er hat seinen Sitz in der Natur des menschlichen Geistes selbst, in dem Verhältniß des Endlichen zum Unendlichen. Denn wenn das Unendliche im Endlichen er-

sonder werden soll, so muß es selbst endlich werden; aber es muß zugleich das Endliche als solches aufheben, damit es als Unendliches offenbar werden könne. Das Wort Bewußtseyn bezeichnet die Lösung dieses scheinbaren Widerspruchs, die Lösung selbst kann uns jedoch nur durch Enthüllung des Geheimnisses des Bewußtseyns klar werden, und diese Enthüllung war die Aufgabe der Transcendental-Philosophie.

Diese Aufgabe war geschichtlich geworden. Ein eitles dünkelhaftes Wissen hatte den religiösen Glauben untergraben, und konnte noch weniger durch einen dogmatischen Glauben, sondern nur durch eine in sich selbst gewisse Wissenschaft des Wahren bezwungen werden. Wenn daher der Geist nicht ganz und gar in den Mechanismus des äußern Lebens hinein getrieben werden, sondern in der Philosophie seine Rettung finden sollte, so mußte diese auf dem Wege kommen, auf welchem sie Deutschland zum Theil schon gefunden hat. Absolutes Wissen war jetzt die Losung der Zeit in der Philosophie, und im Bewußtseyn mußte das Princip des Wahren in allem Wissen gesucht werden. Die ungeheure Umwälzung aller geistigen Lebensverhältnisse, welche durch die so gestellte Aufgabe der Philosophie nach und nach bewirkt werden mußte, haben wohl bald viele geahnet, aber ein klares Bewußtseyn davon konnte weder Kant noch Fichte, noch Schelling, jeder zu seiner Zeit, noch weniger die übrigen haben, weil erst im Verlauf der Lösung die Aufgabe selbst sich entwickelte, wie dieses auch mit der französischen Staats-Revolution derselbe Fall war und noch ist. Wir schmeicheln uns die letzte Lösung sehr nahe vor uns zu sehen, und so wollen wir es wagen, den Sinn dieser Aufgabe unserer Zeit, so weit wir ihn erreichen können, darzulegen.

Auch das Thier hat Bewußtseyn, wenn daher vom menschlichen Bewußtseyn die Rede ist, verbinden wir damit immer das Selbstbewußtseyn, wenn aber vom reinen,

ſo nehmen wir an, entweder daß das Bewußtſeyn ganz und gar aus dem Selbſtbewußtſeyn hervorgehe, oder daß es ganz und gar in dieſem ſey.

Die dogmatiſchen Philoſophen betrachteten das Bewußtſeyn als das Product aus den Factoren eines Seyns und eines Denkens, und die logiſchen Formen als die ſubjectiven Bedingungen; aber ſie hatten keine Vorſtellung von einem reinen Bewußtſeyn und dächten ſich das Selbſtbewußtſeyn nur als die formale Einheit des Bewußtſeyns, was ſo ſelbſt dem Spinoza von den Transcendental-Philoſophen als tiefſter Fehler ſeines Syſtems vorgeworfen wird. Kant bezog, der erſte, das Bewußtſeyn auf das Selbſtbewußtſeyn als reale Einheit (Einheit der Apperception) erhob dadurch die ſubjectiven Bedingungen des Bewußtſeyns zu objectiven, vervollſtändigte ſie, machte aus der bisherigen Logik eine Metaphyſik, ein Syſtem der Erkenntniß, und eröffnete hiermit die neue Laufbahn der Philoſophie, welche jetzt Hegel durch Reduction der Metaphyſik auf Logik zu enden ſcheint. Kant's Syſtem der Erkenntniß hatte indeſſen nur ein gebrochenes Licht, es brach an dem Dunkel des Dinges an ſich und die Einheit des Selbſtbewußtſeyns war ihm ohne Energie, ein kaltes blos leuchtendes nicht erwärmendes, belebendes, erzeugendes Licht: er hatte nehmlich das Bewußtſeyn als ein gegebenes eben nur auf die innere Einheit bezogen, und ſomit verſtand ſich alles wie von ſelbſt, es bedurfte keiner Ableitung und Conſtruction, ſondern nur einer Nachweiſung, daß es ſich ſo verhalte, und es war überhaupt mehr darauf abgeſehen, die Dogmatiker mit ihren Anſprüchen auf die Erkenntniß eines Seyns an ſich abzuweiſen, als ſelbſt ein Wiſſen ohne ein gegebenes Seyn zu ſchaffen.

Von einem wunderbaren Zauber oder von Schauer mußte jeder tiefere Denker ergriffen werden, der in den Geiſt dieſes Syſtems eindrang, denn als ein von Gott und Natur verlaſſener und in ſich ſelbſt nicht heimiſcher trat er

ihm entgegen, und einmal hervorgerufen konnte er nicht wieder gebannt werden, bevor er sich selbst ganz begriffen hatte. Kant meynte zwar, das Bedürfniß der Philosophie könnte auf dem nächsten Wege befriediget werden, durch scharfe Sonderung des sittlichen und intellectuellen Elements des Geistes, durch Beschränkung des letzteren auf das Endliche und durch Wiederbelebung und Läuterung des getödteten historischen Glaubens der Religion zum unendlichen auf Sittlichkeit gegründeten Vernunftglauben; allein das räthselhafte Ding an sich, welches Kant als die das Selbstbewußtseyn an die Endlichkeit bindende Bedingung und zugleich als sondernde Schranke des Sittlichen und Intellectuellen, hiermit gleichsam als Hüter des Menschlichen im Geiste mit heiliger Scheu bewahrte, konnte dem in jugendlicher Frische nach göttlicher Freiheit ringendem Geiste keinen kräftigen Widerstand leisten, und wurde bald als ein von dem Geiste selbst in die Objectivität geworfener Schatten erkannt, gerade wie in der französischen Revolution, nachdem Macht und Würde des Königs gebrochen war, den heiligen Namen eine leicht überwundene Scheu nicht lange schützen konnte.

Fichte unterwarf das Ding an sich, mit ihm alle Realität dem Selbstbewußtseyn, als die von diesem selbst gesetzte Bedingung der Selbstbestimmung, als Nicht-Ich, und indem dadurch alle Beziehung des Bewußtseyns auf ein Seyn aufgehoben, und alle Bedeutung desselben auf die sich selbst beschränkende freie That des Selbstbewußtseyns zurückgebracht wurde, konnte auch der Unterschied des Intellectuellen und Sittlichen nicht ferner bestehen. Doch war das sittliche Element, als das Unendliche des Geistes, von Kant in solcher Würde gehalten und hervorgebildet, und das Intellectuelle als das Endliche so ganz ihm untergeordnet worden, daß die Wissenschaftslehre, wie streng wissenschaftlich sie auch auftrat, von ihrem Urheber selbst nur als der Vor- und Grund-Bau der Sittlichkeit betrachtet und verklärt wur-

de. Allein mit dem Ding an ſich mußte auch Kant's ſittlicher Vernunftglaube fallen, und das Unendliche hatte nun nicht mehr die Bedeutung eines unendlichen Seyns, ſondern eines unendlichen Thuns, an die Stelle des unendlichen Weſens als des gerechteſten und heiligſten trat eine unendliche ſittliche Weltordnung, ein nie zu erreichendes Ziel, abſolute Sittlichkeit oder Heiligkeit.

Das freie Leben des Geiſtes hatte nun wohl ſeine unendliche Länge, auch breitete es ſich in dem Rechts- und Staats-Verhältniſſe in eine endliche Breite aus, aber es war ohne Tiefe, aus dem finſtern Abgrunde des Nichts erhob ſich die freie That des Selbſtbewußtſeyns, und friſtete das Leben mit der Sehnſucht nach einer Zukunft, von der immer nur ſo viel in die Gegenwart tritt, als nöthig iſt, um die freie That zu erhalten.

Die Tiefe gab dem freien Selbſtbewußtſeyn die Naturphiloſophie, in ihr fand der menſchliche Geiſt ſeine ewige Gegenwart, und alles Ueberſinnliche auſſer ihm als ſchlechthin null und nichtig. Das Abſolute oder All-Eins iſt die abſolute Erkenntniß, und wie Spinoza Alles in Gott erkannte, ſo erkennt die Naturphiloſophie Alles in dem Selbſtbewußtſeyn, in welchem Gott nicht etwa ſich offenbaret, ſondern iſt, wie er ſeyn kann, nehmlich in Subject — Objectivirung, ein ſich ſelbſt in abſoluter Erkenntniß erzeugender Gott. Nicht alſo Spinozismus iſt die Naturphiloſophie, ſondern das grade Entgegengeſetzte deſſelben, und nicht iſt ihr Vermiſchung Gottes mit der Natur vorzuwerfen, ſondern entſchiedene Vernichtung Gottes als des Weſens an ſich und Erhebung des menſchlichen Selbſtbewußtſeyns zu der göttlichen Würde iſt Anfang und Ende dieſer Philoſophie.

Ob der Urheber der Natur-Philoſophie ein klares Bewußtſeyn von der Nothwendigkeit dieſes ihres Charakters, die in der Aufgabe der Zeit lag, gehabt habe, das iſt wohl eher zu verneinen, als zu bejahen; denn wie Kant und Fichte und jeder tiefere Geiſt, ſo hatte auch Schelling

ein Moment in ſeinem Geiſte, welches ſein Syſtem in eine Inconſequenz verwickelte, die wir, wie bei Kant und Fichte, auf gleiche Weiſe bei Schelling, als die ſchönſte Seite deſſelben betrachten. In Kant war es der in das Tiefſte ſeiner Seele eingewurzelte ſittliche Glaube, in Fichte glühender Eifer für die auch äußerlich geltende ſittliche Freiheit, in Schelling der dem Künſtler angeborne Glaube an die bewußtloſe Wirkſamkeit der göttlichen Idee. Da aber das Syſtem der Erkenntniß nicht nach der Individualität ſeines Schöpfers, ſondern aus ſeiner eigenen Mitte zu beurtheilen iſt, weil es nicht nach jener, ſondern nach dieſer auf die Zeit und das Leben einwirket: ſo muß auch von dieſem Syſtem, ohne Rückſicht auf ſeinen Urheber, alles geſagt werden, was aus ihm für das Leben folgt und folgen muß.

Zuerſt folgt die Aufhebung des Unterſchiedes zwiſchen dem intellectuellen und ſittlichen Moment unſers Geiſtes und Setzung aller Realität in das Intellectuelle.

In Gott iſt Verſtand und Wille abſolut Eines, und wir nennen dieſe Einheit, von welcher wir keine anſchauliche Erkenntniß haben, weil wir nicht ſie ſelbſt ſind, Heiligkeit, die Endlichkeit unſers Willens und unſers Verſtandes und zugleich die Unendlichkeit ihres Urſprungs und ihrer Beſtimmung in dieſem Ideal der Gottheit bezeugend. Nun iſt zwar in jedem Kunſtwerk das Allgemeine mit dem Beſondern, das Ideale mit dem Realen abſolut vereiniget, und es tritt in dieſer Einheit ein Bild des göttlichen Seyns hervor, und eben ſo iſt in jeder wahrhaft guten Handlung der Verſtand mit dem Willen abſolut vereiniget, und es offenbaret ſich in dieſer Einheit das Wirken Gottes; aber wer weiß es nicht, daß jedes Bild der Schönheit hinter dem nicht darſtellbaren Urbilde zurückſteht, und das ſelbſt das Urbild nur die Vorſtellung eines unendlichen ſeligen Seyns und Lebens iſt, die in dem Leben ſelbſt untergehet und nur dem Geiſte als Ideal vorſchwebt? Wer weiß es ferner nicht, daß jede gute That, daß das ganze göttliche Leben eines Menſchen, daß alle gött-

lichen Thaten der gesammten Menschheit vereint, daß die größte, göttlichste That der Menschheit, die That der Erlösung, nur eine symbolische Offenbarung des göttlichen Wirkens seyn kann, weil sie nur im Kampfe mit der Zeit möglich sind, weil in dem Siege über die Zeit ihr ewiger und göttlicher Werth besteht, in und vor Gott aber keine Zeit ist? Doch es wäre überflüssig, mehr darüber zu sagen, denn um solche Reden zu verstehen, wird die Erkenntniß der Grundwahrheit unsers Geistes vorausgesetzt; wer dagegen den Grundirrthum selbst in die Tiefe des Geistes hineingebildet, wie die Naturphilosophie gethan, dem kann die Sittlichkeit für sich nichts gelten, weil sie ihm im Verstande ganz untergegangen ist, er findet in ihr den Ausdruck eines in niederer Sphäre befangenen Geistes, das wahre Leben sieht er in der Kunst und in dieser das Liebliche der absoluten Erkenntniß.

Zweitens folgt aus diesem System eine ungöttliche Erkenntniß der Natur. Wir finden die Ungöttlichkeit dieser Erkenntniß in der Vergötterung der Natur, und diese in der von der Naturphilosophie behaupteten absoluten Einheit der Natur. Ihr Beweis kann in folgendem Schluße ausgedrückt werden: Das Wesen des Selbstbewußtseyns drückt sich als absoluter Gegensatz in absoluter Einheit, und diese als das Erste aus, worin der Gegensatz allein ein absoluter seyn kann. Nun finden wir in der Natur einen allgemein waltenden Gegensatz, der sich in jedem Product zur Einheit knüpft. Es muß also der Natur dieselbe Einheit zum Grunde liegen, die in unserem Selbstbewußtseyn offenbar wird.

Diesem Schluße ist folgender entgegenzustellen: In unserm Selbstbewußtseyn ist die Einheit das Erste und der Gegensatz nur in ihr ein absoluter. Nun ist in der Natur der Gegensatz das Erste und Erzeugende, die Einheit aber das Zweite, im Erzeugten oder Product. Also ist die Natur dem Selbstbewußtseyn entgegengesetzt, und wenn dieses als absolut freier Act sich selbst giebt, so ist die Natur ein in der Nothwendigkeit Gegebenes.

Wenn der Naturphiloſoph ſeinen Schluß durch die Behauptung unterſtützen will, daß ſich in der Erſcheinung Alles in entgegengeſetzter Richtung geben müſſe, ſo daß, was der Idee nach das Erſte iſt, als das Zweite erſcheinen muß, das Zweite aber als das Erſte; ſo iſt dieſes auch unſere Behauptung, wir ſehen aber in dem Gegenſatz der Richtung die weſentliche Verſchiedenheit der Natur und des menſchlichen Geiſtes; wir ſehen ferner in dieſem Gegenſatze und in der daraus folgenden Abſonderung des Reiches der Freiheit von dem Reiche der Nothwendigkeit das Urgeſetz und den Grund-Charakter der Endlichkeit, und müſſen aus dieſem Grunde die abſolute Einheit, in welcher das Nothwendige und das Freie ungeſondert ſind, außer der Natur und außer dem menſchlichen Geiſte denken; dieſe von uns gedachte Einheit iſt die Idee Gottes und nach ihr iſt uns Gott dem Seyn und Weſen nach eben ſo vor aller Natur wie über jedem, auch dem freieſten Geiſte. Die Naturphiloſophie ſetzt überall voraus, was vor allem bewieſen werden müßte, nehmlich daß der ſelbſtbewußte Geiſt mit der Natur Eines ſey; dieſe Willkühr im Princip iſt aber nicht ihre eigene Schuld, ſondern der Tranſcendental-Philoſophie überhaupt, und da die Aufgabe, welche dieſer von der Zeit gegeben war, nicht umgangen werden konnte: ſo ſehen wir in der Verkehrtheit der Naturphiloſophie nur die letzte Offenbarung und Bezahlung einer urſprünglichen Schuld des erkennenden Geiſtes, woraus dem Menſchen eine wahrhaft göttliche Erkenntniß erwachſen muß.

Wir nennen die Erkenntniß der Natur eine göttliche, wenn ſie uns die Natur in ihrem wahren Verhältniſſe zu Gott darſtellt, woraus ihr wahres Verhältniß zum menſchlichen Geiſte von ſelbſt folgt. Die Natur wird wahrlich nicht verherrlichet, wenn man die Idee Gottes und das Selbſtbewußtſeyn in ihrem Princip vereiniget, ſie wird vielmehr zur Lüge, indem dasjenige, was ſie in Wahrheit iſt, als bloßer Schein, dagegen das, was ſie nicht iſt, als ihre Wahrheit dargeſtellt wird. Wir können uns keine Zeit denken, da die Natur

nicht war, weil die Zeit eben nur mit der Natur iſt; wenn aber auch die Natur ewig iſt, ſo iſt ſie doch von Ewigkeit her von Gott geſchaffen, von Ewigkeit her von Gott losgelaſſen, und hat durch dieſe Loslaſſung ihre eigenthümliche Würde und Selbſtſtändigkeit. Dieſes Verhältniß der Natur zu Gott beweiſet ſich in der Urſprünglichkeit des Gegenſatzes in der Natur und darin, daß die Einheit in ihr als bindend, das Zweite, folglich nirgends in der Natur abſolut iſt. Zwar iſt die Einheit in der Idee das Erſte und ſtrebt daher auch in der Natur zu ihrer wahren Stelle hin, in welchem Streben alles Seyn und Leben der Natur begründet iſt; allein wo die Einheit der Natur dieſes Ziel erreicht, und frei wird von den Feſſeln des Gegenſatzes, da hat auch die Natur ihr Ziel und Ende erreicht, und der freie Geiſt tritt als urſprüngliche Einheit der Natur entgegen. Gott läßt alſo die Natur im Gegenſatze von ſich los, damit ein freier Geiſt aus ihr ſich entwickeln und Gott in freier Erkenntniß finden möge.

Daß die Naturphiloſophie eine ſo große Scheu hegt gegen jede Abſonderung der Natur von Gott und dem menſchlichen Geiſte, darin beweiſet ſich vorzüglich ihre Befangenheit in dem Grundirrthum des menſchlichen Geiſtes, der allerdings auf unbedingtes Seyn und unbedingte Freiheit verzichten muß, und von Gott und der Natur abhängig iſt, wenn irgend eine Abſonderung zugegeben wird. Wäre es jedoch dem menſchlichen Geiſte möglich, auf dem Wege der Naturphiloſophie oder auf irgend einem anderen Wege ſich wirklich zum unbedingten Seyn und zur unbedingten Freiheit zu erheben: ſo wäre ja wohl das, was wir bisher als höchſtes Weſen außer uns, als Gott glaubten, der Menſchengeiſt ſelbſt und die Natur hätte nur da ihr Ziel erreicht, wäre die wahre Natur, wo ſie aus dem Menſchengeiſte wiedergeboren zur Selbſterkenntniß gelangte. Daß dieſes die wahre Meynung der Naturphiloſophie ſey, das wird kein aufrichtiger Naturphiloſoph läugnen; auch erſchrecken wir eben nicht vor

dieſer Anſicht und wollen ſie noch weniger als atheiſtiſch verſchreien, ſondern meynen, wäre ſie nur wahr, ſo würde ſich auch wohl alles andere gut machen; da ſie aber nicht wahr iſt, ſo kann ſie auch nicht gute Wirkungen hervorbringen, und kann zu dem allergefährlichſten Atheismus, dem der Selbſtſucht und Selbſtvergötterung führen, wenn irgend eine Leidenſchaft ſich des Geiſtes bemeiſtert, die natürlich nach jener Anſicht als eine göttliche Leidenſchaft, als eine nothwendige Erhebung des höhern Geiſtes über das Gemeine und Schlechte erſcheint.

Dieſe dritte Folge aus dem Princip der Naturphiloſophie hat ſich der Welt ſchon in der Erſcheinung des Myſticismus zu erkennen gegeben. Wir wiſſen es wohl, daß der thieriſche Magnetismus und die Pietiſtiſche Schwärmerey unſerer Zeit nicht als unmittelbare Wirkung der Naturphiloſophie anzuſehen ſind; wir glauben vielmehr, daß ſie von den Naturphiloſophen beſtritten werden müſſen; unſere Anſicht von dem Geiſt der Philoſophie iſt, wie dieſe unſere Darſtellung beweiſet, eine andere, als man in den Geſchichtsbüchern der Philoſophie gewöhnlich findet. Wir meynen nehmlich nicht, daß der Geiſt der Tranſcendental-Philoſophie von den Perſonen Kant, Fichte und Schelling ausgegangen, ſondern daß dieſe Perſonen von dem Geiſt dieſer Philoſophie, der eine Aufgabe der Zeit war, ergriffen wurden, und daß dieſe Perſonen mit ihrer Individualität in dieſer Zeit erſchienen ſind, weil die Aufgabe der Zeit ſie fodrte.

So iſt auch die Wirkung, welche die Tranſcendental-Philoſophie in ihren verſchiedenen Weiſen im Leben hervorgebracht hat, nicht auf die Urheber der Syſteme, ja ſelbſt nicht auf die Syſteme als ihre einzige Urſache zurückzuführen; aber wahr iſt es auch, daß die Aufgabe der Zeit durch ſie ihre Form erhielt und Geiſt der Zeit wurde, daß der durch die Syſteme gebildete Geiſt zu einem Bewußtſeyn hervorgebildet wurde, das nur auf freie Weiſe in verſchiedenen eigenthümli-

chen Formen ſich geſtalten konnte. So erklären wir uns die Erſcheinung des Myſticismus unſerer Zeit. Die Naturphiloſophie hat die finſtere Tiefe des freien Geiſtes geöffnet, und obgleich ſie mit am Lichte der Natur das Finſtere des Geiſtes erleuchtete, ſo war es doch nicht das ewige Licht, welches Chriſtus aus den Tiefen der Gottheit brachte, ſondern ein dem freyen Geiſte untergeordnetes, das weit entfernt, die in der Tiefe lauernde Selbſtſucht zu entkräften, ſie vielmehr bekräftigte und da die ganze Natur in den Geiſt eingeführt wurde, auch die finſtern Mächte derſelben mit der Selbſtſucht verbündete. Entſpräche nicht die Naturphiloſophie der Aufgabe unſerer Zeit, ſo würde ſie, wie der Spinoziſmus auf ihren Urheber und ſeine unmittelbaren Schüler in ihren Wirkungen ſich beſchränken; da aber jenes der Fall iſt, ſo kann auch derjenige, der nichts von der Naturphiloſophie als Syſtem weiß, in ſolchen Formen ſich entwickeln, die in dem Princip der Naturphiloſophie ihren Grund haben. Und iſt nicht der thieriſche Magnetismus eine ſolche Anſchauung der Natur in und aus dem Geiſte, wie ſie die Naturphiloſophie fodert? und die Pietiſtiſche Schwärmerei eine ſolche Verſchmelzung Gottes mit dem menſchlichen Geiſte, wie ſie die Naturphiloſophie in ihrem Princip ſetzt? Den Unterſchied, weßwegen auch beide Formen des Myſticismus von den Naturphiloſophen beſtritten werden müſſen, macht ihre Unwiſſenſchaftlichkeit. Der magnetiſche Myſtiker vereint zwar die Natur mit dem Geiſte faſt bis zur Idealität, aber er trennt Gott von der Natur, und der pietiſtiſche vereint den Geiſt mit Gott bis zum unmittelbaren Verkehr, aber er trennt die Natur von Gott und dem menſchlichen Geiſte. Sie haben alſo keine ſpekulative Conſequenz und müſſen inſofern als Ausartungen des naturphiloſophiſchen Geiſtes angeſehen werden, obgleich ſie auf der andern Seite eben deßwegen mehr von der Wahrheit in ſich haben als jener. Die Naturphiloſophie hat aber einen eigenthümlichen Myſticismus und dieſer beſteht darin, daß ſie die tiefen Verhältniſſe der Natur, als Ge-

ſetze des Selbſtbewußtſeyns, auf die geſchichtliche Entwickelung der Menſchheit überträgt, um auch von dieſer zweiten Seite des Abſoluten die Identität Gottes, der Natur und des menſchlichen Geiſtes darzuthun. Eine wiſſenſchaftliche Geſtaltung dieſes Myſticismus erwarten wir ſchon ſeit Jahren von Schelling in ſeinen verſprochenen Weltaltern, und wir wünſchen ſehr, er möge das Verſprechen bald löſen und den Verſuch ganz in ſeinem uns wohl bekannten Geiſte geben, weil wir überzeugt ſind, daß in ihm der Grundirrthum des menſchlichen Geiſtes nicht ſo herrſchend iſt, daß nicht zugleich die Erlöſung von demſelben in ihrem Keime ſich zeigen ſollte.

Die Grund-Idee dieſes Myſticismus iſt das ewige, Gott, die Natur und die Menſchheit beherrſchende Schickſal, das zwar in der Erkenntniß frei wird, aber keine wirklich freie That in der Zeit und Erſcheinung zuläßt, ſo daß iſt: die Erlöſungsthat Chriſti einzig und allein als die Erſcheinung einer ewigen, durch das Schickſal, welchem Gott unterworfen, nothwendigen That Gottes, nicht zugleich als die freie That des beſten Menſchen, anzuſehen iſt, und daß der Menſch nicht bloß der Gnade Gottes bedarf, um gut zu ſeyn, was jeder wahre Chriſt glaubt und fühlt, ſondern einzig und allein durch die Gnadenwahl, durch ewige Vorherbeſtimmung, d. i. nach dem ewigen Schickſal gut iſt. In gleicher Weiſe wird das Böſe auf eine ewige, abſolut freie Urthat zurückgeführt, hiermit der Grund der Erſcheinung des Böſen in die göttliche Natur geſetzt, und wer dieſe Lehre begriffen hat, weiß, daß nach derſelben mit dieſer That die That der Schöpfung oder Offenbarung Gottes geſetzt iſt.

Die Idee des Schickſals iſt, nach unſerer Anſicht, die Idee der abſoluten Form, dieſe aber ihrer Natur nach nur Vermittelung eines Weſens, welches in ſich auf alle Weiſe ſeyend und lebend, um auch außer ſich zu ſeyn, das heißt, um ſich zu offenbaren, die Form frei giebt, ſo daß ſie abſolut *werden* und im Bewußtſeyn der Abſolutheit als We-

ſen ſich ſelbſt faſſen, ſomit als Weſen ſich darſtellen kann. In der Freilaſſung der Form liegt die Möglichkeit des Böſen. Die Form wird nehmlich in der Erkenntniß abſolut d. i. das All umfaſſend und frei, und kann als ſolche am Weſen bleiben, oder von ihm ſich losreiſſen, um für ſich zu ſeyn. Das erſte iſt kindliche Liebe, das zweite Selbſtſucht, welche die göttliche Form zum Schickſal macht, weil ſie die Form ſich unterwerfen will, dieſe aber, als Form des ewigen Weſens, ſich nicht unterwerfen läßt. Das für die Selbſtſucht entſchiedene erkennende Weſen ſcheidet ſich aus der göttlichen Ordnung der Welt und wirket gegen dieſe als feindſeliges Princip, indem es dasjenige, was die freigelaſſene Form in ihrem Streben nach Abſolutheit aus ſich erzeugt, als Erzeugtes und Einzelnes der weſenloſen Form unterwirft, welche es an ſich genommen hat, und hiermit einen falſchen Schein von Wirklichkeit bildet, der nur von Kunſt und Wiſſenſchaft durchdrungen und nur von der Religion überwunden wird. Der wahre Myſticismus hat einen ſittlichen Grund, und wenn es wahr iſt, daß die ſpeculative Erkenntniß den Myſticismus nicht von ſich abweiſen, oder ihn nicht umgehen kann, ſo folgt daraus nur dieſes, daß auch die Erkenntniß ihre letzte Wahrheit, ihre Bewährung und Bewahrung nur in der Sittlichkeit finden kann, daß ſie in der Mitte liegt zwiſchen zwei ſittlichen Endpunkten, zwiſchen dem in ſich getrennten und dem mit ſich wieder vereinigten Willen. Dieſe Vereinigung iſt Ziel und Beſtimmung der Menſchheit und wird auch durch wahre Wiſſenſchaft gefördert. Ob und in wiefern die Tranſcendental-Philoſophie, beſonders die Naturphiloſophie die wahre Wiſſenſchaft angeſtrebt habe, das iſt noch mit Wenigem zu ſagen.

Wenn die Wiſſenſchaft die Erkenntniß des Seyns an ſich iſt, ſo hat die Kritik der reinen Vernunft vielmehr hemmend gegen die Wiſſenſchaft gewirkt; iſt ſie aber die Erkenntniß eines nothwendigen Scheines, ſo finden wir in der

Kritik die wahre Propädeutik zur wahren Wissenschaft, indem sie den Widerspruch aufdeckt, in welchen der Verstand nothwendig sich verwickelt, wenn er das, was seiner Natur nach Schein ist, wegen seiner Allgemeinheit und Nothwendigkeit als ein wahres Seyn denkt. Der Gewinn für die Wissenschaft besteht in der Erkenntniß der Unmöglichkeit, etwas als Seyn an sich zu erkennen. Wenn nun die Erkenntniß aus einem sittlichen Grunde hervorgeht und ein sittliches Ziel erstrebt: so scheint es in der That, als könne sie nur einen nothwendigen Schein zum Gegenstand haben, indem das dem in sich getrennten Willen gegebene Seyn nicht das ursprüngliche und auch nicht dasjenige seyn kann, welches sich dem wieder vereinigten Willen geben wird.

Erklären wir den reinen Willen, als unendliche auf einen unendlichen Gegenstand gerichtete und in Kraft der beiderseitigen Unendlichkeit freie Thätigkeit: so kann mit diesem Willen zugleich die unendliche Erkenntniß gesetzt seyn, oder es kann von dem Gegenstand abstrahirt, und der Wille als rein subjective und in wiefern er von dem Gegenstande gesondert ist, absolut freie Thätigkeit vorausgesetzt werden. Die erste Voraussetzung machte Plato in dem vorweltlichen Zustande der Seele, in ihrem seligen Leben mit den Göttern, wo es ihr das ewig Wahre und Schöne unmittelbar anzuschauen vergönnt war, und auf ein solches Leben weiset die wahre Kunst und Wissenschaft immer zurück, so wie ohne sie das Ziel der Menschheit als ein positives und erreichbares nicht gedacht werden kann; auch leitete Plato aus dieser Voraussetzung die Liebe zum Schönen und Wahren, den philosophischen Trieb und die philosophische Erkenntniß ab.

Fichte begann mit der Abstraction vom Gegenstande, welche Abstraction aus der Kritik der reinen Vernunft zwar erschlossen werden konnte, die ihr aber nicht zum Grunde lag, weil sie die relativen Erkenntniß-Formen selbst als gegenständlich faßte. Mit dieser Abstraction fiel Fichte aus

dem erkennenden Unwillen heraus und somit war die Wissenschaftslehre auf den Standpunkt der Trennung des Wissens gestellt; aus der Abstraction folgte unvermeidlich der Formalismus dieser Erkenntnißweise, aus dem Standpunkte die Unmöglichkeit die wahre Einheit zu realisiren. Wenn demnach die Wissenschaft Erkenntniß des Seyns an sich ist, so hat sich die Wissenschaftslehre noch weiter von der wahren Wissenschaft entfernt und ist für ihre Realisirung ein größeres Hinderniß geworden, als die Kritik der Vernunft, da sie mit dem Dinge sich auch den problematischen Begriff eines Seyns aufgehoben hat; als Erkenntniß des Ich-reines aber wurde die Wissenschaft von Fichte übersprungen oder doch umgangen, indem er den Widerspruch nur subjectiv als Abstractum faßte, wo er als höherer Gegensatz erscheint, der durch Synthesen und Unendliche verbunden werden kann, ohne daß jemals eine reale Einheit als Resultat sich ergiebt, die sich auch nicht ergeben kann, weil der Widerspruch ungelöst zurück bleibt, und die Einheit durch ein freies Thun unmittelbar angestrebt wird.

Die intellectuelle Anschauung absolut freier Thätigkeit, welche Fichte als Princip des reinen Wissens postulirte, war nur der Träger der höchsten Abstractionen, welche das eigentliche Princip der Wissenschaftslehre ist. In höherer Bedeutung und Kraft hat die Naturphilosophie die intellectuelle Anschauung als Princip der Erkenntniß postulirt und für die Naturwissenschaft als die alleinige Quelle wahrer Wissenschaft geltend zu machen gesucht. Sie ist die Anschauung des von einer Idee begeisterten Künstlers, und die Erkenntniß aus ihr ist eine unmittelbare, ist Selbsterkenntniß der Idee als des wahren Seyns an sich. Die Wissenschaft wird hiermit faktisch als Erkenntniß des Seyns an sich gesetzt und alles andere Wissen als unächt abgewiesen. Daher wird auch kein Beweis für die Realität ihrer Erkenntniß gefährt, sondern für jede Construc-

zion der Form die Anschauung als das Wesen der Form postulirt, obgleich die Beweisführung unerläßlich scheint, da diese Erkenntniß nicht eine relative der Form der Erkenntniß in Beziehung auf ein anerkanntes Seyn an sich seyn soll, wie die Kantische, die sich auf die Mathematik und Logik mit einem „So ist es" berufen konnte, auch nicht eine formale des reinen Ichs, wie die Fichtesche, die in der folgerechten Ableitung ihren genügenden Beweis hatte, sondern die Erkenntniß des Seyns an sich, die ja auch die Erkenntniß eines freien selbstgeschaffenen Scheines seyn könnte, wie die Kantische eine Erkenntniß des gegebenen nothwendigen Scheines ist. Der Beweis ist aber nicht geführt worden; man erklärte lieber diese Erkenntniß als eine nur wenigen verliehene Gabe der Götter, das heißt, man führte sie auf die Poesie zurück. Doch vielleicht ist die Poesie, zu der absoluten Idee erhoben, die einzig wahre Erkenntniß? Plato, der Göttliche, hatte eine Anschauung der Ideen wie irgend einer, und doch fand er auch der Poesie die wahre Erkenntniß nicht heraus, sondern leitete aus den ewigen Ideen blos den philosophischen Trieb ab, sah in der Anschauung des Schönen wie in der Geometrie eine Vorschule philosophischer Erkenntniß, diese aber suchte er durch die Kunst der Dialektik, welche ihn endlich aus dem theoretischen Gebiet in das ethische hinüber führte. Von Plato an bis auf die neueste Zeit haben alle Philosophen, die mystischen im engern Sinne ausgenommen, die Poesie für Schein, zwar einen schönen und göttlichen, aber doch für Schein erklärt, und die Dichter selbst, welche den Aristoteles ehren, denken eins so, wenn sie über ihren schönen Beruf nachdenken; sie wissen wohl, wie Göthe weiß, der für alle gelten kann, daß die Poesie der aus der Wirklichkeit in das ideale Gebiet aufsteigende Geist der Menschheit ist, der auf diese Weise dem Widerspruch der Wirklichkeit entflieht. Der Geist der Wissenschaft will und thut das entgegengesetzte, er steigt in die Wirklichkeit hin-

ob, sucht in ihren Tiefen den Widerspruch auf und schafft ihn an den Tag des Bewußtseyns heraus, um ihn zu lösen. Auf diesem Wege mußte die Naturphilosophie wenigstens den Versuch der Realität ihrer praktischen Erkenntnisweise versuchen, sie mußte den Widerspruch aufsuchen und darthun, daß eben nur durch die von ihr angenommene gründige Anschauung seine Lösung möglich sey. Dagegen hat sie den Widerspruch überall nicht als Gegenstand behandelt und sich dabei eine Abstraction erlaubt, welche wohl dem Dichter gestattet ist, weil er das Schöne darstellen will, nicht aber dem Philosophen, der das Wahre zur Erkenntniß bringen soll, die Abstraction nehmlich von dem Wesen der Wirklichkeit, welches eben im Widerspruche liegt; sie nahm den Widerspruch als fremdes Gegebenes auf und spielte mit ihm wie der Tragödien-Dichter, der die Idee des Schicksals mit der Idee der Freiheit wohl zu vereinigen weiß, aber damit den entschiedenen Widerspruch eben so ergötzt, wie den gutmüthigen Naturalisten, der die poetische Darstellung mit der Wirklichkeit verwechselt. Die Wissenschaft verschmäht nicht den dichterischen Blick in die Wirklichkeit, ja sie erhält durch ihn neue Schwung und frische Kraft; aber die Poesie verhält sich zu ihr nur wie Feuchtigkeit zum Leben der Pflanze: frischer Ausdruck und vollkommene Offenbarung des innern Gehalts ist durch sie bedingt, aber die innere Gehalt selbst ist der Wissenschaft eigenthümlich und der poetischen entgegengesetzt, indem das Wesen der Poesie die besondere Wirklichkeit, das Wesen der Wissenschaft dagegen allgemeine Gesetzlichkeit ist. Die Naturwissenschaft verdankt daher wohl der Naturphilosophie eine vollkommenere Gestaltung, auch wird es Niemand in Abrede stellen, daß der Scharfsinn der letzteren, neben seinem Künstler-Sinn, auch ein großes wissenschaftliches Talent hat, durch welches er der Naturwissenschaft so förderlich wurde; aber es ist hier vom Princip die Rede, und dieses müssen wir für durchaus unwissenschaftlich erklären, sowohl

und den Ideen angehörigen Gedanken, besonders aber hervorgehen, weil der Widerspruch, welchen die Wissenschaft lösen soll, aber welchen eben die intellectuelle Anschauung zum Theil hervorgebracht hat, dadurch in der Vernunft selbst befestigt wird, und nicht bloß objectiv gedacht wird im Gegensatzwesen, sondern mit dem Wissen der Vernunft eng verbunden. Der Menschengeist ist der Ort und in die Erkenntniß des Körpers gestellt ein singulare; als singulare steht er zum Ganzen hin und so ist sein Standpunkt zwischen zwei Endlichen die Form, Einheit der Idee und Einheit des wirklichen Grund und Folge. Wäre der Standpunkt zugleich der Indifferenzpunkt, so würde sich die Einheit der Idee construiren und von jetzt an Form und Folge als Einheit des Ganzen realisiren; der Geist ist aber in der Polarität des allgemeinen und Gegensatzwesen gesetzt und nur durch Aufhebung dieser Polarität, welche ihn auch mit den die Natur in einen wesentlichen Widerspruch versetzt, kann er zu jener Indifferenz gelangen, welche die construirende Darstellung der Idee in der Wirklichkeit möglich macht. Dieser Widerspruch ist ursprünglich ein ästhetischer und kann auch nur ästhetisch gelöst werden, doch eine Folge besitzen ist der speculative Widerspruch (Sünde und Tugenden) der speculativ gelöst werden muß, wenn die Wissenschaft an sich selbst eine Bedeutung haben, wenn sie die Realisirung des höchsten Zwecks fördern soll. Die Tugendphilosophie setzt aber von dem ästhetischen wie von dem speculativen Widerspruche ab, setzt den Geist in den Indifferenzpunkt, Erkennen und Handeln als eines, erhebt ihn in der Anschauung der Einheit der Idee und setzt voraus, daß das höchste Gut eben nur in der Erkenntniß der Einheit der Idee, besteht. Wie aber durch Anwendung des Satzes der Gegensatz nicht vernichtet wird, und wie das Handeln stets seinen Gegensatz über sich trägt: so folgt auch der angeführte Widerspruch der speculativen Anschauung in das Gebiet der Ideen und wird somit in die Sphäre der göttlichen Natur versetzt.

[illegible] Stellung zur Sünde nicht sieht, auch unsere Taufe, überhaupt Katechese einer Epoche [illegible] hat, welche den Aufgabe verfehlt und anstatt den Menschen zur Erkenntnis seiner Verlorenheit zu führen, die ordentliche Form der Erkenntnis in das innere Leben der Phantasie setzte, die nur künstlich [illegible] hat. Die neuere freie Katechese von Christlicher, weil in der gesamten Schrift nicht mehr sieht, wie in der Katechismuspredigt, der Spekulative Prinzipien in die Didaktik der Jugendlehre, [illegible] die natürliche geistige Entwicklung des menschlichen Kindes in die göttliche Natur übergeführt, und weil darauf die Einheitlichkeit in ihrer Stoffe ungeeignet sein wird. Denn wenn auch nur die mehr Möglichkeit der Sünde in Christ liegt, so muß der Begriffen der Natur und Sünde insofern als ein klar trennbar erscheinen, der als Fehler die Erlangung eines Schrift auch bei geistlichen und wenig ist wie das Leben selbst, hat Sünde aber, weder gut noch böse und doch zugleich scheint, als das wahrhaft Negative, aber nicht es als wesentliches Gegenteil gesetzt, so ist Christ nie in die Welt gekommen Sünde, daß wir der Gewalt der Natur Macht, aber in alle Ewigkeit hat Gott nicht erlösenden kann, weil der Gegensatz als die Möglichkeit der Sünde zum nötig [illegible] war, wenn hat Natur [illegible] werden soll. Auch was auch sonst die Christliche Schrift, [illegible] Bedeutung als Bedingung der Entwicklung der göttlichen [illegible] Gegensatz, so [illegible] doch [illegible] Sünde, nämlich die Sünde, daß [illegible] Christ in Form der Selbstbewußtsein, aber [illegible], und daß [illegible] der Erlösung der Menschheit in einer Entwicklung der Menschen mit Gott, [illegible] Christ mit [illegible]. Nur in dem Christ, die geistige Natur des Menschen, wie sie in ihrem innere Zentrum erfaßt, nicht [illegible] zu [illegible] verfällen, auf in die göttliche Natur übergetragen. Auch aber auf [illegible] Wege der Menschheit zu [illegible] gemacht, wie [illegible] der Mensch den wahren Christ in seiner Einheit

[illegible] [illegible] [illegible] [

[illegible]

[illegible]

[illegible]

ھەر ئەسەل ئۇنى ئۆز ئىگىسى بىر، ئۇ ھەققىدە ھەر قانداق ئەسلى ئىگىسى بولغان ئادەم ئۆزىنىڭ ئىگىسى بولغان ئەسلىنى

durch den die Regierte ausübbar ist, als die Kenntniß derselben, und da den Mittel als der Zweck, das ist, als Zweck selbst dient. Der Regierende nimmt den Zweck der Vereinigung nicht, weil dieser Satz der Widerspruch der Vereinigung mit Vereinigung als Zweck ist; er nimmt den Zweck nicht, weil er sich auf die die regierte entdeckte Mittel der Verwirklichung des Vereinigungs als Zweck ist; der Mensch ist das Ende, aber die Regierte will die Idee nur gewollen, als sie in der eigenen Welt nicht nützt, in sich vereinigt den gewinnt, als sie diese verbunden der Mensch der Kenntniß in einem vollendeten Zustand der Menschheit (Zweck der Vereinigung) ist; als der Trieb (Gesetz der Vernunft) ist sie nicht der in ihr sich seine Natur und gebrauchen Gesetz auch in allgemeiner Zustand als in der reellen Einheit gesetzmäßig Einheit.

Der Begriff der Vereinigung als eigenthümlichen Zweckes ist die praktische Idee, in welcher der Mensch eigentlich nicht ist soll, sondern die Natur thut. Vollendete Idee als völlig identische Mensch einer Eigenthümlichkeit, in welcher in Theil der Natur ist, nicht mehr als die eine andere, als in gemäß also in diesen Theil einer Freiheit in diese wollen, und ist, vollständige Mensch, innere Ringkeit Freiheit auch beständig durch die Freiheit anderen, mit gegenseitig sich die Freiheit der Einzelnen die Freiheit aller: wie in Theorie in diese gemäßen von Seite die nicht bewusst mit Idee, obgleich eine eigenthümliche Erfüllung hat, in die Wirklichkeit in diese wollen vollständige Verbindlichkeit. Der Gegensatz somit also, weil die Natur vollendet hat, obgleich die in seiner Bewegung mit Kraft erfüllenden Erkenntniß und nur die Recht hat Trieb gesetzmäßig Mensch der Vereinigung; er sucht mit einer Mittel vollständigen Kraft, als gemäß die nicht seine eigenthümliche Idee, er will in

[illegible] [illegible] [illegible] [

[illegible] [illegible] [illegible] [

auch auf Kosten von Ideen, die Vernunft ist die Tiefe und der Schwerpunkt des Verstandes, das göttliche Eigenthum des Menschen, worin der, für sich nothwendigen Ideen liegende Verstand frei ist, sich in der Richtung und Anwendung, welche die Vernunft ihm giebt. Wie in der besonderen und eigenthümlichen Lebensform der Schwere-gesetz in die freie Bewegung des Lichts hervortritt und der innere Mensch als Gestalt des Lichts der Natur sich darstellt: so giebt sich auf entsprechendste Weise im Erkennen, als der allgemeinen Form, das Licht der Natur an der innere Menschen als Vernunft hin, um von ihm so das Leben des Geistes eingeführt und als ein geistiges Lichtreich realisirt zu werden. Die Vernunft hat also auch sich nichts zu schaffen, denn sie empfängt das Licht; sie hat nichts zu ordnen, denn das Licht giebt sich schon geordnet; sondern sie hat blos das, was an sich nur Form ist, zum Wesentlichen zu machen, das ist, mit dem Willen zu beleben, auf allen höchsten Endzweck hinzurichten und zur freien That des Geistes zu erheben; sie ist also der wirkende Endzweck, hervorgehend der Allgemeinheit der Form, und in welcher sie die Form wirklich realisirt, der allgemeine Wille. Und der Natur der Vernunft folgt es also, daß der Eigenwille an die Stelle der Vernunft sich setzen, das Verstandes sich bemächtigen und als das böse Princip die Welt beherrschen kann. Seine Gewalt aber als böses Princip hat der Eigenwille nicht blos von dem ihm dienenden Verstande, sondern auch noch mehr daher, daß er die Stelle der Vernunft einnimmt, die sich nicht verstehen, sondern nur unterdrücken läßt und als unterdrückt wie die sittliche Natur gegen das böse Princip geschützt, so auch durch jeden neuen Sieg über die Vernunft, folglich auch durch jeden Widerstand der Vernunft neue Kraft gewinnt: das Gute in dem Bösen ist die unvertilgbare Kraft und der sich stets verjüngende Reiz für das Böse. Das böse Princip ist das Streben des Eigenen nach neuem

höchsten Genuß und Herrlichkeit über Welt, und außer ihm ist, heißt also unter ihm, daß er der Hölle, seine Mitte der allmächtige sey; es ist alle Empörung gegen Gott, die Natur und die Menschheit. Alle anderen Leidenschaften gehen unter in dieser, aber werden vielmehr von dem Herrschsüchtigen als Reize, Organe, Mittel gebraucht; alle anderen Laster verschwinden im Brennpunkte des Herrschsüchtigen und werden nur als Hebel gegen die Einfalt verwendet und als Störungen der allgemeinen Ordnung verboten, die Tugend dagegen als das tauglichste Mittel der Unterjochung geboten. Mehrere treffende Züge des Gewaltigen ohne Schranken hat Plato in seinem Bücher vom Staate entworfen.

Darin besteht also das Verderben der menschlichen Natur, daß der Eigenwille sich als das Wesen und die absolute Einheit setzt und alles Sonst, so leiblicher und geistiger Art, sich unterordnet als Mittel zu einem Zwecke, den der Eigenwille setzt in sich selbst setzt, und der in seiner Allgemeinheit als Genuß zu begreifen ist, in dessen höchster Potenz der Eigenwille sich unterschiedliche Genuß des reinen Genuß seiner selbst sucht.

Giebt es eine Rettung aus diesem Verderben, von welchem kein Mensch ganz frei ist, und auf welchem Wege ist sie zu suchen?

Da die ursprüngliche Erregung des Eigenwillens über die menschliche Erfahrung hinaus liegt, so scheint der Schluß nicht überall zu seyn, daß durch menschliche Mittel eine radikale Rettung nicht erzielt werden könne; auch wird nicht leicht jemand diesen Schluß verwerfen, ohne zugleich die Voraussetzung zu läugnen, aus welcher er folgt. Diejenigen schonlich, welche meynen, daß der Mensch alle Kräfte und sich selbst schaffen müsse, nehmen den Menschen blos so, wie er als Erscheinung aus der Natur hervorgeht, sehen also auch in dem Eigenwillen nur eine natürliche Erscheinung, die aus der natürlichen Entwickelung

des menſchlichen Weſens, und dem der Erkenntniß verzeihenden Lebensſtrebe leicht zu erklären ſey. Dieſer leichten und gefälligen Anſicht von der menſchlichen Natur würde wohl gern jeder beipflichten, wenn ſich nur bewährte, was aus ihr folgen müßte, wenn ſie die wahre wäre, nehmlich ein ununterbrochenes, ſprungloſes Fortſchreiten vom Irrthum zur Wahrheit, vom Niedrigen und Gemeinen zum Schönen, vom Böſen zum Guten. Allein die Geſchichte des einzelnen Menſchen wie ganzer Völker zeugt grade vom Gegentheil. Die Seele des Kindes iſt in der Regel wahr, ſchön und gut; der Jüngling, auch wenn er von Leidenſchaften zur Unbeſonnenheit fortgeriſſen wird, kann doch nie ganz die Wahrheit verläugnen, dem innern Freund und Schamgefühl entfagen und dem Eigenwohl ſich ergeben, wie der Mann thut, wenn der Eigenwille in ihm herrſcht, und dabei entſchiedener thut, je größer die Kraft ſeines Verſtandes iſt. So verhält es ſich mit den Völkern, ſo mit dem Menſchengeſchlecht, und die Feinde der Cultur ſind verderblicher, weil ſie zur innern ſittlichen Auflöſung und zum Tode führen, als die der Rohheit, welche mit dem Unkraut eines üppigen nicht kultivirten Bodens verglichen werden können. Die Klugen unter denen, welche dieſer Anſicht folgen, wiſſen daher wohl, daß die Menſchheit in ſich ſelbſt keine wahre Hülfe hat; ſie erkennen das traurige Schickſal derſelben, daß ſie beſtimmt, in einem Kreislauf des Irrthums, des Scheines und des böſen Willens ſich zu bewegen; ſie ſehen in dem Wahren, Schönen und Guten nur den Nordſchein, der das nächtliche Dunkel des Lebens kraftlos und kläglich überſchimmert, und ſo wählen ſie die geſundeſte Philoſophie, die dem Menſchen einzig gegönnte Weisheit darin finden, den ſchwindenden Augenblick des Lebens ſorglos zu genießen, weil ihnen das Leben nichts beſſeres bietet, oder kräftig und muthig zu gebrauchen, weil ſie damit ihrem Leben einen Werth geben können. Selig ſind aber, die keine Hülfe ſehen und doch zur Rettung hin-

ben, die unermüdlich ſind im Helfen, wenn auch keine Frucht ihrer Arbeit zur Reife kommt. Dieſer Glaube iſt ſchon eine Hülfe vom Oben aus dem Reiche über der Zeit und Erfahrung. Die edelſten Menſchen haben ihn, und obgleich ſie den Schmerz dieſes Glaubens und des Nichtſehens wie eine unheilbare Wunde in ſich tragen, ſo iſt doch eben dieſer Widerſpruch die Spannkraft ihres nie raſtenden hülfreichen Lebens; ſie ſind die wahrhaftigſten Zeugen und ſicherſten Bürgen einer göttlichen Rettung, auch wenn ſie ſelbſt aus Irrthum an dieſe als Thatſache nicht glauben. Dieſe göttliche Spur im Auge behaltend, wollen wir zuerſt die menſchlichen Beſtrebungen würdigen und ſehen, wie weit die Menſchheit durch ſie allein gebracht wird.

Als Einheit derſelben faſſen wir den allgemeinen Willen, der in den eben bezeichneten edleren Naturen als bewußtloſer Inſtinkt ſich offenbaret, und welchem die Völker ihre erſte menſchliche Verfaſſung, Geſetze und allgemeinen Einrichtungen, die erſte Bezähmung des rohen Eigenwillens verdanken. Als Grundſtein des Gebäudes des allgemeinen Willens finden wir überall die Religion, als die urſprüngliche Regung des allgemeinen Willens, die in jedem Menſchen da ſeyn muß, wenn auch nur des Gegenſatzes wegen mit dem Eigenwillen und durch dieſen hervorgerufen; denn kann ſich das Göttliche nicht an ſich ſelbſt, ſo muß es ſich am Böſen offenbaren. Mit der Religion giebt ſich das erſte Staatsverhältniß, und umgekehrt mit dieſem jene, es iſt das Verhältniß der Herrſchaft. Zum Herrn iſt beſtimmt derjenige, in welchem der allgemeine Wille als göttlicher Inſtinkt mächtig iſt, zum Gehorchen diejenigen, in welchen er geweckt, genährt und gepflegt werden muß. Die Herrſchaft, ihrer Natur nach dreifach, iſt zuerſt die des rohen Willens mit Ueberlegenheit der phyſiſchen Kraft. Sie iſt eine perſönliche, der ſtarke Eigenwille herrſcht über den ſchwachen, es bildet ſich in ihr kein Weſen, keine Form als allgemeiner Wille, ſondern nur Weiſen der Willkür

und des augenblicklichen Bedürfnisses, die mit der Person des Herrschers sterben. Zweitens die Herrschaft der großartigen Natur mit Ueberlegenheit der geistigen Form. Alle großen Herrscher von Cyrus bis auf Friedrich den Zweiten gehören in diese Kategorie; aber auch diese Herrschaft ist eine persönliche, nur nicht, des bloßen Eigenwillens, sondern Menschen dieser höhern Art werden zugleich von einer innern Nothwendigkeit bestimmt und haben ihr Schicksal, so daß der Eigenwille in solcher Natur zwar als Eitelkeit, Ehrgeiz, Ruhmsucht die Entwickelung des allgemeinen Willens behindern und in einzelnen willkürlichen Handlungen sich offenbaren, aber nie bis zur absoluten Willkür steigen kann. Daher ist diese Art der Herrschaft immer mehr wohlthätig als schädlich, mehr förderlich als hinderlich für die Entwickelung des allgemeinen Willens; denn obgleich der Herrscher seine eigenthümliche Form der Zeit ausdrückt und hiermit viele Keime des allgemeinen Willens unterdrückt, so ist doch zugleich der allgemeine Wille in seiner großartigen Form enthalten und zwar mit lebendiger und großer Naturkraft, welche in noch größerem Maaße das aufkeimende Unkraut des Eigenwillens erstickt. Noch kann als nachtheilige Wirkung dieser persönlichen Herrschaft angesehen werden, daß der Maaßstab der herrschenden Eigenthümlichkeit die Anerkennung anderer eigenthümlicher Lebensformen behindert; doch auch von dieser Seite ist der Verlust nicht so groß als der Gewinn, welcher daraus entsteht, daß eine großartige Natur der Zeit als allgemeines Musterbild aufgestellt ist. Die wahre Herrschaft kann aber ihrer Natur nach keine persönliche seyn, weil der allgemeine Wille, der allein das Herrscherrecht und die bleibende Herrschergewalt hat, nicht ein persönlicher, sondern der von dem leiblichen Daseyn abgesonderte allgemeine Geist der Menschheit ist, der mit dem Urmenschen vereinigt, durch Erregung des Eigenwillens zu dieser Absonderung genöthiget wurde und eigentlich nur in dieser Absonderung, im

Gegenſatz des Eigenwillens, als allgemeiner Wille ſich offenbaret, während er im Urmenſchen als die freie göttliche Erkenntniß gedacht werden muß. Zwar offenbaret ſich der allgemeine Geiſt der Menſchheit in Perſönlichkeit, aber als die Perſon überwältigend, von ihr ſich löſend, ſich über ſie erhebend, und einmal offenbar gehört er nicht mehr der Perſon, ſondern dieſe gehört ihm an, wie ja überhaupt die Natur in dem Menſchen als ihrem Letztgebornen ihren Herrn ſich bildet. Auch in dem reichſten und vortrefflichſten Geiſte, in welchem die edelſten Kräfte der Natur ſpielen und ihre ſchönſten Formen ihren Ton finden, muß ſich dieſe Löſung des allgemeinen Geiſtes geben, das heißt, auch die begabteſte Perſönlichkeit muß ſich dem allgemeinen Geiſte unterwerfen, wenn wir ihr einen ewigen Werth zuerkennen, wenn wir ſie als frei und ſelbſtſtändig anerkennen ſollen; dieſe Unterwerfung iſt ihre Befreiung, ohne ſie kann ſie die Kräfte eines Planeten haben, ſo fehlt ihr doch die Sonne und ſie zerfällt in das elementariſche Chaos. Darum iſt auch ein einfacher Gedanke, der als Ausdruck des allgemeinen Willens die Menſchen auf ihr wahres Ziel hinweiſet, mehr werth, als das ganze Lebenswerk des größten Geiſtes, der ſeiner individuellen Form das Allgemeine unterwirft, und die Menſchheit in die Natur bannen will, indem er jeden Einzelnen nur ſo viel gelten läßt, als er durch ſeine Eigenthümlichkeit ſich ſelbſt geltend machen kann. Darum werden nur die Geſetzgeber als die wahren Staatengründer und als Boten der Gottheit, und unter den Geſetzgebern als die größten diejenigen geehrt, die, wie Lykurg und Solon, der eigenen Kraft des Geſetzes vertrauten und indem ſie es von ihrer Perſönlichkeit löſten, das Volk durch das freie Geſetz frei und ſelbſtſtändig machten. Ob das Geſetz von Einem oder von Vielen ausgeſprochen wird, daß iſt für die Herrſchaft des Geſetzes gleichgültig, aber Hüter des Geſetzes kann nicht der Einzelne ſeyn, weil er es auch zu ſeiner perſönlichen Beſchränkung hüten müßte,

ſondern das Volk, das als Volk ſeinen Willen und ſeine wahre Macht im Geſetz hat, und es nur zu ſeinem Beſten hütet, indem es die Willkür abwehrt.

Jede dieſer drei Arten der Herrſchaft bildet ſich hiſtoriſch in eine verſchiedentlich modificirte Form aus, an ſich aber ſind ſie die Beſtandtheile eines Geſammtbegriffs, der die ganze menſchliche Natur umfaßt. Die Begierden müſſen unbedingtem Gehorſam unterworfen und in Knechtſchaft gehalten werden, und Furcht iſt das ſie beherrſchende Princip, deſſen Macht durch die Hoffnung anderweitiger Befriedigung unterſtützt wird. In dieſer Geſtalt erſcheint daher auch die Religion im rohen Menſchen, die ſich äußerlich als Götzen- und Opfer-Dienſt geſtaltet. In dem nicht ganz verwilderten Menſchen regt ſich aber auch ein Schaamgefühl, welches den Begierden einen Zaum anlegt, und den Menſchen als einer freien Herrſchaft werth zeigt. Es entſpringt aus dem Gefühl des perſönlichen Werthes und iſt immer in irgend einem Grade mit freier Achtung der natürlichen Form verbunden.

Aus derſelben Quelle entſpringt die edlere Naturreligion oder die mythiſche Religion, die nicht mehr in todten Zeichen ſondern in lebendigen Geſtalten das Göttliche verehrt und den Opfern eine ſymboliſche Bedeutung giebt, auch Furcht und Hoffnung veredelt, die Nothwendigkeit des Gehorſams anſchaulich macht, die Begierde verfeinert und dadurch zur freien Unterwerfung befähiget.

Die Entwickelung der Vernunft in Erkenntniß bringt die Idee des Ganzen und der Einheit, mit ihr die Idee einer geſetzmäßigen allgemeinen Ordnung der Natur und des Menſchenlebens zum Bewußtſeyn. In dieſem Bewußtſeyn einer höchſten Intelligenz wird der Geiſt des Menſchen frei, der Gegenſatz ſeiner Natur wird ihm offenbar, er fühlt und erkennt die Nothwendigkeit die ſinnliche Natur der geiſtigen zu unterwerfen, und mit dieſem Gefühl der Verpflichtung verbindet ſich die Idee eines höchſten Gu-

tes, das als Endzweck anzustreben ſey. Dieſes iſt Religion der Vernunft oder der Erkenntniß, welche die Mythen theils in phyſiſche theils in moraliſche Begriffe aufzulöſen, und die Begierden auf ihren Urſprung, auf den Zerfall des Urmenſchen und das Verlangen der Wiedervereinigung zurück zu bringen ſtrebt, woraus ſich verſchiedene Syſteme der Mythologie und der Myſtik ergeben.

Bis zu dieſer Stufe religiöſer Bildung, bis zum Bewußtſeyn der Idee der Gottheit, der als Einheit das Ganze ordnenden höchſten Intelligenz, kann ſich ein Volk aus und durch ſich ſelbſt entwickeln, wovon uns die Geſchichte in dem Athenienſiſchen Volke ein hiſtoriſch erwieſenes Beiſpiel aufgeſtellt. Wir fragen nun, ob die religiöſe Erkenntniß in ihrer höchſten Entwickelung die Kraft in ſich habe, den allgemeinen Willen in das Individuum einzuwurzeln und ihn ſo zu bekräftigen, daß die Begierden ihm frei ſich unterwerfen. Die Antwort, welche die Geſchichte giebt, iſt verneinend; wir finden aber auch in der Natur des Menſchen den Grund, warum ſie unter allen natürlichen Verhältniſſen eines Volkes verneinend ſeyn muß. Denn der allgemeine Wille offenbaret ſich als ſittliches Moment nur in der Geſetzes-Form; dem Inhalte nach ſind aber die Geſetze des öffentlichen Lebens nur als ein gegenſeitiger Vertrag des allgemeinen Willens mit den Begierden anzuſehen: dieſe unterwerfen ſich gewiſſen Bedingungen und bleiben im Uebrigen ſich ſelbſt überlaſſen. Die religiöſe Erkenntniß muß alſo nicht blos das äußere Geſetz zum innern machen, ſondern ihm zugleich einen Inhalt geben, welcher eben ſo allgemein iſt als die Form, ſo daß Inhalt und Form ganz zuſammen fallen. Ein ſolches wäre das allgemeine Sittengeſetz, das dem Menſchen nicht blos ſagte, daß er nach dem allgemeinen Willen handeln ſolle, ſondern zugleich, worin der wahrhaft allgemeine Wille beſtehe. Die Vernunft hat wohl den Inhalt des höchſten Sittengeſetzes zu beſtimmen verſucht, und die griechiſchen

Philoſophen haben, wie bei den Griechen alle Werke beſtimmt und klar herausgearbeitet wurden, auch darin ein entſchiedenes und folgerechtes Verfahren beobachtet, ſo daß wir wohl behaupten dürfen, wenn ihnen nicht gelang zu finden, was ſie mit ruhiger Beſonnenheit und Klarheit des Geiſtes ſuchten, das Geſuchte gar nicht im Menſchen gegeben ſey. Wenn aber eben dieſes Volk, das in allen Beziehungen einen ſo richtigen Inſtinkt und geſunde Natur gezeigt hat, daß es ſich nie ins Leere verlor, hier ein Nichtdaſeyendes ſuchte, darin würden wir einen Erfahrungsbeweis ſehen, daß die menſchliche Natur an einem urſprünglichen Bedürfniß leide, das ſie ſelbſt nicht befriedigen kann. Plato hat auch hier, wie überall, das Höchſte geleiſtet, was die ſich ſelbſt überlaſſene Vernunft vermag, und indem er den allgemeinen Willen in der Form der Gerechtigkeit faßte, ſeinen Inhalt zuerſt dahin beſtimmt, daß er nicht dem Menſchen gegeben, ſondern von ihm zu erſtreben ſey; zweitens nicht von Einzelnen als ein Einzelnes, ſondern von einer Gemeinſchaft vernünftiger Weſen als das gemeinſchaftliche und höchſte Gut; drittens weder allein in der Geſinnung ohne die Lebensthat, noch allein durch dieſe ohne jene, ſondern durch und in beiden zugleich, in einem vernünftig eingerichteten Staate. Daß Plato das höchſte Gut als Inhalt des allgemeinen Willens nicht fand, davon iſt der Grund darin zu ſuchen, daß ihm ſo wenig wie irgend einem Menſchen die Bedingungen deſſelben vollſtändig gegeben waren. Offenbar wird in dem höchſten Gute das göttliche Seyn und Leben angeſtrebt und dieſes Streben iſt darin begründet, daß die Vernunft im Beſitz iſt der Idee der höchſten Intelligenz als der das Ganze der Welt ordnenden Einheit. Das Ganze in der Einheit, wie wir es in der Idee der höchſten Intelligenz denken, ſoll ſich im freien Leben der Menſchheit geſtalten, und es würde ſich, ſo müſſen wir denken, von ſelbſt geſtalten, wenn nicht der in den Begierden mächtige, zuerſt den Leib,

ſodann das Gefühl und jegliche ſchöne Lebensform, endlich den Verſtand ſelbſt verderbende Eigenwille es verhinderte. Das höchſte Gut muß alſo erſtrebt werden, und zwar durch Widerſtand und Kampf, und eben darin liegt die Unmöglichkeit es in Wirklichkeit zu ſetzen. Denn das Gute, gegen das Böſe thätig kämpfend, kann nur in die Stärke des Eigenwillens aufgenommen einen einzelnen ſcheinbaren Sieg erringen, aus welchem das Böſe immer neue Kraft ſchöpft, wie jeder Vernünftige, der einmal eine gute Sache mit den natürlichen Waffen der Vernunft durchgefochten hat, aus Erfahrung weiß; kämpft aber das Gute leidend für das Allgemeine gegen das Böſe, ſo unterliegt es, und obgleich auch dieſe Niederlage nur ſcheinbar und ein wahrhafter Sieg iſt, ſo zeigen ſich doch nicht ſogleich die Früchte des Sieges und der Sieg wird nicht als ſolcher anerkannt. Dieſes iſt das Schickſal der menſchlichen Natur, und der Menſch ſoll eben ſo thätig, wie leidend gegen das Böſe ankämpfen, obgleich er des Sieges in keinem Falle froh werden kann: die Menſchheit liegt unter einem Fluche, den ſie ſelbſt nicht bannen kann; will ſich das Gute in die Wirklichkeit einpflanzen, ſo muß es in dem Böſen Wurzel faſſen, will es ſich von dem Böſen löſen, ſo muß es ſich in das Innere, in die Idee zurückziehen. Daher haben ſchwächere Philoſophen, das höchſte Gut im menſchlichen Leben als allgemein unerreichbar anerkennend, es als Einzelnes für Einzelne erreichbar geſetzt, aber, wie natürlich, hiermit die Idee des höchſten Gutes in Widerſpruch mit ſich ſelbſt geſtellt. Der Eine, Epikur, foderte, daß der Menſch dem Böſen ausweichen und ſich in die ſeligen Gefilde der göttlichen Ruhe zurückziehen ſolle; aber dieſes Streben als für alle beſtimmt, hebt alles Leben auf, und ſelbſt für den Einzelnen alle Vernunftthätigkeit. Der Andere, Zeno, wollte, daß die höchſte Intelligenz als entſchiedene That des Geiſtes, welche das Böſe in dem Einzelnen und für ihn vernichtete, ſich offenbaren

ſollte; allein abgeſehen davon, daß dieſe That eine blos verneinende ſeyn, folglich nur ein negatives Gut genannt werden kann, ſo iſt auch mit dem Böſen das Leben vernichtet, und der Stoiker hat nur einen Moment des wahren Lebens, den Tod.

Mit dieſen drei griechiſchen Anſichten ſind die Verſuche erſchöpft, welche die Vernunft machen kann, dem allgemeinen Willen einen Inhalt zu beſtimmen; denn was die Neueren anderes gegeben haben, das iſt theils nur modificirt, theils gemiſchtes, aber immer entlehnt und abgeleitet aus jenen Anſichten, bis auf die neueſte Zeit, da Kant zuerſt es anerkannte und ausſprach, daß es der menſchlichen Vernunft unmöglich ſey, dem allgemeinen Willen einen Inhalt zu geben. Zwar ſprach er nur von dem ſittlichen Unwerth der materiellen Moral-Principe, wie er dieſen Inhalt bezeichnete, aber dieſer Unwerth liegt doch eben darin, daß die Vernunft ſich durch etwas beſtimmen laſſen ſollte, wovon eine Erkenntniß als von einem an ſich Seyenden nicht möglich wäre. Er ſprach daher, der erſte, die Form des allgemeinen Willens als das Abſolute des ſittlichen Wollens aus, ſchied die Geſinnung von der That des Lebens und kam im Weſentlichen mit den Stoikern darin zuſammen, daß er gleich ihnen das höchſte Gut als eine Idee erkannte, die nur in der Geſinnung, nicht im Leben, realiſiret werden könne, obgleich letztere die Sache im Uebrigen ganz anders meynten als Kant. Allein die auf die Form des allgemeinen Willens gerichtete und blos durch dieſe beſtimmte ſittliche Geſinnung kann einer Seits die Begierden und den Eigenwillen nicht zur freien Unterwerfung beſtimmen, weil ſie den Naturtrieben, keinen anderweitigen wahren Lebenszweck anweiſet; anderer Seits iſt ſie nicht gegen die Begierden als Störer und Zerſtörer des Lebenszweckes, ſondern als gegen eine des freien Menſchen unwürdige Knechtſchaft, auch nicht blos gegen die Begierden gerichtet, ſondern zugleich gegen jede Naturform,

gegen die ſchönſten und erhabenſten Gefühle wie gegen die edelſten Handlungen aus Inſtinkt, die ſie aus demſelben Grunde verwirft, weil ſie bewußtlos ſich geben und deßhalb des freien Menſchen nicht würdig ſind. Dem Menſchen bleibt alſo hiernach nur das leere Bewußtſeyn deſſen, nicht was er ſeyn, ſondern wie er handeln ſoll, womit ſich leicht der Dünkel verbindet, er ſey was er ſeyn ſoll, weil er dem Denker wie er handeln ſoll, Beifall giebt. Aus dieſem Formalismus kam auch Fichte nicht heraus, obwohl in ſeinem reinen oder Vernunfttriebe die Ahnung einer Realiſirung des höchſten Gutes wieder hervortrat, doch ohne Folge blieb.

Auf dem Wege der Religion und Sittlichkeit kann alſo die Vernunft ſich ſelber nicht helfen, ſondern ſie iſt in allen Richtungen dieſes Strebens in einem Widerſpruch befangen, den wir mit wenigen Worten ausſprechen wollen.

Der Urmenſch war frei und lebte in Gott mit ſeiner Anſchauung des Göttlichen, ſeine Freiheit war alſo nicht in ſich ſelbſt geſchieden und ohne innere Determination, folglich ohne Willen. Durch den Abfall von Gott wurde er in ſich ſelbſt entzweiet, mit dem Eigenwillen entſtand ihm zugleich der allgemeine Wille und ſo hat jener nur im Gegenſatz mit jenem Bedeutung und Kraft, keiner iſt ohne den andern, ſie ziehen ſich gegenſeitig an, und ſtoßen ſich in der Annäherung zurück; der allgemeine Wille iſt die wahre Form, aber er hat nicht die Kraft, ſich ſelbſt einen Inhalt zu geben, als Endzweck zu realiſiren; der Eigenwille iſt Kraft, aber er würde ſich ſelbſt vernichten, wenn er eine wahre Form annähme: jener kann nur alſo nicht ſelbſt realiſiren, und dieſer will ſich ſelbſt nicht vernichten.

Religion und Sittlichkeit haben den menſchlichen Willen zum unmittelbaren Gegenſtande, und jene Beſtrebungen, die Menſchheit mit ſich ſelbſt zu einigen, unterliegen vielleicht blos deshalb dem Widerſpruche, weil die Natur keine unmittelbare Gewalt ſondern nur einen mittelbar beſtim-

menden Einfluß auf den Willen hat. Es ſcheint daher, daß das Ziel der Menſchheit nicht zunächſt durch Religion und Sittlichkeit erwirket werden könne, daß vielmehr der Widerſpruch des Willens durch jene Einheiten zu vermitteln ſey, welche die Natur ſelbſt in dem Menſchen knüpft; oder mit andern Worten, daß die wahre Religion und Sittlichkeit erſt aus der Entwickelung des Kunſtgefühls und der abſoluten Erkenntniß als Reſultat hervorgehen können. Dieſe beiden Einheiten, deren eine wir ſchon oben als die beſondere eigenthümliche Lebensform des Menſchen, die andere als den auf die Vernunft bezogenen Verſtand charakteriſiret haben, ſollen jetzt in ihrer höhern Offenbarung als Kunſt und abſolute Wiſſenſchaft, ſowohl an ſich, als nach ihrem Einfluß auf die Realiſirung des höchſten Gutes gewürdiget werden.

Jeder Menſch hat ſein Paradies, wenn auch nur als Spiel roher Phantaſie, dunkle Ahnungen und Anklänge der Kunſtwelt. Aber die Kunſt offenbaret ſich nur in höheren Naturen als eigenthümliche Geſtaltung der Welt, und wo ſie am vollkommenſten iſt, ſchmelzen Natur und Menſchenleben in eine klare und lebendige Anſchauung zuſammen, in welcher alles Wirkliche auf eine unerklärbare Weiſe eine höhere Geſtalt gewinnt und nach einem ihm ſelbſt fremden Geſetz verbunden wird. Was ſich in dieſer Anſchauung offenbaret, das erkennet die Seele als wahr, nicht nach Gründen, ſondern aus Inſtinkt, ſie findet ſich in der Kunſtform heymathlich, aber ſie muß es zugleich als ein Mögliches erkennen, weil es die Wirklichkeit nur als Ideal darſtellt. Die Wahrheit der Kunſt iſt die Vereinigung und innige Verſchmelzung des Geiſtes mit der Form der Natur und des Lebens, und die Idealität der Kunſt beſteht darin, daß die Formen der Natur und des Lebens, von ihrem eigenen Weſen gelöſet, im Geiſte des Künſtlers ein freies Daſeyn erhalten. Die Kunſt hebt alſo die äußere, bewußtlos beſtimmende Nothwendigkeit auf und offenbaret die in-

nere Nothwendigkeit des Daseyns in der Freiheit und im Bewußtseyn; dieses Wunder bewirkt sie aber nicht durch Aufhebung des Widerspruchs der Erscheinungswelt, sondern dadurch, daß sie die Form dem Widerspruch entziehet, von dem in den Bruch der Zeit gefallenen Wesen löset.

Daher kann der Künstler die Form nur am todten Stoffe darstellen, und bedarf vieler Kunstmittel, um den Stoff mit der Form so ganz zu bedecken, daß dieß als lebendig und frei erscheinen könne; daher bedarf die höchste Kunst, die Poesie, der Verbindung mit mehreren Künsten, wenn sie die innere Nothwendigkeit und Form des Lebens in der Freiheit lebendig darstellen will; daher endlich ihre auf die Idealität der Anschauung beschränkte Wirkung. Die Kunst hat demnach keinen unmittelbar benimmenden Einfluß auf den Willen, so wenig als auf die wirkenden Kräfte der Natur. Sie kann zwar den allgemeinen Willen stärken und den Eigenwillen schwächen, wenn jener in der Seele schon vorherrschend ist; aber sie stärket im entgegengesetzten Falle auch den Eigenwillen und schwächt den allgemeinen, ja sie befestigt in diesem Falle den Eigenwillen um so mehr, je tiefer das Kunstgefühl ist, und da die freie Kunstform in der innern Nothwendigkeit des Seyns und Lebens zugleich das Allgemeine offenbaret, so kann die eigenwillige Seele, die im Besitze der Kunst ist, von dieser überredet werden, auch im Besitz des an sich und wesentlich Allgemeinen zu seyn, wo denn der Eigenwille in eine fast unzerstörbare Herrschaft der Eitelkeit übergeht. Doch mittelbar wirket die Kunst auf den Willen dadurch ein, daß sie die Begierde auf die wahre Form der Erscheinung richtet und dadurch veredelt. Der Naturtrieb strebt nach Befriedigung und Lust, welche die Natur selbst ihm darbietet; er wird aber Begierde, wenn der Eigenwille ihn sich unterwirft, um durch ihn die Gegenstände, alles Seyn und Leben sich zu unterwerfen. Die Begierde, als der dem Eigenwillen unterworfene Trieb strebt also nicht wie der tri-

ne Trieb, nach Befriedigung, sondern nach Nahrung, um sich selbst als Begierde zu erhalten, und findet nicht die Lust in dem Genuß als Befriedigung sondern als Zerstörung des eigenen Seyns des Gegenstandes; sie ist also unersättlich, weil das Seyn Unendlichkeit hat. Die Kunst nun kann zwar die Begierde, ist sie einmal da, nicht auf den reinen Naturtrieb zurückbringen; aber sie stellt dem Begehren des Seyns an sich die Lust an der Beschauung der Form entgegen und erweckt hiermit in der Seele die Scham, welche dem rastlosen Streben der Begierde Einhalt thut, und indem sie ihr die Lust an der Form erlaubt, zugleich Achtung gegen das eigene Seyn der Dinge aufnöthiget. Die Begierde wird also theils in sich selbst getheilt, theils zur Befriedigung in reiner Lust erhoben, und da sie in der beschaulichen Lust das Allgemeine aufsichtig wird, findet die Vernunft als allgemeiner Wille, leichteren Eingang bei ihr, so daß die Kunst wenigstens als eine Vermittelung des allgemeinen und des Eigenwillens anzusehen ist. Daß sie aber nur Vermittelung ist und somit dem Eigenwillen selbst Rechte einräumt, das zeuget von der innern Unrichtigkeit der Kunst, das höchste Gut für die Menschheit zu realisiren. Die Kunst ist das Schauspiel eines göttlichen Seyns und Lebens, wir bewundern und werden hingerissen aber nur durch Täuschung, das ist, in der Anschauung einer vom Wesen gelösten Form; die Begierden und Leidenschaften werden gereiniget, das Gefühl geweckt und ergötzet, aber die innern Verhältnisse der menschlichen Natur bleiben dieselben, der Widerspruch wird nicht gelöset, und so kann wohl die Kunst den Menschen verbessern und veredeln, aber bekehret hat sie wohl nie einen, nicht zur Erkenntniß gebracht seines innern Verderbens, eher es verdeckt, noch weniger einen kräftigen Willen zum Guten erzeugt, eher den nothwendigen Kampf des doppelten Willens zum Scherz gekehret. Sie befreiet den Sinn aus den Schranken der Endlichkeit und bringt ihm das Unendliche zur Erscheinung,

ſie rettet das vom Tode ergriffene Leben in die Seligkeit der Anſchauung und läßt da, wo ſie den Kampf des freien Princips gegen das natürliche zum Gegenſtande hat, ſelbſt im Tode das Leben anſchauen; aber den Widerſpruch der Erſcheinung kann und will ſie nicht auflöſen, und den Verſtand befriedigen, ſondern ſie legt ihn vielmehr als unlösbar voraus und muß jeder ſolchen Auflöſung ausweichen, wenn ſie nicht ihren Zauber verlieren ſoll. Der Tod Jeſu kann nie Gegenſtand einer würdigen Tragödie werden, die Idee eines Gottmenſchen dagegen eignet ſich für die höchſte Wendung der Tragödie, weil in ihr der Widerſpruch in ſeiner höchſten Spannung hervortreten kann.

Den Widerſpruch der Verſtandesanſicht der Welt zu löſen, das iſt die Aufgabe der abſoluten Wiſſenſchaft, und erſt in unſerer Zeit und in unſerem Vaterlande iſt dieſe Aufgabe, ſo wie die Idee der abſoluten Wiſſenſchaft zum beſtimmten Bewußtſeyn gelangt. Dieſes Bewußtſeyn bezeichnet der Ausdruck Tranſcendental, mit welchem das Ungeheuerſte des menſchlichen Geiſtes ausgeſprochen iſt, der Urſprung ſeiner Schuld, ſeines Abfalls von Gott: er kann ſich über alle Realität und über ſich ſelbſt wegheben, er kann im Nichts und als Nichts ſeyn, im Nichts ſich faſſen, als Nichts ſich begreifen. Dieſes muß der Menſchen Geiſt vermögen, da er zwar aus der Endlichkeit geboren, doch ſeiner Natur nach unendlich iſt; der zur Prüfung der Zeit beſtimmte Geiſt ſcheint, ſo zu ſagen, im Durchgang durch die Endlichkeit alle ſeine Realität ab, und welche er dagegen annimmt, nachdem er zum endlichen Bewußtſeyn im Leibe gekommen, iſt nur eine ſcheinbare, welche er, erwacht in ihm das Bewußtſeyn ſeiner Unendlichkeit, mit Ironie abſtreift, wo er denn einen nur als von aller Realität entblößte Unendlichkeit, als abſolut freie Thätigkeit ohne Grund und Zweck, als nackter Geiſt ſich faſſen kann. Dieſer nackte Geiſt iſt der Verſtand als rei-

und Factum, in welchem sich der Widerspruch der dem Verstande gegebenen Erscheinung auflösen soll.

Jenen Widerspruch, der im Platonischen Parmenides in seiner größten Härte, doch ohne Lösung dargestellt ist, will jedes philosophische System lösen, aber gewöhnlich unterliegen sie ihm. Gegen dieses Unterliegen wollte Kant die Philosophie für die Zukunft sicher stellen, dadurch, daß er den Widerspruch zum klaren Bewußtseyn erhob und seine theoretische Unauflöslichkeit darthat. In dieser Absicht nahm er blos seinen Standpunkt im transscendentalen oder reinen Verstande, erkannte in dem Gegensatze der Einheit des reinen Verstandes und des Dinges an sich die beiden Pole oder Angeln, in welchen sich die Erscheinungswelt für den Verstand bewege, zeigte die Unvereinbarkeit derselben und die Unmöglichkeit die Erscheinung in absoluter Einheit zu erkennen in den Antinomien, und fand als einzig mögliche Lösung des Widerspruchs des Verstandes die praktische That. Die nachfolgenden transscendentalen Systeme strebten dahin, den Gegensatz der reinen Verstandes-Einheit und des Dinges an sich theoretisch zu vereinigen und die Erscheinungswelt in absoluter Einheit zu erkennen; aber merkwürdig ist es, daß die Systeme selbst in denselben Widerspruch gegen einander geriethen, welchen der Verstand in der Erscheinungswelt in unendlich mannigfaltigen Formen findet, indem die Naturphilosophie objectiv, also im Dinge an sich einigte, was die Wissenschaftslehre subjectiv, in der reinen Verstandes-Einheit geeiniget hatte. Diese sah von der organischen Naturbestimmung, jene von dem freien zweckmäßigen Handeln ab, beide Systeme folgten nur der einen Richtung der Speculation und konnten daher nicht erreichen, was sie wollten, die absolute Wissenschaft. Eine natürliche Folge dieses Nichtgelingens war, daß sich diese Systeme unzeitig in das Leben hineinbildeten und die Zwietracht des Verstandes, anstatt sie wissenschaftlich zu beheben, bis in die Wurzel des Lebens hinein trugen. Der

Richtenner sagt: der Mensch ist ursprünglich freier Geist und so ist es seine Bestimmung, auch im besonderen und gemeinsamen Leben die Freiheit auf allgemeine Weise geltend zu machen; der Leib ist eine Beschränkung des freien Geistes, welche dieser, in wiefern sie für ihn ist, selbst setzt, die Beschränkung ist also auch nur eine allgemeine. Der Schellingianer sagt dagegen: der Mensch ist ursprünglich Natur und nothwendig, und wird nur in sofern frei, in wiefern die Natur sich selbst frei macht, nehmlich in jenen Individuen, in welchen die Natur erkennend wird. Folglich auch nur in dem Grade, in welchem diese Erkenntniß wahr ist; wahr ist aber allein die absolute Erkenntniß, in welcher sich das Ganze der Natur in besonderer und eigenthümlicher Form offenbaret. Diese Form ist der organische Leib, der Mensch ist also durch seinen Leib, d. i. durch seine natürlichen Anlagen frei und der freieste Mensch ist der Genie, dem die Natur selbst die Herrschaft über sich selbst und über das Leben gibt.

Es leuchtet von selbst ein, daß der Richtianer in der allgemeinen Menschenvernunft und dem allgemeinen Willen das göttliche Wesen aller Menschen erkennt, aber die organische Verschiedenheit der Menschen, die besondere Einheit der natürlichen Erkenntnißform zu wenig beachtet; daß dagegen der Schellingianer eben in diese besondere und eigenthümliche Form das Wesen setzt und den allgemeinen Willen auch die allgemeine Vernunft als etwas todtes verachtet.

Dieser Einseitigkeit wegen wäre es vergeblich in den bezeichneten Ansichten den Weg zur Realisirung des höchsten Gutes zu suchen, und es ist gut, was sie nicht ist, absolute Wissenschaft, und erkennen will, was sie nicht erkennt: sie wirken für beide hemmend gegen den wahren Endzweck, indem sie das höchste Gut in eine sich selbst widersprechende Verfassung der Menschheit setzen. Die Freiheit ist an sich ein inneres Thun des Geistes, aber sie tritt auch äußer, wenn sie seine andere Nothwendigkeit in sich auf-

nimmt, als welche es das Leben giebt in einem allgemeinen Lebensgesetz, das in dem höheren Sinne ein Ideal enthält, wo es nur sage lassen ist, das Einzelne zu unterdrücken, sondern nur es zu befriedigender Erscheinung, die seine Rolle der Ganze gestattet, als innere Notwendigkeit giebt.

Die Natur ist an sich handlos Leben, das nur in der That das Ganzen sein wurde, aber ein möglichst Licht erhält, wenn nur Thun nicht absolut sind und als solche Manchfaltigkeit allgemein ist. Denken wir, wie wir recht sagen, die Natur als Entwicklung aus dem Einen, so geben die niederen Formen in die höheren ein, und in jeder höheren Entwicklung ist die niedere Stufe in der tieferen Bedingungen des Lebens enthalten. Der vollkommenste Organismus einer Pflanzenart enthält also alle Bestimmungen des Lebens beisammen in sich, aber als untergegangen in der einfachen Bestimmtheit des Lebens, und der in den sich allmählich Leben ist eben nur das Prinzipium der individuellen Bestimmtheit seines Lebens. Soll nun der Geist zum Prinzipium der Natur sich erweitern, so muß er zu dem Leben hinab, und welchem die Natur hervorgeht, und findet er alle Mittelstufen, welche in dem Geiste zu dem Einen führen, so mag es ihm nicht gelingen, die absolute Wissenschaft zu gewinnen, und den Vertrauen zu haben in das absolute Allgemeine, das sich aus dem Besonderen herausstellt, und es in sich fest und frei enthält. Diese Idee der Wissenschaft hatte nicht der Meister der Naturphilosophie unserer Zeit, aber es gelang ihm nicht den Weg zu entdecken und so ging es sich auf dem Rückwege, den ihm die Kunst bahnt, und dem Prinzip der Wissenschaft gemäß. Er ist möglich in dem Kunstwerk eine unmittelbare Offenbarung des Einen und Allgemeinen in dem Besonderen und Mannigfaltigen, es sind darin das Gesetzliche der wirklichen Natur und der wahren Erkenntniß; hiermit wurde aber die Idee der Wissenschaft in das große reingegenständliche umgesetzt. Denn wie in der Künstlerwelt eine

[illegible]

nützt und hat Folge den Gesetzen entsprechen, welche der Kunst Inhalt sind, weil sie nicht angehören, sondern vom begriffen werden können; Wirklichkeit und Form stehen im Kunstwerk nicht in der Zeit und können nur als ein Gleichzeitiges begriffen werden, und eben darin ist die Möglichkeit von der Kunst verschieden, daß diese das Ersten in Zeit aufnimmt, jene die Wirklichkeit und das Folgen in ihrem Gleichen begreift. Der Dichter hat einen plastischen Stoff, aber die Möglichkeit giebt ihm die Bilder nicht, sucht auch er durch Worte zum Leben erwecken; auch der auch Möglichkeit bietet, auch Gleichzeitig bei Bildern und Gestalten, der auch von allen gegen die Anwendung der Phantasie in der Poesie der Griechen als verwerflich und die Strenge der Logik heilig halten. Die Kunst und namentlich die Dichtkunst ist das natürliche Gegengewicht, welches auf die Form und Schärfe des Verstandes wohlthätig wirkt; die Möglichkeit sogar soll den Widerspruch lösen und die Indifferenz Gegensätze wieder auf die in der Einheit der Vernunft gehen. Wer also im Gefühlen phantastisch verfährt, der Verachtung der allgemeinen Vernunft und ihres Organs, der Logik, Einhalt für gänzliche Eingebungen und wenige Bildchen, Analogien für Beweise gibt, der verfällt eben so wenig von der Philosophie, wie von der Dichtkunst wieder verlassen, worüber eine Dichter Entwicklung des möglichen Verhältnisses zu seinem natürlichen Element liefert.

Schelling ist durch Fichte für immer weiterhin auf, daß auf logarithmischem Wege eine absolute Möglichkeit nicht zu Stande kommen könne, er sieht aber auf einen Punkt der Identität-Verhältnisse gegeben hat; nämlich Fichte weiter unter die Möglichkeitsbedingungen auch die Naturphilosophie zur absoluten Möglichkeit gehörten Fragten wegen der Zweckmäßigkeit im Princip: In Absolute ist gewissheit überein, es bleibt das Verhältniß beim Menschen vorhanden bis auf es wäre überflüssig zu fragen, ob etwas mit seinem Ein-

Auch leichte psychosensible Reize auf die Sinnesbahnen bedürfen eines Planck'schen, wenn nicht eine ganze Kaskade von solchen Akten, bis erste Kraft und Wirkung [illegible] Sinnesorgan [illegible] Sinnesempfindung [illegible] Gehirn, [illegible] Gehirnzelle [illegible] Sinnesorgan [illegible] Gehirnzelle [illegible] Sinnesorgan [illegible] Gehirnzelle [illegible] Sinnesorgan

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] hat das [illegible] [illegible] [illegible]

Wie anders dagegen gestaltet sich alles in den mythischen und heroischen Dichtungskreisen, in denen die Völker des Südens schon in Handlung und That hervortreten, und die Götter der Griechen walten, im Heldengedicht durch seine vielfachen Abschweifungen hin und her in ebenso geschichtlichen Bildungstrieb! Es handelt sich um den Wettstreit der Helden vor Troja, von welchem ihm die Thatsachen seiner Vergangenheit gewissen, so verlockt mehr bei dem epischen Dichter eine Nebenerzählung nach der Quelle seines Gedankens und Gesichts. Wer wie der Geschichtschreiber den Faden halten muß über den umfangreichen Stoff, wie er damit schaltet, mit was er durchwebt, und wie danach erst sein wahrer Werth oder Unwerth erwogen werden kann, ebenso hat auch der Dichter verhältnißmäßig, seine gesetzlichen Schranken die gleichen ehrn Steine zum Bau anzuweisen. Erst dann, wenn sorgfältig ausgemittelt ist, was diesen Massen die Kunst der Zeit verbot, was ihre Werke bedingte, wie viel gehiegne Dichtung schon in den Stoffen vor zu Tage lag, wie viel erst von den Sängern allen, den südlichen Gehalt oft unkenntlich machender Ueberlieferung zu scheiden war, wie viel endlich aus eigener Dichtungskraft beigesteuert werden mußte, um den verwachsensten Gehalt, den Volksvorurtheil, Irrthum, Gehalt und Sinn zu verleihen, erst dann wird manches Mißlungene einfache Größe, manches anschaulichere Naturgebot tragische Verwilderung, manches Jüngere häufig verbildet Unverstandnen gerechte Würdigung finden.

Jene der meisten Heldenspiele des Sophokles, sein Aias und sein Philoktetes, haben ihre Wurzeln so tief in die homerische Sagenwelt gesenkt, daß wir ohne Ilias und Odyssee kaum ahnen würden, wie fest sie mit dem ganzen hellenischen Volksleben verwebt und verwachsen waren. Und wir sehen den drei Schwestern der tragischen Bühne in ihren Stoffen Stoff in deutscher Verarbeitung bieten, hier wo wenn die göttlichen Gestalten blühen, die über

den Werken des Alterthums gewaltet haben: die dadurch möglich gemachte genaue und unmittelbare Vergleichung ihrer Art und Kunst giebt nicht nur über die Eigenthümlichkeit eines jeden und über ihr wechselseitiges Verhältniß zu einander, sondern über die Ausbildung und Gestaltung der deutschen Tragödie selbst die tiefsten Aufschlüsse. Für Virgilius Nachruhm dagegen mag es kein geringes Glück seyn, daß die Jahrbücher des Ennius nicht bis auf uns gekommen sind. Wie viel Licht über Shakespears Neugestaltungen verbreitet ist, seitdem man ihren geschichtlichen Unterlagen so wie der Sittengeschichte ihrer Entstehungszeit sorgfältigere Beachtung gewidmet hat, ist bei den zahlreichen Freunden des großen Dichters in dankbarer Erinnerung und was sich auf demselben Wege für Calderons gründlicheres Verständniß gewinnen lassen würde, zeigen die schätzbaren Nachforschungen, die wir über den Standhaften Prinzen schon besitzen. Umgekehrt aber ist das Uebereilte, das Unreife, das Verfehlte in vielen Gedichten unseres auch im Tode fortduldenden und büßenden Bürger seitdem erst recht vollständig anerkannt, seit sein scharfsinnigster und gerechtester Beurtheiler mit unerbittlicher Strenge nachgewiesen hat, wie treffliche Urbilder den Anlaß zu manchen seiner mißlungensten Werke gegeben haben.

Die unendlich bewegliche Natur der deutschen Dichtkunst, die jede fremde Würdigkeit leicht anerkennt und sich aneignet, ist darum eine größere Menge von Nachbildungen und Ueberarbeitungen schon früher dichterisch gebildeter Stoffe möglich gemacht, als irgend ein anderes Volk von gleicher geistiger Freiheit von sich rühmen kann. Aber auch in dieser scheinbaren Abhängigkeit hat der deutsche Geist sich eine eigenthümliche Bahn gebrochen, in der der gesammte Bildungsgang des deutschen Volkes mit allen seinen Eigenheiten, augenblicklichen Rückschritten und Unverbundenheiten nachgewiesen werden könnte. Denn während die Hellenen unverbrüchlich treu bei den heiligen Sagen der

Kindheit und Jugend ihres Volkes ausharrten, die mit ihnen im Heldenspiel zu männlicher Reife und tiefer Bedeutsamkeit heranwuchsen, dann in gleicher Wechselwirkung in verkünstelter Ueberbildung erstarrten, und sich endlich in kleinlich spielender Schwäche und Weichlichkeit auflösten: so begab sich bei den Deutschen das Gegentheil. Die frühen, reichen Sagenschätze der Vorzeit wurden vergessen, ihre Zugänge durch Fremdartiges, Angelerntes verschüttet, so daß nur in einzelnen Gauen unsers Vaterlandes Nachklänge davon im Munde des Volks blieben, und mit dem Volke fortlebten. Dagegen richtete eine unendliche Wißbegier und die regste Theilnahme an dem allgemeinen Geschick des großen Menschheitslebens die Dichter wie die gelehrten Forscher in eben dem Maaße nach allen Himmelsgegenden der Fremde zu, in welchem sie der angestammten Güter zu vergessen schienen, bis das richtige Bedürfniß, dem großen Kreis einen bestimmten Schlußstein zu geben, sie endlich in ihre Heimath zurückführte.

Die Spuren dieses durchmessenen Kreislaufes zeigen sich in allen Gebieten deutscher Dichtkunst: in keinem treten sie deutlicher, ansprechender, oft befremdender hervor als in der **Ballade**, von der wir die **Romanze** nur dem Namen nach unterschieden glauben. Die bequeme Begrenzung dieser Form, ihr dem deutschen Gefühl besonders zusagendes Mittelinneschweben zwischen dem Epischen und dem Lyrischen Gedicht, wodurch nach beiden Seiten hin eine unendliche Tonleiter von Abstufungen möglich wird, auch das allgemein Zusagende in dieser annähernden, vergegenwärtigenden Behandlung geschichtlicher Ueberlieferungen weckte bei den Sängern und ihren Freunden die alte, angestammte, eine Zeitlang vergessne Liebe dafür wieder, sobald der Werth der Gattung an den Mustern andrer Völker wahrgenommen und begriffen war. So geschah es denn ganz nothwendig, daß die Wiedererweckung der Ballade unter uns fast gänzlich in ausheimischen Anregungen ihre Beginne hatte. Wie

kräftig Herder, Göthe und der Bardenverein in Göttingen den deutschen Volksgesang neu zu beseelen strebten, bei weitem das Entscheidendste bewirkten sie durch Verpflanzung Schottischer und Spanischer Volkssagen auf deutschen Boden: dadurch erst gelang es, die Lust der Mitlebenden an reinen Naturklängen mit Macht zu wecken, den welschen Tand zu bannen, und das Verwandte mit dem Verwandten zusammenzuführen.

Daß Ton und Wesen der altschottischen und englischen Balladen so glücklich als geistreich getroffen wurden, daß sie alsbald jeden störenden Anhauch des Ausländischen abstreiften, und nur noch der eigenthümliche Reiz zauberhafter Ferne über ihnen schwebte, mögte sich aus dem geheimen Zuge naher Stammverwandtschaft erklären lassen. Daß aber auch alle Gluth und Farbenpracht des Südens ungeschwächt aus deutschen Tönen auf deutsche Gemüther überströmte, daß konnte nur bei der uns oft genug zum Vorwurf gemachten, unbegrenzten Empfänglichkeit für alles, was gut und schön an sich ist, in diesem Grade gelingen. Wie wenig dem aber ein bloß gelehrtes Wohlbehagen zum Grunde liegt, das lehrt die Geschichte der deutschen Romanze. Obgleich für uns anheimisch geworden, und erst, nachdem sie sich zu vollkommener Kunstform erhoben hatte, das Vaterländische in sich aufnehmend, ist sie doch schneller volksthümlich und allgemein bei uns geworden, als das Heldengedicht und das echte, seines Namens würdige Trauerspiel. Freilich ist dabei die belebende Kraft der Männer nicht zu übersehen, denen wir die Urbarmachung dieses Gebiets nach langer Brache verdanken, aber sie allein hätte nie hingereicht, ein Gewächs zum Grünen und Blühen zu bringen, für daß der Boden nicht schon die erforderlichen Nahrungssäfte besaß.

Diese schönen, frischen Tage des wiederaufblühenden Romantischen Dichtergartens in Deutschland fielen zusammen mit der Zeit, als Lessing und Winckelmann,

Heyne und Wolf die Erkenntniß des Alterthums von mancher entstellenden, verdunkelnden Hülle zu befreien begannen, und die bedeutendsten Einwirkungen auf das größere Volksleben vorbereiteten.

Vergessen waren die alterthümlichen Götter- und Heldensagen zwar nie unter den Deutschen: das hätten schon die gründlichen deutschen Schulen nicht zugegeben: auch liebten es die Dichter von jeher, gelehrte Anspielungen auf die heidnische Fabellehre ihren kunstreichsten und prächtigsten Werken als gewählten, kostbaren Schmuck anzuheften: das hing genau mit der gleichzeitigen Sprachendurchmengung zusammen. Aber es kann nicht geläugnet werden, daß diese gelegentliche Benutzung der alten Welt durchaus unfruchtbar blieb, ja Schaden stiftete. Sie rückte uns weder die Vergangenheit näher, noch erhöhte sie wahrhaft das Leben in der Gegenwart: schwer lastete der Schulstaub auf den einzelnen, aus dem großen Buch der Zeit gerissenen Blättern, und die herrlichen Göttergestalten schritten in Reifröcken und aller Entstellung modisches Aufputzes daher: ihr freudiges Leben war erloschen, und sie galten nur noch als Redeblumen, durch die man gemeine und alltägliche Gedanken herauszuschmücken, auch wohl zu verdunkeln trachtete.

Diejenigen aber, die wirklich den guten Willen hatten, eine schöne Erinnerung aus der Vorzeit dichterisch zu verjüngen, vergriffen sich in den Mitteln, und wählten meist das ungehörigste, widersprechendste, das sich denken ließ, den Bänkelsängerton der von den Franzosen entlehnten komischen Erzählung, die man dann wohl als Romanze gab und gutmüthig dafür nahm. Dadurch wurde denn nichts vergegenwärtigt, nur die Einbildungskraft getrübt und verwirrt: der Vater der Götter und Menschen stieg herab zum faunischen Weltmann, zum hungrigen Leyermann der dichterisch kühne Apollo, und dem jugendlich zarten Bacchus fehlte nur noch Ein Schritt zum Falstaff. So wurde man gemein, wo man volksmäßig werden wollte, man

verzerrte ſtatt anzunähern, und was unter andern Umſtänden auf niederer Stufe als Parodie hätte gelten mögen, verlor jetzt auch dieſe Bedeutung, weil denen, zu deren Gunſten ſo handgreiflich geſcherzt ward, die Grundform unbekannt war. Wie tief dieß Uebel gewurzelt hatte, zeigt der Einfluß, den es ſelbſt auf edle, der Urſchöne des Alterthums wohl kundige Geiſter ausgeübt hat. Bürgers Prinzeſſin Europa vereinigt alles in ſich, was von dieſer Seite geſündigt werden konnte, und dient darum zugleich als Vorbild und als Entſchuldigung für die, deren Gemeinheit ſich noch heut zu Tage in ähnlichen Erzeugniſſen wohlgefällt.

Dennoch gehört ohne Zweifel Bürger mit zu denen, die mit dem ſchönſten Erfolg auch für den Volksgeſang einen reinern und edlern Sinn anregten. Im Ganzen hatte er den Romanzenton mit einer Kraft, einer Innigkeit und Gemüthlichkeit gefaßt, die nicht ohne tiefe Nachwirkung bleiben konnten: dieß hohe Verdienſt wurde durch alle Mißgriffe in Einzelheiten ſo wenig aufgehoben, daß vielleicht die mitunter gar zu große Höflichkeit und Ungebundenheit, denen er ſich mit unverkennbarer Vorliebe hingab, das übrige beigetragen haben, der ganzen Gattung bei ſehr vielen und verſchiedenartigen Hörern den ſchnellſten Eingang zu vermitteln.

Als die Romanze einmal eingebürgert war, gewann ſie bald an Beweglichkeit und Mannigfaltigkeit der Behandlung. Man begnügte ſich nun nicht mehr, Nordiſche und Südliche Sagen auf deutſchen Boden zu verpflanzen: auch das Vaterländiſche ward in den erweiterten Kreis gezogen. Für Heldengeſänge von längerem Athem hatten ohnehin zu wenig Dichter die Kraft und zu wenig Leſer die Ausdauer. Der Romanze aber, in mäßigem Raume beſchloſſen, und oftmals in einen geſchickt vorbereiteten, blitzähnlich wirkenden Schlag auslaufend, kamen die mannigfachſten Begünſtigungen zu ſtatten. Eine nicht geringe lag auch in der

Freiheit, ihr durch unerschöpflich verschiedenartigen Versbau und Reimwechsel die höchste Mannigfaltigkeit, ja eine unvergängliche Neuheit für die äußern Sinne zu geben, während ihre geschichtliche Grundlage, der einfachsten Erzählung eben so reichen Stoff bietend wie der üppigsten Fülle dichterischer Mahlerei, sie gleichmäßig für das Vorlesen und den Gesang eignete, ein Vorzug vor dem Liede, den sie hauptsächlich der gedankenvollern Behandlung deutscher Dichter schuldig ist.

Nun war es bei der ganzen Richtung der Zeit natürlich, daß, nachdem viel köstliches Dichtergut mitlebender Völker sich in der Romanze ernent und auf deutsche Weise sich zu bewegen gelernt hatte, auch den Schätzen der immer vollständiger erkannten, immer höher geehrten Hellenischen Vorzeit vielseitigere Aufmerksamkeit zugewandt wurde.

Viele herrliche Sagen waren hier schon von alten Sängern so einladend behandelt, daß die Versuchung, mit ihnen zu wetteifern, oder auf vaterländischen Boden selbständig zu verpflanzen, was in der fremden Hülle entzückte, nahe genug war: andre nicht minder vortreffliche lagen noch in einem unverdienten Halbdunkel, und es mußte erfreulich scheinen, ihnen ihr bisher versagtes Recht nachzuliefern, das so lange Versäumte endlich einmal nachzuholen. Dadurch war gleichmäßig angezogen, wer sich zu umdeutschender Nachbildung oder zu freier Gestaltung geneigter fühlte.

Dünkte nun vielleicht auch manchem die neue Romanzenform auf den ersten Blick diesem Gebrauch widerstrebend, weil sich darin zwei bisher nur im Gegensatz gedachte Lebensansichten zu verbinden schienen: so ließ sich doch auch nicht verkennen, daß grade in einer solchen Umkleidung das Alte am täuschendsten in die neue Welt herübergetragen werden könne. Einen eignen Reitz fügte grade die Verschmelzung jener kämpfenden Lebensrichtungen hinzu, die damals auf verschiedenen Wegen angestrebt ward, und sich

am vollständigsten mit allen ihren Licht- und Schattenseiten in der Braut von Messina darstellte.

Der erste, der rein alterthümliche Sagen in der edelsten und gewähltesten Romanzenform aufzufassen unternahm, war Schiller, etwa vom Jahr 1797 an. Die Kraniche des Ibykos, der Ring des Polykrates, die Bürgschaft, etwas später Hero und Leander, sind unschätzbare Denkmale dieses Bestrebens, das Reich der Romanze zu erweitern, und die Einheit des wahrhaft Alterthümlichen mit dem wahrhaft Neuen durch die That zu erweisen. Den Kranichen des Ibykos dürfte wohl der erste Platz unter diesen Balladen gebühren. Des harmlosen Dichters Geschick, die Trauer eines ganzen Volkes um den ihm Entrissenen, die grausartige Rache seines Mordes, in der Göttliches und Menschliches auf eine geheimnißvolle Weise, natürlich und wunderbar zugleich, in einander greift, sind so allgemein wirkende Triebfedern, daß sie ihres Eindrucks nicht verfehlen konnten. Schiller hat sie durch die glücklichsten Gegenüberstellungen von Sieg und Fall, von bühnlofer Heiterkeit und freudigem Volksgetümmel, von Tod und Leben noch zu verstärken gewußt: und meisterhaft ist die durch das Isthmische Fest so natürlich herbeigeführte Erscheinung der Rachegöttinnen selbst, denen des Aeschylos besinnungraubender, herzbetörender Erinnyengesang in den Mund gelegt wird,[1] so daß man den geschichtlichen Mißgriff in dem Auftreten des tragischen Chors bei dieser Gelegenheit leicht und willig vergißt. Aber auch Schillers eigne dichterische Schöpfungskraft erscheint in ihrem glänzendsten Lichte, wenn man erwägt, daß zur Hervorzauberung dieses vielgestaltigen, lebensreichen Gemäldes das Alterthum nichts beigesteuert hat, als eine gelegentliche Erwähnung bei Plutarch und nachstehendes kleines Gedicht des Antipatros von Sidon:

1) Aeschyl. Eumenid. 306. fg. 321. fg. 366. fgg.

Ibykos, Räuber entriſſen das Leben dir, während vom Eyland
Hin an dem Meeresgeſtad einſame Wege du zogſt:
Aber du flehteſt zum Schwarme der Kraniche, welche zu Zeugen
Drehend genaht, als des Tods herbeſtes Loos dich ereilt:
Und nicht riefſt du umſonſt, denn die ſtrafende Göttin Erinnys
Hat auf der Vögel Geſchrei, was du erlitteſt, gerächt!
Fern in des Siſyphes Reichen. Vernahmt ihr es, gierige Horden,
Räubergeſchlecht, und erbebt nicht vor der Himmliſchen Zorn?
Auch Aegiſthos, der einſt den heiligen Sänger erſchlagen,
Floh den rächenden Blick dunkler Erinnyen nicht. [2])

Viel geringer iſt dieß Verdienſt im Ring des Polykrates und in der Bürgſchaft. Herodotos und Cicero haben beide, an ſich echt dichteriſche Ueberlieferungen ſo vollſtändig und befriedigend ausgeführt, als es in ungebundener Rede irgend ſtatthaft wär.[3]) Für den deutſchen Bearbeiter liegt das größte Lob in der Auswahl beider Stoffe, deren erſter zu den minder bekannten gehörte, in der ſchönen geiſtigen Treue, mit der er jeden Zug beſonders bei Herodotos zu erhalten gewußt, in der glücklichen Abweichung, durch die er im Ring des Polykrates das in die unmittelbar gegenwärtige Handlung als Geſpräch verwebt, was der Geſchichtſchreiber auf dem langſamen Wege eines

2) Antip. Sid. ep. 78. Anal. Brunck. T. 2. p. 27. Jacobs Anth. Palat. 7, 745. vergl. Plutarch. de garrul. T. 2. p. 509. E. Frcf. Viel ähnliches hat die Entdeckung der Mörder des heil. Mainrad durch verfolgende Raben, Acta Sanctor. Jan. T. 2. p. 385. A.

3) Herodot. 3, 41. Cic. de offic. 3, 10.

Briefwechsels zwischen Aegypten und Samos geschehen läßt, und in der Bürgschaft in den wohlerfundenen Hindernissen und Gefahren, die des heimwärts eilenden Freundes Kühnheit zu überwinden hat, um dem Zurückgebliebenen sein Wort zu erfüllen, und sich dem unvermeidbar scheinenden Tode darzubringen. Nur den weichlich rührenden Ausgang, wo der Tyrann sich den Begnadigten zum Genossen ihres Freundschaftsbundes anträgt, hätte man dem deutschen Dichter wohl erlassen. Zwar hat er ihn nicht selbst erfunden: denn er steht schon in der Erzählung des Cicero: nur mit dem Unterschiede, daß Dionysios dort der in Platons Umgang hoch gebildete, staatskluge, gegen menschliche Gefühle keineswegs verschlossene Herrscher ist, bei Schiller aber ein blutiger, finsterer Wütherich, der an allem Edeln im Menschen zweifelt, und mit teuflischer Arglist jede Gelegenheit ergreift, wo er eine bis dahin unerschütterte Tugend in Versuchung bringen kann, ja der mit bösen Mächten im Bunde zu stehen scheint, die durch zwingende und drohende Naturgewalten seinen Planen förderlich werden: für einen solchen hätte sich ein andrer, ein ernster, strafender Schluß besser geeignet.

Zu Hero und Leander ist der Stoff sehr einfach, ja fast unbedeutend, auch möchte man ihn kaum noch für einen wahrhaft alterthümlichen gelten lassen: überdieß war er schon von einer langen Reihe alter und neuer Dichter in allen Zungen so vielfältig bearbeitet worden, daß der eigenen Erfindung nichts mehr überlassen war. Das war auch Schillers sicherem Gefühl nicht entgangen, und er erhob sich dadurch über alle seine Vorgänger, daß er von der verwicklungslosen Sage fast alle Beiwerke wieder hinwegräumte, mit der andre sie überladen hatten, so daß er außer den beiden Liebenden nur die leitende Fackel und das öde Meer und die unsichtbaren neidenden Götter über ihnen mit in die Begebenheit verwebt. Aber durch die süße, sie füllte der Sprache, deren liebliche Zartheit mit dem

kurzen Liebestraum der beiden Glücklichen zu wetteifern scheint, ist auf die angemessenste Weise ersetzt, was die alte Sage an eigner, tieferer Bedeutsamkeit vermissen läßt.

Der Klage der Ceres, dem Eleusinischen Fest, der Kassandra und der Siegesfeier der von Troia heimziehenden Helden liegen zwar ähnliche Sagen zum Grunde, aber sie sind durchaus lyrisch behandelt, und keines dieser Gedichte ist von Schiller als Romanze oder Ballade anerkannt. So gern man also auch sonst bei diesen sinnvollen Schöpfungen verweilt, so ist doch hier so wenig für sie der Ort, wie für die in manchem Sinne verwandten Götter Griechenlands, in denen überdieß ein am Schluß dieser Darstellung noch einmal zu berührender Gedanke auf eine Weise durchgeführt ist, die aller Poesie den Krieg erklärt, und uns in eine höchst undichterische Wirklichkeit niederzieht.

Alle jene Romanzen aber tragen bei unübertrefflicher Schönheit der Darstellung den unverkennbaren Stempel des hohen sittlichen Adels, der Schillers wahrstes, innerstes Leben bezeichnete, der unendlichen Sehnsucht nach dem Edelsten und Vollkommensten, wodurch alle Werke dieses erhabenen Mannes ein Volksschatz für uns geworden sind.

Fast gleichzeitig mit Schiller, wahrscheinlich durch ihn mit angeregt, ihm wenig nachstehend an Anmuth und Fülle der Sprachbehandlung, ihm überlegen an kühler dichterischer Besonnenheit, an Regelgerechtheit des Ausdrucks und an gründlich gelehrter Alterthumskenntniß, trat August Wilhelm Schlegel mit seinem Pygmalion, seinem Arion und seiner Kampaspe hervor, von denen der erstere besonders allgemein gepriesen und bewundert ward. Vieles erinnert an Schiller, aber auf eine solche Weise, daß der beginnende Dichter die Vergleichung mit dem bewährten Meister nicht zu scheuen brauchte. Dennoch zweifeln wir sehr, daß Schlegels Dichterruhm ein dauernder und echter geworden seyn würde, wenn diese und ähnliche Werke in der That die Träger desselben seyn müßten. Die am

wenigſten beachtete prunkloſe Kampaspe ſpricht grade durch ihre Einfachheit und durch Wahrheit des Gefühls mehr als die übrigen an: aber auch in dieſem Gedicht ſtört nur zu oft ein unreifer Hang zu müſſiger Wortredenheit, deſſen rhetoriſche Annehmlichkeit nicht in eben dem Grade ausreicht, etwanige dichteriſche Mängel zu vergüten, wie Schillers ſittliche Hoheit. Um den Pygmalion hingegen ſind mit wahrhaft verſchwenderiſchem Aufwand alle Dichterfarben und Blüthen verſammelt: aber ihm ſo wenig wie irgend einem ſeiner Vorgänger iſt es gelungen, unter dieſen Beiwerken das Widrige und tief Unſittliche der lüſternen Fabel zu verhüllen. Schwerlich viel älter als Ovidius, dem ſie irgend eine Sammlung Mileſiſcher Mährchen dargeboten haben mag, von keinem wahrhaft Alten erwähnt, hätte ſie von deutſchem Dichterboden fern, und der Schaubühne unſrer weſtlichen Nachbaren überlaſſen bleiben ſollen. Am wenigſten befriedigt von Seiten der Ausführung Arion, wiewohl die wundervolle Rettung des Sängers ſich ganz beſonders für eine romantiſche Behandlung zu eignen ſcheint, ſo wie auch die ähnliche Bearbeitung deſſelben Gegenſtandes durch Ludwig Tieck an dichteriſcher Wärme und Belebtheit unſtreitig höher ſteht: leider aber verletzt die Unvollkommenheit und eilfertige Unreifheit der Form, die ſo vielen Werken dieſes reichbegabten Dichters anhängt, doppelt und dreifach bei einem Stoff, den man ſich in aller Vollendung altertümlicher Darſtellung zu denken gewohnt iſt. *)

Im Ganzen aber wird man bei Schlegel in den genannten Gedichten viel an die Weiſe erinnert, wie Ariоſte, mitunter auch wohl wie Marini aus bedeutungsvollen Sagen der alten Welt Herz und Seele herauszuklügeln, und nichts als eine ſchimmernde Hülle, eine funkgefärbte Seifenblaſe übrig ließen, nur mit dem Unterſchiede,

*) Tiecks Phantaſien über die Kunſt. S. 39. Grundlage iſt und bleibt auch hier, Herrlich. I. 83 ff.

daß ein solches Spiel dem Italiener immer besser steht als dem Deutschen, der die anmuthige Beweglichkeit der südlichen Sprache nicht mit herüber zu ziehen vermag. Wir haben um so weniger Bedenken getragen, das Gefühl, das uns allemal bei jenen drei Schlegelschen Gedichten anwandelte, ohne Hehl auszusprechen, da der nachmalige edle Kunstrichter dieses Meisters sich von dieser Manier soweit entfernt hat, daß ihm selbst diese Versuche, zu denen er später keine ähnlichen hinzugefügt hat, nur noch als bedeutende und lehrreiche Versuche, nicht mehr als Kunstwerke gegolten zu haben scheinen.

Durch Schiller und durch Schlegel auf dieß neue Gebiet hingewiesen, haben viele Jüngere sich in mancherlei Nachahmung bemüht. Sie lenken aber fast alle in die leichter zu betretende rhetorische Bahn ein, und darum gar nichts von ihnen so volksthümlich werden wollen, wie ihre Vorbilder. Manche gute Stoffe sind dabei ans Licht gezogen, unter denen der König Amasis von Samos besonderer Auszeichnung werth ist,[5]) aber mehr und mehr um sich greifend zeigt sich ein gewisses Erstarren in den Gestalten, eine Gefahr, in welche die einfachruhige Großheit der Heldenischen Sagen den gar leicht verlocken kann, der ihrer und seiner nicht in jedem Sinne Herr und Meister ist.

Ueberall aber bleibt bei diesen Verpflanzungen alterthümlicher Handlung und Gesinnung eine Schwierigkeit, die schwerlich je ganz und genügend gelöst werden kann, wenigstens nicht zu dessen Befriedigung, der dem so Verjüngten bis an seine Quellen folgen, es in seinem ursprünglichen Zustande beurtheilen kann. Alle diese Unternehmungen gleichen der Uebertragung eines Werkes der Bildhauerei in die Kunstmittel der Mahlerei: auch dabei wird alles andere eher erreicht werden, als die Aufstellung eines wahrhaft schönen Gemähldes. Ebenso erscheinen uns diese Hel-

5) Proclus vchol. in Lycophr. 480. Spanh. ad Callim. hymn. in Delum. 30. Schol. Apoll. Rhod. 1, 188.

lenischen Sagen im Balladengewande: die festen und reinen Formen der alten Kunst lösen sich darin wieder auf, und es wird zu einer dämmernden Unbestimmtheit zurück geführt, was längst gediegener gestaltet war. Im Fall des glücklichsten Gelingens wird ein solcher Versuch den Eindruck hervorbringen, welchen die Gemälde des Paul Veronese: eine gewisse Nähe und Vertrautheit in der äußern Erscheinung, deren innere Fremdartigkeit jedoch grade durch diese Annäherung merkbarer und störender wird.

Freilich sind die Meinungen über gewisse Nachahmung des Zeitgemäßen, des Ländlichen und Sittlichen, was man Kostüm zu benennen pflegt, in den Künsten von jeher verschieden gewesen, und es kann nicht geläugnet werden, daß manche vorzügliche Geister, wie grade Paul Veronese, unthätig und ungenießbar geworden seyn würden, wenn man ihnen ihre nachahmende Weise hätte verbieten, und sie zwingen wollen, auf gebahntem Wege zum Werk zu schreiten. Damit ist aber über die Sache selbst noch nichts ausgemacht: auch möchte sich dieß wohl auf keine Weise Einem Grundsatz unterordnen lassen. Die Entstehungszeit eines Kunstwerkes, sein Heimathsland, die Stufe der Bildung, auf der des Künstlers Zeitgenossen standen, die gesammte Eigenthümlichkeit seines Volkes, besonders dessen größere oder geringere Fähigkeit, sich in fremde Volkseigenthümlichkeit zu versetzen, endlich die Nähe oder Ferne, in der uns die gesammte Sagenwelt steht, aus welcher uns Einzelnes vergegenwärtigt werden soll, fodern ihre sorgfältige Berücksichtigung, und werden beinahe für jeden besondern Fall auf ein besonderes Ergebniß führen.

Im Allgemeinen läßt sich wohl annehmen, daß der heutige deutsche Künstler bei größerer Freiheit in Beobachtung des Kostums durchaus verlieren und sich selbst Eintrag thun würde. Wir haben uns die schöne Gabe, alles Geschichtliche ohne selbstgeschaffene Brillen in seinem wahren Naturzustande anzuschauen, durch Jahrhunderterfahrungen erwor-

Kleid errungen: etwas so erkämpftes darf nicht leichtsinnig wieder hingegeben werden: am allerwenigsten ist da Grund dazu vorhanden, wo es die Verachtung des hellenischen Volksgeistes gilt, dessen tiefe innere Verwandtschaft mit dem unsrigen anerkannt ist, und in Wort und Werk aufs feierlichste gelobt werden muß. Wollen wir so die Freiheit des deutschen Künstlers in der Wahl der Formen beschränken, so sprechen wir ihm darin einen Umfang geistiger Freiheit zu, wie er weder dem italienischen, noch dem französischen zugestanden werden kann. Für den zweckmäßigen Gebrauch ausländischer Formen gebricht es uns an vaterländischen Stoffen nicht, deren noch viele, in Chroniken und Legenden, in Städte- und Familiensagen verborgen, einer würdigen Bearbeitung harren. Von dem aber, der uns Nachheimisches darstellen will, haben wir das Recht, es in möglichst eigenthümlicher Gestalt zu fodern, in seinem mütterlichen Boden, unter seinem heimathlichen Himmel. In jenen Verkleidungen aber liegt eine Willkür, die wir auf ein Gesetz zurück geführt werden wird, und die Form erscheint dabei als etwas Zufälliges, Unwesentliches, welches der echte Künstler nie zugeben wird.

Die musikalischen Verzierungen der Neuern mit ihren Anklängen und Reimverschlingungen haben einen so ganz eigenthümlichen Geist, daß sie nie zu passenden Umhüllungen des Alterthums werden können. Sowie uns Händels Messias mit untergelegten italienischen Worten fremd werden würde: so und noch viel mehr bekommen griechische Namen, griechische Sitten in neumodischen Strophen, den Neuern anklingelt, etwas durchaus Unheimisches, das nur dadurch gebannt werden kann, wenn der Dichter jede Erinnerung an den fremden Ursprung zu vertilgen weiß. Darin war nie ein größerer Meister als Aristoph: seine Chorpie am Reisen, sein Anpassen auf den Volksgeist entzücken, weil sie ganz sind, was sie seyn sollen, und im vollen Einklang mit ihren Umgebungen: man versuche es, und sehe

Univ. Bibl.

Versuch und Nachweis an ihre Stelle: allein wird es darüber wie unter den Einwirkungen des verdüsternden Zeitgeistes.

Darum ist es wohl kein kleines Ungefähr, wenn die beiden deutschen Dichter, die am tiefsten in den Geist des Alterthums eingedrungen sind, wenn Voß und Göthe die Umdichtung alter Sagen in neue Anschauungsformen durchaus verschmäht haben.

Voß ist überall entweder wo er mit- und nachdichtend übersetzt ganz Treue, oder er frei dichtet ganz Deutscher. Das einzige, vortreffliche Idyll Philemon und Baucis steht in seinen in der Mitte, als der deutsche Dichter hier einen alterthümlichen Stoff durchaus selbständig behandelt hat. Nur diese Behandlung ist eine rein alterthümliche, und nur die Sprache der neuen Welt angehörig. Versuch fühlt man sich unter diesen Umgebungen heimischer und eingewohnter, als alle sämtlich modernden Verjüngungsversuche bewirkt haben würden. Die Klarheit, die Wahrheit und liebevolle Treue dieser Darstellung geht den unverdorbenen Sinn unwiderstehlich mit sich fort, das innere Gefühl einer herrlichen alten Zeit wird durch sein neues Aufleben gerührt, alle Theile tragen zu Einem harmonischen Eindruck zusammen, und gerade durch die sorgfältigste Vermeidung aller Kunstmittel ist der Zweck dieser Nachbildungen auf glücklichste erreicht. Dieses Gedicht, mit einfältigster Treue in die griechische Sprache gerückt gelesen, würde in derselben einen so genügend alterthümlichen Eindruck hervorbringen, wie wenn jemand dasselbe aus Göthes Hexameter in deutsche übersetzen unternähme, die schon jetzt um vieles Fremdartiger athmet, als die Griechischgeschriebene des Euripides.

Darum ist es auffallend und unerfreulich, daß Voß auf diesem Wege auch nicht Einen verunglückten Nachfolger gefunden hat. Alle Anklänge in Mittelsätzen und Perioden, und aufgeputzten, um uns die Schönen des Textes

und die Musik des Gedichts ausmachen, es fehlt nicht an Mittelgliedern, die sich mit Leichtigkeit durch viele Bücher schleppender Stanzen hindurchbewegen, damit auch sein stofflicher Gehalt verloren geht: die gewichtvollen Strophen des Nibelungenliedes, wie die wildbewegten Schlachten des Ariosto und der Gerusalemme sind mit Glück weiter verwebt, um auch durch alle Zeiten hindurch zu gefallen: nur der schönen, auch längst einheimisch gewordenen erzählenden Form der Alten gebrauchen wir heute zu wenigen, wenn es sich am vollkommensten eignet. In dieser stammverwandten Form könnten auch die klassischen Sagen der Griechen auf eine würdige Weise neu belebt werden, auch wir wagten sie in dem edlen Maß, im ursprünglichen Sinne des Wortes, wofür auch Theokritos in seinen nicht idyllischen oder komischen Gedichten beinah das einzige alte Vorbild ist,*) um eine neue Erfindungsart reicher, die sich zum altertümlich gehaltenen Heldengedicht so verhielte, wie die Romanze zum romantischen Rittergedicht.

Göthe erscheint hier beinahe im Gegensatz mit sich. Erwarteten wir in der Iphigenia die nur in Griechen ausführende Dichter, womit er den hohen Vorbildern des Griechischen Heldenspiels nachstrebte, so veranlaßte zwei seiner schönen und eigenthümlichen Romanzen, der Zauberlehrling und die Braut von Corinth, die beide aus orientalischen Quellen geflossen sind, zu fast entgegengesetzten Betrachtungen. Denn wenn die Iphigenia einen der lehrreichsten Beweise giebt, bis zu welchem Grade nachahmender Uebereinstimmung der Deutsche dem Griechen werden kann, ohne seiner Volksart etwas zu vergeben: so zeigen umgekehrt die beiden letztgenannten Gedichte in Gestalten die

*) Idyllendichter im Alterthum, wie Bukolen, die Hirten der Idyll, und in Theokritos' Idyllen gehört seinen Gedichten, [illegible] Daphnis und Thyrsis, und wahrscheinlich die Gedichte in seiner gefälligen Weise [illegible]

Möglichkeit, alle Unterstützungen durch übernatürlichen Beistand der neuen Lehre vollkommen und vollständig anzugeben, und es ist daher schwierig, [illegible] Behauptung für das Zeugnis im Talmud Bilam und im Koranstreit gelernt hat: der Leser selbst wolle auf eine so handgreifliche Weise das Widersprechende der Worte und seine Tendenz in Verbindung bringen, und wir viele Vergleichung nicht gar weit verfolgen zu zeigt haben.

Der Stoff zum Zauberverbrechen, der vielleicht eine noch viel [illegible] morgenländische Quelle hat, [illegible] Tabernaculum Vaugenfreund. [1] Bei dem Handel Mohammeds Gefangenen hatten sich mehrere Personen, Schlüsse verschiedener Philosophenschulen, versammelt: die Diskussion [illegible] Frage nach dem Prinzip der allgemeinen Weltgesetze und Naturkräften trieb sie auf allerlei abenteuerliche, zum Theil auch abenteurige Behauptungen. Endlich nimmt Gelegenheit [illegible] das Wort, um zu beweisen, was er in Gegenwart auf einer Seite mit den magischen Wundermann Pandarus von Memphis nicht habe.

„Wenn wir, erzählt er, in eine Herberge kamen, nahm er den Thürriegel oder den Balken oder auch einen Mörserstößel, hing den Kleider an, sprach eine Zauberformel dazu, und ließ die wandern und gehen, so daß es allen schien wie ein Mensch wenn: er ritte dann heraus, schlüge Bäume, fuhr Wagen ein und richtete es so, und befahl auf in allen Dingen gar sehr geschickt und wandte auf. Unser Pandarus kann seiner Meinung zur Genüge, so sprach er einen andern Zauberspruch, durch den er den Riegel wieder zum Balken, den Mörserstößel zum Mörserstößel machte. Und erzählt mir auch vor Manchen wohl, aber es wollte sich nicht schicken, es dem abzulernen. Denn so beschwindig er seine übrigen Kunst-

[1] Lactant. Firmiani Opera ed. Fr. Fr. p. 48. [illegible] Migrat.

[illegible] einfallen, so mußte ich [illegible] ich [illegible]. Ich und Engel aber [illegible] ich [illegible], in einem [illegible] Hinterhalt verlacht, ohne daß er es merkte, seinen Namen [illegible], der auch drei Leiden [illegible]. Er regte sich darauf auch [illegible] Wache, nachdem er [illegible] [illegible] hatte. Endlich er war am folgenden Tage wieder einmal auf [illegible] Wache [illegible] hatte, nahm ich [illegible] Hinterhalt vor, [illegible] ihn an, sprach gleichgemeinte [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Als er aber [illegible] [illegible] [illegible] hatte, sprach ich: Nun [illegible] [illegible] [illegible], und [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] Hinterhalt. Aber [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], und [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

Bäume zu Boge gekommen, bis er in geschützte Lage gebracht und mit Pfählen und Stangen gestützt werden konnte. Ein anderer hat sein Zelt neben seinem Lagerplatze aufgeschlagen und sich mit Reisig eine Streu bereitet. Wir haben bei uns Zelt und Decken für so viele, wenn wir eine weitläufige Einrichtung, welche einer geschmackvollen Wohnung und der gewohnten Bequemlichkeit keine Entbehrung gebot, doch scheut und möglich mit Wagen und Thieren folgen konnte, so, wie Gräfin Ida sie bei der Jagd nie gehindert ist.*)

Am Abend sah

„Ich sitze heute wieder vor meinem Zelte, und genieße den ganzen Zauber einer südlichen Abendnacht, die nur hier in Afrika vollkommen ist. Der Mond steht hoch über dem Gebirge, welches mich von dem Meere trennt, und ich sehe es, wenn ich will, ganz genau da, wo Wasser und Himmel sich berühren. Es ist so still, daß ich das Rauschen der Wellen nicht höre, und ich bin so wenig von dem Meere entfernt, daß ich es sogleich haben könnte, wenn ich es zum Baden nöthig hätte. Ich habe mir eben Limonade machen lassen, welche ich jetzt trinke, und die mir gut schmeckt.“

„Ich denke mir Langeweg und den Gräfen Ida, wie Beide eben gehalt an der Brüstung und an den Abendhimmel sehen. Ich gehe ihr nach, und sehe selbig Gruppe, die mir gefällt, wie sie da vor den Gräfen seine Wagenlose angeboten, aber noch eine Abendruhe allein zu schauen. Ich bin auch nun fertig, wandere in die Stadt und Hafen, und gehe wieder an, die Gräfen selbst zu entdecken.“

„Abendruhe, entzogen Ausdruck, und schön auf, die Gräfen seine Erinnerung, und in Ruhe den genossen, und die ihre Größe dem Meere zu den Frauen. Der Eigen-

*) Fürst wie Graf selbst sagt ...

[illegible] bringt es mit seinen Verhältnissen allein nun für so [illegible] Stroh und einen Strohsack kommen, und so hat es bei [illegible] Kinder [illegible]. Nun [illegible] [illegible] Mutter nicht [illegible] sie [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

a) [illegible]

b) [illegible]

„nicht vermeiden werden kann, und weiß ich noch heute,
„wenn es sie thut, alle Parteiumtriebe bei ihm zu be-
„handeln haben im Begriff stehen. Doch kürzte sie diese ge-
„lassen, wenn er, wie er sagen, sich nicht verleiten wird,
„mich in meinem Innern des Schlimmsten? Ihm gegeben
„sein, wenn er, wie Perikles sagt, auf sich unverschämteste
„stehen. Denn was ist unverschämter? Zehn Jahre lang
„hat er die Provinz geplündert, die nicht der Staat ihr ge-
„geben, sondern sie selbst mit Gewalt und durch Unterdrückung
„sich genommen. Verschonen ist nun die Zeit, nicht der Ge-
„setze, sondern seiner Willkür; doch es sei, der Gesetze,
„die mir verhindern, daß ich abgehen sollte; da verhindert
„es, mich spricht: Nimm Rücksicht auf mich. Nimm da
„Rücksicht auf mich! Du willst dem Feind, gegen den Milon
„den Feind klagen haben, als das Volk verurteilen hat? Du
„willst dich klagen, wenn du es nicht gewinnen hast? Nicht
„auf in guter Hoffnung, wie eben derselbe sagt, entweder
„zu siegen, oder tot zu sterben. Wenn denn nun gesch-
„ehen werden muß, so klage die Zeit vom Zufall, den Plan
„von den Umständen ab. Wie diese Frage will ich mich
„selbst nicht belästigen. Steigt du aber auf das, was ich
„gesagt, niederst, so bist du's. Ich sollte mich Tag und
„Nacht."

Von solchen Gedanken und Erwartungen beunruhigt,
war Cicero den 4. Januar bei der Stadt angekommen. Er
war auf eine überraschende Weise empfangen worden, und so
zu glauben im Grunde wenig geneigt darauf an, daß ihm

1) Die Worte spricht hier unter der Voraussetzung, daß Milon
sie dem Gemeinwesen, welches ihm ein Stand des gebenen
Leben eines Mitbürgers bekommt, nicht legen will. Da aber
er diese sich wohlan bedient, daß Milon, weil Pulkius ver-
wundet, sich um das Amt gemeldet hatte. In wurde der
Prozeß, daß es ihm die gelegte Zeit die Provinz behalten
wurde, entschieden.

der Triumph bewilligt wurde. [1] Er selbst aber suchte einen gütlichen Vergleich zwischen den streitenden Parteien zu Stande zu bringen. Seine Versuche misslangen. Der Consul Lentulus hinderte den Vortrag wegen des Triumphes für jetzt ab, da wichtigere Angelegenheiten zu berathen wären: wenn viele hingerichtet wären, werde er die Sache zur Sprache bringen. Da eine gütliche Beilegung war nicht zu hoffen. Schon am 5. Januar erhielt der Senat von in Folge früherer Befehle gemachten Anlass an die Einwohner, dahin zu sehen, daß dem Staate kein Unglück widerfahre; und die Volkstribunen, welche bis dahin die Sache Cäsars im Senate vertheidigt hatten, erhoben auf der Stelle, wo sie ihr Veto nicht mehr über jene hinderten, in Cäsar, der sich bewaffnete Macht, noch innerhalb der Grenzen seiner Provinz, aufhielt, und die Entscheidung der Sache erwarteten. [2] Es konnte dem Pompejus nicht zu Ohren kommen, daß die Landsgemeinden von verschiedenen Städten, die zu einem Volke in Italien meinen Imperatorenschwur angeordnet, daß ganze Land in Waffen gerieth, daß trotz den Versuchen der Partei zur Versöhnung und

[1] Eum sit ... [illegible] Nemo ... Maximo nihil ... est gratius, et nihil potuit ... Sicilia ... Bithyniae ... [illegible] ... triumphum: sed Lentulus consul, qui ... [illegible] ... [illegible] ... [illegible]

Aufsicht angewiesen. Cicero übernahm den Bezirk von Formiä in Latium die Küste entlang bis Capua. Ob Rom behauptet, oder dem Cäsar preisgegeben werden sollte, darüber waren sie uneins. Cicero hatte gleich bey seiner ersten Zusammenkunft mit Pompejus sich für das Erstere erklärt. Als aber plötzlich das Gerücht erscholl, daß Cäsar mit einem unermeßlichen Heere in Italien eingebrochen, und schon nicht weit mehr von den Thoren der Stadt sey, da ergriff alle eine große Furcht, und ohne die Bestätigung der übertriebenen Gerüchte zu suchen, verließen sie eilig die Stadt, und flohen nach Capua. Cicero folgte den Fliehenden noch denselben Tag, traf mit Pompejus zusammen, und begab sich sodann in den ihm angewiesenen Bezirk. Von hieraus nun schrieb er fast täglich an den in Rom zurückgebliebenen Attikus, und diese Briefe enthalten nichts als Klagen über Pompejus, Verwünschungen gegen Cäsar, und das immer wiederkehrende Bekenntniß der eigenen Rathlosigkeit, welches sich jedesmal mit der Bitte um des Freundes Rath schließt. Der erste mag als Beyspiel für Ton und Inhalt aller dienen. [10])

[10]) Quaero, quid hoc est? aut quid agitur? mihi enim teneo, haec sunt. Cingulum, inquis, nos tenemus; Anconem amisimus; Labienus discessit ab Caesare. Utrum de Imperatore populi Romani, an de Hannibale loquimur? O hominem amentem et miserum, qui ne umbram quidem unquam rei vidisti. Atque haec ait omnia facere se dignitatis causa. Ubi est autem dignitas, nisi ubi honestas? Num honestum igitur, habere exercitum nullo publico consilio? occupare urbes civium, quo facilior sit aditus ad patriam? χρεὼν ἀπονοίας, Φερέδωρ καλόδους, ceterum alia scelera moliri.

Τὸν δ' οὔ τοι μετόπισθε δόσαν θεοὶ ἀθανάτοισι?

Sibi habeat suam fortunam. Unam mehercule tecum optionem in illo Lucretian tuo vide malim, quam omnis istiusmodi regnas; vel potius mori milies, quam semel istiusmodi quicquam cogitare. Quid, si tu velis? inquis. Age quis est, cui velle non liceat? Sed ego hoc ipsum

„Ich bitte Dich, was ist das? oder was soll daraus „werden? denn für mich ist es Nacht. Cinquium, sprichst „Du, ist noch unser; Anken haben wir verloren; Labienus „hat den Cäsar verlassen. Sprechen wir von einem Feldherrn „des römischen Volkes, oder von Hannibal? O des wahrhaft „nigen und elenden Menschen, der niemals auch nur den „Schatten des Schönen gesehen hat! Und hier allen behaup„tet er der Bürde wegen zu thun. Wo ist aber Würde, „außer da wo Recht ist? Und ist es nun recht, das Heer zu „haben ohne öffentlichen Beschluß? Städte der Bürger zu „berauben, um dem Vaterlande leichter beizukommen? „Vernichtung der Schutzwehren, Wiedereinsetzung der

velle miserius esse duces, quam in eruem tolli. Ita res est ea miserior, stipiti, quod ita colunt. Sed hoc hactenus. Libenter enim in his molestiis [illegible] sum.

Redeamus ad nostrum. Per fortunas, quale tibi consilium Pompeii videtur? Hoc quaero, quod ullum reliquum sit. Ego enim [illegible]. Imo nihil absurdius. Urbem tu reliquam? ergo illam, si Galli venirent. Imo vero, inquies, in periculum res publica. At in aris et focis ... Veil idem Thucydides? Illorum enim tutius [illegible] fore nemo non putavit, si idem Pericles non fuit ... omnes [illegible] post quinquagesimum, quam praeter paucos nihil [illegible] est. Nauci olim, urbe reliqua capta, arcem tamen retinuerunt.

Vires vos [illegible]

Causas autem ex dictore municipali, sermonibusque eorum quos convenio, video hoc consilium vetere habitum. Illic hominum querelas audio, [illegible] ut urbem sine magistratibus urbem esse, sine senatu. Fugiunt itaque Pompeius calchibiter homines metu. Quid quaeris? alia causa facta; nihil iam concedendum putant [illegible] sed. Haec tu mihi explica qualia sint.

Ego negotio perterrum non turbat ullo. Vult enim esse Pompeius esse, quem tota haec Caesaris est victoria [illegible], ad quem delectus et omne negotii exitus [illegible]. Quae [illegible] esse cogitabam. Ita [illegible] video

„Verwiesenen, tausend andere Schändlichkeiten zu unterneh-
„men,

Um Herrschaft nur als um den größten Gott be-
müht? “)

„Mag er sein Glück für sich behalten! Wahrlich ein einziges „Mal dort an deiner Lukretinischen Sonne “) neben dir mich „zu wärmen, ist mir lieber, als alle jene Reiche, oder viel„mehr tausendmal zu sterben, als einmal so etwas zu denken. „Aber wie, sprichst du, wenn du nun wolltest? “) Ey, wem „stünde es nicht frey zu wollen? Aber eben dieß Wollen „halte ich für ein größeres Unglück, als gekreuzigt zu werden. „Nur eins ist noch schlimmer: zu erlangen, was man so ge„wollt hat. Aber soviel hiervon. Denn es macht mir Freu„de in diesem Kummer, mit dir mich zu unterhalten.“

„Laß uns auf unsern Freund zurückkommen. Bey unserm „Glück! was hältst du von Pompejus Maasregel? Ich meine, „daß er die Stadt verlassen hat. Denn ich weiß nicht, was „ich dazu sagen soll. Dann “) scheint es mir wieder höchst

quae sit ἀρετὴ Caesaris, qui populus, qui totius negotii status: ea velim scribis ad me, et quidem, quoniam mutabilia sunt, quam saepissime. Acquiescam enim et scribens ad te et legens tua.

11) Ein Vers aus des Euripides Phönizierinnen, in welchem Eteokles den Preis nennt, um den er alles zu thun und zu leiden entschlossen sey.

12) Atticus hatte nur zwey Landgüter in Italien, das eine bey Ardea in Latium, das andere bey Nomentum im Sabinerlande. Hier ist wahrscheinlich das Letztere gemeint, welches von dem nahe gelegenen Berge, den Horaz Lucretilis nennt, auch Lukretinum geheißen haben mag.

13) Der Sinn ist: Gut, kannst du sagen, du ziehest dieses vor. Aber jenem scheint das andere wünschenswerther. Setze dich an seine Stelle: Würdest du bey gleichen Wünschen nicht eben so handeln? Manutius hat hier die Uebersetzer irre geführt.

14) Er will sagen: Bald weiß ich nicht, ob ich jene Maaßregel billigen oder tadeln soll, ein ander Mal aber kommt sie mir entschieden thöricht vor. So scheint es nicht nöthig, tum mit Ernesti und Schütz in tamen zu verwandeln.

„thöricht. Du willst die Stadt verlassen? also auch, wenn „die Gallier kämen. Der Staat, sagt er, besteht nicht in „den Wänden. Aber in den Altären und Heerden. Themisto„kles machte es eben so. Weil Eine Stadt die eindringende „Fluth des ganzen Barbarenlandes nicht aufhalten konnte: „aber Perikles machte es nicht so, als er ohngefähr 50 Jahre „hernach nichts weiter als die Mauern behauptete. Unsere „Alten, nachdem die übrige Stadt in den Händen der Feinde „war, vertheidigten doch die Burg.

Solches erzählten sie uns von den Thaten der vorigen Männer. [63]

„Auf der andern Seite, wenn ich den Schmerz der Landstädte „Italiens und die Aeußerungen derer, mit denen ich zusam„men komme, bedenke, so scheint mir's, als wenn diese „Maaßregel von Erfolg seyn würde. Man ist hoch unzufrie„den, ich weiß nicht wie [illegible] es bey Euch steht, aber du wirst „mir Nachricht geben, daß die Stadt ohne Streitigkeiten, „ohne Senat ist. Schon das Pompejus steht, macht einen „gewaltigen Eindruck. Kurz die Sache sieht ganz anders „aus: sie meynen, daß man nun dem Cäsar nichts zugeste„hen müsse. Erkläre mir, was davon zu halten ist.“

„Ich stehe auf einem nicht sehr beschwerlichen Posten. „Pompejus nämlich hat die ganze Campanische und übrige „Küste hier unter meine Aufsicht gestellt, und ich soll die „Truppenaushebungen und andere Angelegenheiten leiten. „Ich denke also umherzureisen. Du wirst nun wohl sehen, „wo Cäsar hinaus will, wie es mit dem Volke und mit der „ganzen Sache steht. Dieß schreibe mir doch, und zwar, weil „sich's ändern kann, so eil als möglich. Denn ich werde

[63] Worte des Phönix bey Homer Iliad. 9. 524. [illegible] verän„dert und anders gedacht.

[64] Im Texte ist hier eine kleine Lücke. Vermuthlich [illegible] wenig„stens [illegible] Sprachfehler. Manutius [illegible] quid est quamobrem, aber auch [illegible] [illegible]

„ruhig, sowohl wenn ich an Dich schreibe, als wenn ich „deine Briefe lese."

Der Hauptvorwurf, welchen er hier den Pompejus macht, betrifft dessen Weggang von Rom, der ihm ein eben so thörichter als unrühmlicher Schritt scheint. Denn das Gute, welches er als eine mögliche Folge dieses Schrittes angiebt, konnte in seinen Augen den Schritt selbst nicht entschuldigen, da Pompejus in der That nichts weniger damit beabsichtigt hatte, als Theilnahme und Mitleid bey den Bewohnern Italiens für sich zu erwecken. Fragen wir nun, warum wohl Cicero jetzt dasjenige unbedingt tadelte, was er noch kurz vorher als das möglicher Weise Bessere und Klügere aufgestellt hatte, so dürfte sich in der Lage der Sachen selbst schwerlich ein hinreichender Grund dazu finden. Wenigstens fand Cicero selbst sie acht Tage nachher durch Pompejus Weggang so wenig gefährdet, daß er in einem Briefe an Tiro die besten Hoffnungen äußert. *) Nur die Art, wie Pompejus wegging, die Furcht, die auch ihn, wie die übrigen, bey der Nachricht von Cäsars Anrücken befallen hatte, konnte von Cicero gemißbilligt, und dem Manne, der bisher als größter Kriegsheld verehrt worden war, zum Vorwurfe gemacht werden. Dieselbe Furcht konnte auch die Zuneigung zu ihm mit der Hochachtung, vermindern, und die Hoffnung eines glücklichen Ausganges der Sachen schwächen. Ein anderer Grund scheint darin gelegen zu haben, daß er selbst, sey es aus Ueberzeugung oder aus persönlichen Rücksichten, die Vertheidigung der Stadt angerathen, Pompejus aber, ohne sich mit ihm darüber zu berathschlagen, oder ihn nur vorher davon zu benachrichtigen, die entgegengesetzte Maaßregel ergriffen hatte. Diese Vernachläßigung konnte einem Manne, wie Cicero, nicht gleichgültig, nicht ohne Einfluß auf seine

*) Sin autem ille (Caesar) suis conditionibus stare noluerit, bellum paratum est; ejusmodi tamen, quod sustinere ille non possit. — Videtur, si insanierit, posse opprimi, modo ut nobis salvis. ad Fam. XVI. 11.

Stimmung gegen Pompejus ſeyn. Er ſelbſt geſteht dieß zwey Monate ſpäter dem Attikus [1]): „So wie einen Liebhaber Unreinlichkeit, Alterthum, unziemliches Weſen zurückſtößt, ſo hatte die Häßlichkeit ſeiner Flucht und Vernachläſſigung mein Herz von ihm abgewendet.“ Und ähnliche Aeußerungen finden ſich faſt in allen Briefen aus dieſer Zeit. Hiezu kam, daß er ſchon an dem Tage ihrer gemeinſchaftlichen Flucht dem Pompejus es anmerkte, daß er nicht allein Rom, ſondern auch Italien aufzugeben beſchloſſen habe, und erſt jenſeits des Meeres den Feind zu erwarten und zu ſehen Willens ſey. Gleich in dem erſten kurzen Briefe [2]), welcher nicht vor der Stadt, ſondern auf der Flucht geſchrieben iſt, hält er es als möglich, daß Pompejus Italien verlaſſen werde. Und in dem erneuerten längern Schreiben heißt es kurz vor der angezogenen Stelle: „Am 17. Januar“ (dem Tage der Flucht) „ſah ich ihn voller Furcht. Gleich an dieſem Tage „merkte ich, was er vor hatte.“ [3]) In einer ſolchen Stimmung konnte es dem Cicero nicht anders als angenehm ſeyn, ſich von einem Manne, den er nicht mehr liebte noch achtete, zu trennen. Die gelegenheit dazu war gegeben. Er hatte die Leitung der Truppenaushebungen an der Campaniſchen Küſte übernommen. Hier konnte er durch Thätigkeit und Sorgfalt der guten Sache große Dienſte leiſten, ohne von der Unthätigkeit und Unentſchloſſenheit deſſen, der nun einmal an der Spitze ſtand, durch unmittelbare Wahrnehmung beleidigt zu werden. Indem er aber das ihm aufgetragene Geſchäft auszuführen anfing, fand er, daß die Geſinnungen der Be-

[1]) Sicut ex rebus carentibus alienatur immundae, inculcatae, indecorae, sic me illius turpi negligentiaque deformitas avertit ab amore. ad Att. IX. 10.

[2]) ad Att. VII. 17. Omnes, si in Italia consistat, erimus mox ad eius consilia vocati.

[3]) Ad VIII. 3. Quem XIV. Kal. Febr. plenum formidinis. Illa ipsa die sensi, quid ageret. ad Att. IX. 10.

wohner jener Gegend keineswegs so beschaffen waren, wie man wünschen mußte. „Alle unsere Hoffnung" schreibt er den 24. Januar an Attikus, „beruht auf zwey auswärtiger „Weise zurückgehaltenen, beynahe feindlich gesinnten Legionen. „denn bey den Aushebungen zeigt sich bis jetzt wenigstens „Abneigung und Widerwille gegen den Krieg." [20]) Und den Tag darauf: „Mich hat Pompejus nach Capua geschickt, „um die Aushebungen zu befördern, wobey die Campani„schen Bürger wenig guten Willen zeigen." [21]) Cicero war nicht der Mann, diesen Willen zu erwecken. Wie konnte er Muth einflößen zu einer Sache für die er selbst nichts hoffte? „Ungern übernahm ich Capua," schreibt er einen Monat später an Attikus, [22]) „nicht weil ich mich dem Geschäft entzie„hen wollte, sondern weil ich mit einer Sache mich nicht be„fassen mochte," [23]) an der weder die Stände, noch auf eine „unzweydeutige Weise die einzelnen, die gutgesinnten aber, „wie gewöhnlich, nur schwachen Antheil nahmen, der große „Haufe hingegen und das gemeine Volk, wie ich selbst wahr-

20) Spes omnis in duabus, invidiose retentis, paene alienis legionibus. Nam delectus adhuc quidem initorum est, et a paganis abhorrentium. ad Att. VII. 13.

21) Me Pompeius Capuam venire voluit, et adjuvare delectum: in quo parum proliva respondent Campani coloni. ad Att. VII. 13.

22) Invite cepi Capuam, non quo munus illud defugerem, sed sic ne caperam, in qua nullus esset ordinum, nullus aperius pro sterno dolor; honorum autem esset aliquis, sed hebes, ut solet; et, ut ipse scribissem, multitudo et infimus quisque propensus in alterum partem, multi mutationis rerum cupidi. ad Att. VIII. 3.

23) Ich setze der Lesart des Nonius, und ergänze die Worte: sic ne caperam, durch suscipierem, oder etwas ähnliches, was in dem vorhergehenden non quo defugerem angedeutet ist. Offenbar aber ist hier die Rede nicht von den Gesinnungen der Capuaner, die Cicero damals wohl nicht kennen konnte, sondern von der Stimmung in Rom, auf die das Meiste ankam.

„genommen hatte, mehr auf die andere Seite neigte, und „viele nach einer Umwälzung der Dinge begierig waren.“ Diese Hoffnungsleugigkeit war die erste Ursache, daß er nichts that. Die zweyte war eine Hoffnung, welche er in einem Briefe an Cicero vom 27. Januar äußert: „Ich sehe noch „die Aussicht über die Mehrheitsstimmen von Januar an. Um „wichtigeres Geschäft habe ich deinetwegen nicht übernehmen „wollen, damit meine Briefe und Empfehlungen von Freunden „bey Cäsar desto mehr gelten möchten. Bricht aber der Krieg „aus, so sehe ich, daß ich ein Lager mit bestimmten Gegenden „unter mir haben werde.“ So unterließ er alles, was seinem Geschäfte einen Anschein von Verneinung, oder bey Partey des Pompejus ein Uebergewicht in jenem Theile Italiens hätte geben können, damit Cäsar geneigt bleiben möchte, ihm als einem minder feindseligen Gegner Gehör zu geben. Freylich kam es ihm selbst bisweilen unbegreiflich vor, daß seine Bemühungen, den Frieden zu stiften, vergeblich wären. In dem vorhin angeführten Briefe an Atticus, der drey Tage vor dem an Cicero geschrieben ist, heißt es, unmittelbar nach Erwähnung des ungünstigen Erfolgs der Zusammenkunft genau (a): „In einem gehörigen Vergleich ist eine feste Zeit „mehr. Ich sehe nicht, was werden wird.“ Und weiter hinz „Den 7. Cäsar habe ich am 25. Januar früh in Minturnä ge„sehen, mit den abgeschmacktesten Aufträgen, einen unglückli„chen Frieden, feinen Vergleich, so daß mir scheint, Cäsar habe

(a) Ego adhuc nec auctoritate prevenio a Lentulo. Nullum malo negotium suscipere velut, quo plus apud illum meae litterae cohortationesque ad pacem valerent. Sin autem vis bellum, video me castris et certis legionibus praeficiendum. ad Att. VIII. 11.

(b) Condicionem autem nullam temporis est. Quid futurum sit, non video. — I. Pacorem vidi Plutarchi a. d. VIII. Kal. Febr. mane, cum absurdissima mandata. non homini sano, sed semper ebrio aut id ipsum mihi illo videntur irridendi causa dedisse. pri Cantio de rebus huic mandata dederit, ad Att. VII. 13.

„zum Theil gerade diesem die Aufträge über so wichtige „Dinge gegeben." Gleichwohl nährte Cicero die Hoffnung auch in der Folge noch lange Zeit, und sie wurde von Cäsar selbst und dessen Freunden immer durch Briefe, die den schönlichsten Wunsch nach einem gütlichen Vergleich aussprachen, von neuem erregt und gestärkt. Ueberdieß hatten die zwey eben erwähnten Umstände, daß Pompejus gegen seinen Rath die Stadt verlassen, und daß ihm der gehoffte Triumph nicht zu Theil geworden war, verstimmend auf ihn gewirkt, und seinen Eifer für die Sache geschwächt. Krieg war überhaupt nicht sein Element. Bange Erwartungen hatten gleich vom Anfange seine Seele erfüllt. Nun fand er die Umstände wirklich nicht allzugünstig; die Truppenaushebungen gingen nicht zum Besten von Statten; von Pompejus, der sich immer weiter zurück zog, und seinen Entschluß, Italien aufzugeben, schon nicht mehr verhehlte, war keine Hülfe zu erwarten; er selbst war weder mit Geld noch mit Mannschaft versehen, sondern sollte beydes erst schaffen; dazu aber fehlten ihm alle innere und zum Theil auch die äußeren Hülfsmittel: was war also natürlicher, als daß er nichts that?

Wir wollen ihm diese Unthätigkeit nicht allzuhoch anrechnen, sondern möchten eher den Pompejus tadeln, daß er keinen geschickteren Mann auf jenen Posten gestellt hatte, wenn nicht vielleicht Cenſidius Nonianus, den er dem Cicero zugeordnet, ein solcher war, oder wenn es überhaupt unter den noch unbeschäftigten Senatoren seiner Partey, die ihrer Würde wegen nicht übergangen werden konnten, einen solchen gab. Auch das wollen wir ihm nicht allzusehr vorwerfen, daß er alle Schuld dieser Unthätigkeit von sich abwälzt, und bald den üblen Willen der Einwohner, bald den Mangel der nöthigen Hülfsmittel vorschützt, bald sich mit der guten Absicht, seinen Friedensvermittelungen nicht entgegen zu wirken, entschuldigt, bald Rücksichten und Ueberlegungen als Ursachen seines Verfahrens anführt, die von ihm erst hinterher ausgedacht worden waren. Es ging ihm, wie vielen, die,

weil sie sich des guten Willens bewußt sind, von der Schuld, die die Schwäche trifft, frey zu seyn glauben, und sich selbst über ihr Benehmen trösten.

Aber wie können wir ihn entschuldigen, wenn wir sehen, daß er gegen denselben Pompejus, von dem er sich abgewendet hatte, nicht einen Schmerz, ja vielmehr gerade entgegen hatte, nicht einen Schmerz über diese Trennung hatte, und von der Wiedervereinigung mit ihm, als von der Umwandlung, welche ihm begegnen könne, spricht, seinem ihn auch über den Zustand der seiner Leitung anvertrauten Städte, über die Gesinnungen ihrer Bewohner, über den Erfolg der Aushebungen falsche Berichte erstattet, und nicht ermüdet, diese begleiteten Briefe dem Atticus mitzutheilen, und als Zeugniß seiner Sorgfalt und Thätigkeit in Verwaltung der Provinz Nachlässigkeit anzurechnen?

Pompejus hatte sich nach Brundusium zurückgezogen, und er nicht stark genug war, seinem Gegner in Italien die Spitze zu bieten, und von Luceria schrieb er an Cicero einen Brief, der nicht vollständig auf uns gekommen ist. Den Anfang enthält die Beylage. Er entdeckt die Berichte des Labienus über die Verräthe im Picenischen, und schließt mit einer Aufforderung an Cicero, nach Luceria zu kommen, weil er dort am sichersten sey. Cicero antwortet folgendermaßen: [1])

[1]) V. d. XV. Kalend. Mart. Formiis accepi tuas literas, ex quibus et, quae in agro Piceno gesta erant, cognovi commodiora esse multo, quam ut erat nobis nuntiatum: Vibullique virtutem incredibilem libenter amavi. Nos adhuc in ea sententia, ubi proposuimus, ita fuimus, ut nullam partem haberemus. Ea enim nobis displicebant, et ea vereor, ut quodcumque in consilium praecipiamus, id nobis perniciosum putemus. Nunc, quoniam auctoritate et consilio tuo in spe victoriae nonnulli videri possumus fore, veniam et meum consilium, in eo exemplo etsi praesidia in oppidis nulla sunt. Nemo enim nostri erdinis in his locis est, praeter T. Lappium, quem ego Minturnis ipse reliqui, vigilantem hominem et industrium. Nam

„Am 17. Februar habe ich zu Formiä deinen Brief er„halten, und daraus ersehen, daß die Vorfälle im Picenti„schen viel günstiger gewesen sind, als uns hinterbracht „worden war, und mit Vergnügen habe ich die Tapferkeit „und Thätigkeit des Vibullius erkannt. Ich bin bis jetzt „an der Küste gewesen, die mir untergeben ist, doch so, „daß ich ein Schiff bereit hielt. Denn wir hörten und be„fürchteten solche Dinge, daß wir jede Maaßregel, die du „angeben würdest, befolgen zu müssen glaubten. Jetzt, da wir „durch dein Ansehn und deine Klugheit [87]) sicherere Hof„nung haben, werde ich, wenn du glaubst, daß Terracina

L. Torquatum, virum fortem et cum auctoritate, Formiis non habemus: ad te profectum arbitrandr. Ego cunctor, ut proxime tibi placuerat, Capuam veni eo ipso die, quo ta Teano Sidicino es profectus. Voluerat enim me cum M. Considio proprætore illa negotia tueri. Quum ea evissem, vidi T. Ampium delectum habere diligentissime, ab eo sciscere Libonem, summa item diligentia, et in illa colonia auctoritate. Fui Capuæ, quoad consules, iterum, ut erat dictum ab consulibus, veni Capuam ad Nonas Febr. Quum fuissem triduum, recepi me Formias. Nunc quod tuum consilium, aut quæ ratio belli sit, ignoro. Si tecundem hanc oram putas, quæ et opportunitatem et dignitatem habet, et egregios cives, et, ut arbitror, tuerri potest; opus est esse, qui præsit. Sin omnia in nostrum locum contrahenda sunt: non dubito, quin ad te statim veniam; quo mihi nihil optatius est; idque tecum, quo die ab urbe discessimus, fortasse sum. Ego, si cui adhuc videor segnior fuisse, dum ne tibi videar, non laboro: et tamen, si, ut video, bellum gerendum est, confido me omnibus facile satisfacturum. M. Tullium, meum necessarium, ad te misi: cui tu, si tibi videbitur, ad me litteras dabis. ad Att. VIII. 11. B.

87) Pompejus selbst hatte durch sein Schelten, und durch die getroffenen Anstalten, die Gemüther des Domitius mit sich zu vereinigen, dessen Aussichten erhöhet. Diese beide Gründe seiner Hoffnung bezeichnet Cäsar hier mit den Worten auctoritas und consilium.

„und die Meerestäde behauptet werden kann, daselbst blei-
„ben, wiewohl die Städte ohne Besatzungen sind. Denn
„seiner unseres Standes befindet sich in diesen Gegenden,
„außer M. Cyprius, einem wachsamen und thätigen Manne,
„den ich nach Minturnä geschickt habe. Denn der tapfere
„und durch seine Würde ausgezeichnete M. Terentius ist
„nicht mehr in Formiä; wir glauben, daß er sich zu der
„Legaten hat. Was mich überhaupt betrifft, so bin ich,
„deinem letzten Auftrage gemäß, an demselben Tage, wo
„du von Lanuvium Tiberium abgereist bist, in Cajeta einge-
„troffen. Denn ich sollte in Verbindung mit dem Prätor
„der M. Considius die dortigen Angelegenheiten besorgen.
„Als ich daselbst angekommen war, sah ich, daß L. Domitius
„die Werbung auf das sorgfältigste betrieb, und Tibe, ein
„ebenfalls sehr sorgfältiger, und in jener Gegend angesehe-
„ner Mann, die gewordenen in Empfang nahm. Ich blieb
„in Cajeta so lange als die Comitien. Deinem Auftrage ge-
„mäß begab ich mich am 5. Februar abermals nach Cajeta,
„und kehrte nach einem Aufenthalte von drey Tagen nach
„Formiä zurück. Welches nun der Plan ist, und wie der
„Krieg geführt werden soll, weiß ich nicht. Denn da es
„für nöthig hielt, daß diese Küste behauptet würde, wählte
„eine günstige Lage, bedeutendes Ansehen, und vermöglich
„gesinnte Bewohner hat, und, wie ich glaube, bequemer
„werden kann, so muß ein Oberbefehlshaber da seyn. Sind
„hingegen alles auf einen Punkt vereinigt werden, so bin
„ich bereit, mich jogleich zu dir zu begeben, und ich wün-
„sche nichts mehr als dieses, wie ich mich an dem Tage,
„da wir die Stadt verließen, gegen dich geäußert habe.
„Wenn ein und der andere glaubt, daß ich hierbey zu wenig
„thätig gewesen bin, so kümmert mich das nicht, wenn nur
„du es nicht glaubst; übrigens, wenn der Krieg, wie ich
„sehe, unvermeidlich ist, gestatte ich mir, alles beides gering
„zu thun. Ich habe den M. Lucullus einen von den Kom-

„ren, zu die geschickt, damit du ihm, wenn es dir gut schiene, „einen Brief an mich mitgeben könntest.“

Nach diesem Briefe mußte Pompejus glauben, daß er darauf rechnen könne, den Cicero bey sich zu haben, sobald er wolle; daß die Absagungen in Campanien ganz nach Wunsche von Statten gingen, und daß nicht blos Cicero und Lentulus, sondern auch die Consuln nebst allen Senatoren, die damals in Capua waren, oder gewesen waren, von dem besten Muthe beseelt die Sache der Republik auf's eifrigste sich angelegen seyn ließen. Aber von allen diesen Erwartungen war keine gegründet, und Cicero wußte dieß recht gut. Von den Consuln versprach er sich nach dem, was er während seines Aufenthalts in Capua gesehen hatte, gar nichts mehr. „Während ich in Capua war“ schreibt er den 8. Februar, den Tag nach seiner zweyten Abreise von dort, [1]) „habe ich wahrgenommen, daß von den Consuln nichts zu „hoffen, und vergebens eine Aushebung ist. Denn weder die „Soldaten wagen sich fehen zu lassen, da der Feind in der „Nähe, noch einer Lehrer vorgeübt und nothig ist; „noch gehen sie zu Waffenübungen, denn es fehlt ih„nen nicht der Wille, sondern die Erlaubniß.“ Man mag es also für Rechte „der freien Evegfalt“ einer Ansicht, einer Liebe, bewerkt haben? Cicero sehr schreibt. Doch liegt es nicht gerade bey Gegenstand, sondern sehr eigentlich nur die Meinung und den Eifer der beiden Männer: aber mußte Pompejus nicht aus eben diesem Tone auf einen entschiedenen Erfolg seiner Bemühungen schließen? So legt er auch sich selbst gewiß nicht ausdrücklich thätigen Antheil an den Absagungen bey; aber wie konnte Pompejus jenes „ich sah den L. Domitius“ „ich war in Capua“ „ich begab mich zum zweyten

[1]) Haec, Capuae dum fui, cognovi: nihil in consulibus, nullum usquam delectum, nec rem conquisitam quotidie videri, quum ille nihil cogitet, quum omnes diu cunctentur, nihil agant: nec exercitia desint, deficit enim non voluntas, sed spes. ad Att. VII. 11.

den Plan nach Caesar's anderen anlegen, als Cicero sich das Gleichheit angelegen sein und sie mit den Seinig gehörten, machte aber aus Bescheidenheit nicht viel Worte von seinen Verdiensten? Gewiß hat dieser Bericht auch eine andere Bedeutung zu: ich habe absichtlich nicht gelesen, sondern bin nur da gewesen; und sich gibt Cicero selbst zu jenem Briefe, wo er von seinem ungern übernommenen Consulate spricht, und mit den Worten schließt: „Daher habe ich überhaupt selbst gehandelt." Aber wir können Treue priesen auf diese Anlegung haben, gewiß ist sie für Cicero's Briefschreiben Bedeutung über die Correctheit der Sammlung seiner Briefe und über die Verschwiegenheit eines Vertrauten, sobald einem eben so verschwiegenen als enthusiastischen und für die Sache eifrigen Manne zu schreiben gelang? Genügen wir nun, wie viel große Kunst dem Verfasser daran zu liegen kann machen, von dem Inhalte der Briefe in seinem Theile Italiens, die noch nicht von Cäsar erfüllt waren, die gewaltige Stimmung zu halten, wie jener Plan, den er faßte, jener Eifer, den er ihm machte, von den Hülfsmitteln abhing, auf die er rechnen durfte, so wird auf die Art, wie Cicero die unterbrochene, um so ernstere Arbeit wieder aufnimmt, in gelöstlicher angenehmer Erfüllung bemerkt werden, und wir werden auf den Verlauf nicht erwarten können, daß den Cicero, so viel an ihm lag, verlassen hat. Aber hätte er vielleicht, durch eine falsche Darstellung der Sachen von Pompejus in Italien Feindschaft? Glaubte er vielleicht, daß alles gut gehen würde, sobald Pompejus von Mark und Thessalien zurück, und dann dessen Meister zu sein, den verhaßten Cäsar entgegen stehe? Weniger Lesern wird seine Meinung von Pompejus Verlust gewesen zu sein. Er selbst erklärt sich in seinen in einem Briefe an Atticus, wo er bemerkt, daß er

3.) Brut. Ep. 1. 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50. 51. 52. 53. 54. 55. 56. 57. 58. 59. 60. 61. 62. 63. 64. 65. 66. 67. 68. 69. 70. 71. 72. 73. 74. 75. 76. 77. 78. 79. 80. 81. 82. 83. 84. 85. 86. 87. 88. 89. 90. 91. 92. 93. 94. 95. 96. 97. 98. 99. 100. 101. 102. 103. 104. 105. 106. 107. 108. 109. 110. 111. 112. 113. 114. 115. 116. 117. 118. 119. 120. 121. 122. 123. 124. 125. 126. 127. 128. 129. 130. 131. 132. 133. 134. 135. 136. 137. 138. 139. 140. 141. 142. 143. 144. 145. 146. 147. 148. 149. 150. 151. 152. 153. 154. 155. 156. 157. 158. 159. 160. 161. 162. 163. 164. 165. 166. 167. 168. 169. 170. 171. 172. 173. 174. 175. 176. 177. 178. 179. 180. 181. 182. 183. 184. 185. 186. 187. 188. 189. 190. 191. 192. 193. 194. 195. 196. 197. 198. 199. 200. 201. 202. 203. 204. 205. 206. 207. 208. 209. 210. 211. 212. 213. 214. 215. 216. 217. 218. 219. 220. 221. 222. 223. 224. 225. 226. 227. 228. 229. 230. 231. 232. 233. 234. 235. 236. 237. 238. 239. 240. 241. 242. 243. 244. 245. 246. 247. 248. 249. 250. 251. 252. 253. 254. 255. 256. 257. 258. 259. 260. 261. 262. 263. 264. 265. 266. 267. 268. 269. 270. 271. 272. 273. 274. 275. 276. 277. 278. 279. 280. 281. 282. 283. 284. 285. 286. 287. 288. 289. 290. 291. 292. 293. 294. 295. 296. 297. 298. 299. 300. 301. 302. 303. 304. 305. 306. 307. 308. 309. 310. 311. 312. 313. 314. 315. 316. 317. 318. 319. 320. 321. 322. 323. 324. 325. 326. 327. 328. 329. 330. 331. 332. 333. 334. 335. 336. 337. 338. 339. 340. 341. 342. 343. 344. 345. 346. 347. 348. 349. 350. 351. 352. 353. 354. 355. 356. 357. 358. 359. 360. 361. 362. 363. 364. 365. 366. 367. 368. 369. 370. 371. 372. 373. 374. 375. 376. 377. 378. 379. 380. 381. 382. 383. 384. 385. 386. 387. 388. 389. 390. 391. 392. 393. 394. 395. 396. 397. 398. 399. 400. 401. 402. 403. 404. 405. 406. 407. 408. 409. 410. 411. 412. 413. 414. 415. 416. 417. 418. 419. 420. 421. 422. 423. 424. 425. 426. 427. 428. 429. 430. 431. 432. 433. 434. 435. 436. 437. 438. 439. 440. 441. 442. 443. 444. 445. 446. 447. 448. 449. 450. 451. 452. 453. 454. 455. 456. 457. 458. 459. 460. 461. 462. 463. 464. 465. 466. 467. 468. 469. 470. 471. 472. 473. 474. 475. 476. 477. 478. 479. 480. 481. 482. 483. 484. 485. 486. 487. 488. 489. 490. 491. 492. 493. 494. 495. 496. 497. 498. 499. 500. 501. 502. 503. 504. 505. 506. 507. 508. 509. 510. 511. 512. 513. 514. 515. 516. 517. 518. 519. 520. 521. 522. 523. 524. 525. 526. 527. 528. 529. 530. 531. 532. 533. 534. 535. 536. 537. 538. 539. 540. 541. 542. 543. 544. 545. 546. 547. 548. 549. 550. 551. 552. 553. 554. 555. 556. 557. 558. 559. 560. 561. 562. 563. 564. 565. 566. 567. 568. 569. 570. 571. 572. 573. 574. 575. 576. 577. 578. 579. 580. 581. 582. 583. 584. 585. 586. 587. 588. 589. 590. 591. 592. 593. 594. 595. 596. 597. 598. 599. 600. 601. 602. 603. 604. 605. 606. 607. 608. 609. 610. 611. 612. 613. 614. 615. 616. 617. 618. 619. 620. 621. 622. 623. 624. 625. 626. 627. 628. 629. 630. 631. 632. 633. 634. 635. 636. 637. 638. 639. 640. 641. 642. 643. 644. 645. 646. 647. 648. 649. 650. 651. 652. 653. 654. 655. 656. 657. 658. 659. 660. 661. 662. 663. 664. 665. 666. 667. 668. 669. 670. 671. 672. 673. 674. 675. 676. 677. 678. 679. 680. 681. 682. 683. 684. 685. 686. 687. 688. 689. 690. 691. 692. 693. 694. 695. 696. 697. 698. 699. 700. 701. 702. 703. 704. 705. 706. 707. 708. 709. 710. 711. 712. 713. 714. 715. 716. 717. 718. 719. 720. 721. 722. 723. 724. 725. 726. 727. 728. 729. 730. 731. 732. 733. 734. 735. 736. 737. 738. 739. 740. 741. 742. 743. 744. 745. 746. 747. 748. 749. 750. 751. 752. 753. 754. 755. 756. 757. 758. 759. 760. 761. 762. 763. 764. 765. 766. 767. 768. 769. 770. 771. 772. 773. 774. 775. 776. 777. 778. 779. 780. 781. 782. 783. 784. 785. 786. 787. 788. 789. 790. 791. 792. 793. 794. 795. 796. 797. 798. 799. 800. 801. 802. 803. 804. 805. 806. 807. 808. 809. 810. 811. 812. 813. 814. 815. 816. 817. 818. 819. 820. 821. 822. 823. 824. 825. 826. 827. 828. 829. 830. 831. 832. 833. 834. 835. 836. 837. 838. 839. 840. 841. 842. 843. 844. 845. 846. 847. 848. 849. 850. 851. 852. 853. 854. 855. 856. 857. 858. 859. 860. 861. 862. 863. 864. 865. 866. 867. 868. 869. 870. 871. 872. 873. 874. 875. 876. 877. 878. 879. 880. 881. 882. 883. 884. 885. 886. 887. 888. 889. 890. 891. 892. 893. 894. 895. 896. 897. 898. 899. 900. 901. 902. 903. 904. 905. 906. 907. 908. 909. 910. 911. 912. 913. 914. 915. 916. 917. 918. 919. 920. 921. 922. 923. 924. 925. 926. 927. 928. 929. 930. 931. 932. 933. 934. 935. 936. 937. 938. 939. 940. 941. 942. 943. 944. 945. 946. 947. 948. 949. 950. 951. 952. 953. 954. 955. 956. 957. 958. 959. 960. 961. 962. 963. 964. 965. 966. 967. 968. 969. 970. 971. 972. 973. 974. 975. 976. 977. 978. 979. 980. 981. 982. 983. 984. 985. 986. 987. 988. 989. 990. 991. 992. 993. 994. 995. 996. 997. 998. 999. 1000.

VIII. 2

ren ist, an welchem er den des Pompejus erhalten hatte: [1])
„In dem Schreiben des Pompejus sind gleich von seiner
„eigenen Hand: ich hätte sie gut, daß sie auch Favonius kom-
„mid; es wird nirgends höher geehrt sein. Lieb verdient ich
„sie, daß er viele Stücke aus die Küste aufgabe, und ich
„wunderte mich nicht, daß der, welcher den Hafen aufge-
„geben hatte, den übrigen Plätzen nicht schonte. Ich ant-
„wortete ihm sogleich durch einen hiesigen Mann auf meinem
„Landgute, daß ich nicht danach fragte, wo ich am sichersten
„wäre; wenn er mir schrieb, oder an den Staatsverwalter
„schriebe, daß ich nach Favonia flöhe, so würde ich sogleich
„kommen; ich ermahnte ihn, die Küste zu behaupten, wenn
„er sich die Herrschergewalt auf den Provinzen sichern wollte.
„Ich bin, daß viel vergessen geblieben war. Aber wie
„das erste Mal in Anfassung der Behauptung der Stadt,
„so schließe ich jetzt in Hinsicht auf die Vertheidigung von
„Italien meine Meinung." Wenn wir viele Stellen als
Inhaltsangabe unserer Briefe betrachten, und sie für Bei-
spiele von Briefen, so haben wir nicht, was er mit Recht von
jenen Redensarten hat anführen wollen: aber wir kennen Pom-
pejus, der seinen früheren Commentar haben hatte, da er
verfahren? Warum schrieb er nicht gerade heraus, wie er
glaubte, daß die Sachen stünden, daß die Sachlage jetzige

[1]) Ea est Pompeii epistola sane in extremo. Ipsius manu: Ea
omnia Favonium cenare: quisquam vita rutilus. Id ego in
eam partem accepi: bene agebis cum meis civilibus
illum pro divitiis habere; nec enim miretur, cum, qui
regni ipsum reliquerit, reliquis cenabile non putaret.
Ei antem rescripsi, hominemque certum misi de cenaculo
meo, ubi me quiescere, ubi tutissime essem; si me velles
non esse ubi publicum cenae Favonium venire, statim ven-
turum; locupletemque rem; et eram meditatus retinen-
dae, si cum Favonianam ubi es provincia suppeditari
velles. Haec me fortasse scribere videbam. Sed ut in ceter-
ordinando rem, ita nunc in Italia non reliquendi prae-
sidium retinendum erat. ad Att. VIII 11.

[illegible] mitgetheilt hatte, die Briefe nicht so ganz mit Stillschweigen übergehen, wenigstens nicht seinen Brief als eine Erklärung seiner Ansicht, und Jemand nicht verpflichtet werden sollte, [illegible] Darüber war man sich einverstanden, und nicht ganz unwahrscheinlich ist, daß Bürger wünschte, als er sein Verfahren den Briefen seiner Gegner auf Pränumeration öffentlich aussetzte, sein Brief an Boie [illegible] noch nicht gedruckter Hand, [illegible], wenn er [illegible] „ich habe den gedruckten, „ich habe einen Brief an den Abgeordneten", daß auch einzelne Leser zu reden in die Lage kommen, wo Verfahren seiner Briefe leben wären, so wurden wir die Lust von dem Vergnügen seiner Vertheidigung seiner eigenen Worte lesen, aber die einst sehr gerechtigten Briefe auch in einer sehr wichtigen Sache, wo Einfluß auf gedeihliche Resultate auf Personen sehr aufmerksam war, noch die uns so schwer werden, je genauer es uns ist, daß es nicht wollte, wie auch auch es hätte schreiben sollen. Nehmen wir Veröffentlichung aber, daß es nicht sehr wünschte, daß sein Vergnügen zu sein, und Verlangen diese wie sie sei, wie es daß es [illegible] in seine politische Art gegen Personen benommen, werden wir nur heiter auf der Betrachtung sein auf gewissen Briefe in die politische Lösung.

Vergessen hatte daß, daß es Bürger's neuen Brief vorlag, Verzicht von Gewalt weg, allein es war Mehr da, auch Bürgerin Ingeborg, daß man sich auf Ideen ist, sie zu lange Personen nicht so viel Macht hatte, als diesen, [illegible] gute Leute so [illegible] [1])

[1]) S. V. B. S. Von Bürgers Absicht vgl. Vergangenheit meine [illegible] Erklärung schon [illegible] Einmal bei [illegible] Gelegenheit, gerne in Epistel Schaf, [illegible] Wegzeiger in Gestalt, gar nur [illegible] gegenüber [illegible] die in eine politische, ist in [illegible] Sache; [illegible] [illegible] Briefe [illegible] Bürgers [illegible] Briefe, [illegible] Briefe, die Briefe über Boie, [illegible] Briefe [illegible] Boie [illegible] Bd. VIII. [illegible] S.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

diesem Tage Nachricht davon haben können? Lentulus, wie konnte Domitius an diesem Tage den Plan entwerfen, den 6. Februar Corfinium zu verlassen, wie hier dem Pompejus geraten wird? Er wußte, daß Cäsar mit zwei Legionen vor der Stadt lag, und glaubte, daß er auch zu Lande würde abgehalten können? Endlich, wie konnte Labienus den 27. Januar dem Pompejus sagen, Domitius sei auf dem Wege zu ihm, wenn dieser erst den 6. Februar abgereiset beschlossen hatte? Diese beiden Schwierigkeiten können den Quellenforscher eingeschüchtert zu haben; daher setzen sie das Datum nach Corfinium, und gegen die Worte b. c. V. 21. Fuit, zu dem folgenden, bemerken aber nicht, daß sie aus den Worten einen sehr überflüssigen Sinn finden: Domitius sei auf dem Wege zu Pompejus; er sei Cäsarn gewichen, von Corfinium aufgebrochen. Und aber dieser bei Zeit gesetzt, wie konnte Pompejus den 15. oder 16. Februar, etwa an einem dieser Tage und der Brief in Tarent geschrieben sein, da ihn Cicero am 18. in Brundisium erhielt), von einer bereits am 27. Januar empfangenen Nachricht wie eine eben erhaltene sprechen? Er hatte ja, wie auch jenem Briefe an die Cornelia (ad fam. VIII. 16. 3.) erhellt, inzwischen andere Nachrichten bekommen. Hat Cäsar ihn bewogen, diese nicht zu gebrauchen, sondern jene Absicht verschwiegen dem Cicero durch einen besonderen Boten mitgetheilt zu haben? Auf diesen Gedanken ist es nothwendig, zu der alten Lesart, die auch Manutius noch hat, zurückzukehren, und b. c. IV. 31. Fuit, zu übersetzen. Aus dem Beweis, daß der Brief nicht verfälscht ist.

Man begreift auffallend und ist, daß es nöthig war, dem zu entsetzen schien, und Cäsar daraus ersehen haben will, nichts von der Verfassung im Piemontischen, nichts von der Empfindung und Thätigkeit des Pompejus. Pompejus schreibt hier, daß Domitius auf dem Wege zu ihm sei. Domitius aber war jetzt in Corfinium, einer Stadt im Pelignischen, Hauptort des Piemontischen, gewesen. Cäsar also, daß er aus

[illegible] Vorgefühl nach Italien zu gehen Willens war, dessen [illegible] der Lage der Dinge im Vaterlande nicht gerechtfertigt werden. Aber vielleicht hatte Cicero aus der Zahl der Lobsprüche, die Pompejus noch hatte, und aus der Zahl der von Pompejus ihm gespendeten, ersehen, daß es im Vaterlande nicht so unglücklich gegangen war, und daß Pompejus sich tapfer und thätig benommen habe. Und vielleicht war durch eben die Thätigkeit, die Cicero diesem Briefe vorwarf.

Wir würden nun zu keiner sehr unwahrscheinlichen Muthmaßung berechtigt sein, wenn nicht ein höherer Beweis von der Unrechtmäßigkeit unserer Briefes vorhanden wäre. Dieser gibt Cicero selbst in dem Briefe an Atticus, welcher an demselben Tage geschrieben ist, an dem er das kurze Schreiben des Pompejus erhielt. Darum heißt es: „er „habe einen Brief von Pompejus empfangen, in der gleichen „von seinem eigenen Kind gesandten habe: Ich hatte für „gut, daß du nach Cassius kommst; morgenfrüh wird du Näheres hören." [illegible] Vergleichen wir diese Worte mit dem Schlusse unseres Briefes, so können wir nicht zweifeln, daß es derselbe ist, von welchem Cicero spricht. Aber hätte er wiederholt an einem Tage zwei Briefe von Pompejus bekommen, von denen der eine früh, der andere nach Mittag [illegible] erlassen, in Folge neuer Nachrichten, geändertes war, und die sich beide mit denselben Worten schließen? Und müssen die ausführlicheren Nachrichten, denen Cicero erst gegen Abend gelesen, in dem zweiten enthalten gewesen? Dann würde das Schreiben, welches er hier als Antwort auf den längeren ersten von Pompejus hatte, vielmehr eine Antwort auf den zweiten ausführlicheren sein, weil es von solchen durch Pompejus mitgetheilten Nachrichten spricht, die sich in dem ersten nicht finden. Auch würde Cicero dann gewiß in seinem Brief an Atticus weiter von Pompejus empfangenen Schreiben, von nicht blos drei gesagt haben. Eben so wenig ist es glaublich, daß Pompejus nach

einem ausführlicheren Briefe noch denselben Tag diesen zweiten kürzeren geschickt habe, der durchaus nichts enthält, was eine wiederholte Beschickung veranlaßt haben könnte. Ist es aber ausgemacht, daß jener Brief, von dem er dort spricht, und dieser, den er hier beantwortet, ein und derselbe war, so ist es auch gewiß, daß mehr darin gestanden hat, als wir jetzt finden. Denn so schreibt Cicero dort, vor der oben angeführten Stelle, an Atticus: „als ich den Brief an dich „abgelassen hatte, erhielt ich ein Schreiben von Pompejus, „über die Vorfälle im Picenischen, was ihm Vibullius be„richtet hätte, und über die Werbungen des Domitius, „was euch bekannt ist. Doch lautete es nicht ganz so freu„dlich, wie das, was uns Philotimus geschrieben hatte. Ich „würde dir den Brief selbst geschickt haben, aber der Bote „meines Bruders ging schneller fort, als ich geglaubt hatte; „ich will ihn also morgen schicken." (Quum ad te literas dederem, redditae mihi literae sunt a Pompeio, Cetera de rebus in Piceno gestis, quae ad se Vibullius scripsisset; de delectu Domitii; quae sunt vobis nota. Nec tamen tam lenta erant in his literis, quam ad me Philotimus. Ipsum tibi epistolam misissem; sed subito fratris puer profectus est: cras igitur mittam. ad Att. VIII. 1.) Weder von den Vorfällen im Picenischen, noch von einem Briefe des Vibullius, noch von einer Werbung des Domitius steht in unserm Briefe etwas. Folglich muß ein Stück verloren gegangen seyn. Denn daß er untergeschoben, und der Brief ganz verloren wäre, ist nicht glaublich. Ein Nachahmer würde alles ordentlich aus jenem Briefe an Atticus und aus der Antwort des Cicero zusammengesetzt haben. Die Lücke scheint aber zwischen der Nachricht vom Heere und dem Schlusse zu seyn. Noch ist eine Schwierigkeit zu beseitigen, welche in den Worten: ich will ihn also morgen schicken, zu liegen scheint. Wie kommt es, daß Cicero einen Brief, den er am 13. Februar erhalten, und gleich den andern Tag zu schicken versprochen hatte, erst den 17. schickte? Und geht

nicht aus einer Stelle des zweiten Briefes an Attikus, der dem 17. geschrieben ist, hervor, daß er ihn mit eben diesem geschickt hat? Die Stelle lautet so: „Das meiste hat bis jetzt „noch Vibullius gethan. Dies wirst du aus Pompejus Briefe „sehen, in welchem ich dich besonders auf die Stelle aufmerksam mache, wo du das fin. finden wirst. Da wirst „du sehen, was Vibullius selbst von unsern Sachen denkt.“ (Vibullii res gestae sunt adhuc maximae. id ex Pompeii litteris cognoscere in quibus animadvertito illum locum, ubi erit finis, videbis, de Caesare nostro ipso Vibullius quid existimet. ad Att. VIII. 2.) Aber aus diesen Worten folgt nicht, daß Cicero den Brief des Pompejus damals dem Attikus wirklich geschickt hat, sondern nur, daß er ihn schicken wollte. Ein ähnliches Anderung, wie das erste Mal, mag die Absendung verhindert haben. Nachher vergaß es Cicero über der Note zum Pompejus, und so schickte er ihn erst den 17., mit dem zweiten Briefe empfangenen und jenen beigelegten auf Reise.

Die
Lateiniſche Sprache
als Mittelpunkt unſerer Bildung.

Von
Dr. Wilhelm Harniſch.

Die
Lateiniſche Sprache
als Mittelpunkt unſerer Bildung.

Es gibt Gegenſtände, die ſo groß und ſo mächtig ſind, daß ſie leicht denjenigen übermannen, der ſich an ſie wagt, und ſeine Kühnheit zu Schanden machen. Ein geſchickter Berechner ſeiner Kräfte wird ſich freilich nicht an ſolche Gegenſtände wagen, ſondern nur die ergreifen, ſo ihm folgen und gehorchen müſſen. Aber es kann ja nicht jeder ſiegen; das Ringen iſt auch ſchon etwas, und die Niederlage zeigt oft am ſichtlichſten, wie man den Gegenſtand beſſer und feſter greifen müſſe, ſo daß ſie der Eingang zum Siege wird. Dieß iſt mein Troſt, dieß meine Entſchuldigung, indem ich einen Gegenſtand hier vor die Verſammlung bringe, dem ich nicht gewachſen bin. Der Gegenſtand hat mich verfolgt, nicht ich ihn, und ich glaube, daß es mehreren in unſerer Verſammlung ſo geht, ſo daß ich wenigſtens nicht mit einem unzeitigen Gegenſtand komme, wenn auch ſeine Behandlung nicht gezeitigt iſt. Uebrigens werde ich weder für die lateiniſche Sprache reden, um glauben zu machen, ich verſtände recht viel davon, noch fürchten, in den Verdacht der Seichtigkeit zu verfallen, wenn ich hie und da ſollte einiges dagegen ſagen. Auf einen

Kampf gegen gründliche Sprachforschung ist es hier wohl nicht abgesehen, sondern auf ganz etwas anders. Ich erwähne dies zum Voraus, weil es oft so kommt, daß der, wer ein Wort gegen das Latein in dieser oder jener Beziehung redet, leichtlich als ein Gegner der Sprachforschung angesehen wird. In diese müssen wir, meiner Meynung nach, noch weit tiefer eindringen, als bis jetzt größtentheils geschehen ist. Auch wird dies kommen. Denn je tiefer wir in die Muttersprache dringen, ein desto schärferer Blick wird uns auch für andere Sprachen, namentlich für die der Griechen und Römer werden.

Doch dies ist ja nicht mein Gegenstand, und ich erwähne nur noch, daß ich keine Zeit gehabt habe, nachzusehen und nachzuforschen, was von wichtigen Vormännern über den hier zu behandelnden Gegenstand überhaupt, und über einzelne Theile desselben gesagt und geschrieben ist.

Es wird wohl keiner daran zweifeln, daß die Lateinische Sprache noch jetzt den Mittelpunkt unserer Bildung ausmacht. Daß sie der Lebenstrieb der Gelehrsamkeit sey, das Bindemittel unter den Gebildeten, Richtschnur und Maßstab der Bildung selber. Nicht, als wenn deshalb keine andere Bildung von unserm Zeitalter geschätzt würde, nicht, als wenn die Lateinische Sprache eine Herrschaft führte, die die meisten drückend fühlten; sondern gerade eine Herrschaft, so die meisten ganz in der Ordnung finden, der sie sich bequem unterwerfen, weil das eben so seyn müsse. Dies letztere zeigt am deutlichsten, wie groß die Herrschaft, und wie sie ganz eine innere ist. Das Daseyn dieser Herrschaft zu beweisen, das wäre also wohl eine vergebliche Arbeit; nur darlegen möchte ich sie in ihren einzelnen Theilen, ihre Rechtmäßigkeit in Vergangenheit und Gegenwart untersuchen, und daraus einige Schlüsse für die Zukunft ziehen. In vier Absätzen soll dies geschehen.

Dieſe ſind: 1) Die lateiniſche Sprache iſt noch Großmeiſterin auf dem Stuhl der Bildung. 2) Wie iſt ſie auf dieſen Stuhl gekommen? 3) Wer bemüht ſich, ſie herunter zu werfen? 4) Wem gebühret dieſer Ehrenſitz in dieſem freien Tempel, der keine andern Vorhänge hat, als die Sonnenſtralen ſelber, keine andern Mauern, als das Licht?

I.

Keineswegs kann man jetzt darüber klagen, daß die Jugend in unſern Zeiten ſo recht mit Liebe und mit dem vollen Ernſt ſich der Sprachforſchung ergebe, keineswegs, daß ſie ſo recht gründlich die Lateiniſche Sprache triebe, ſo daß dieſe Sprache durch ein groſſes Leben jetzt oben an ſtünde. Hierüber zu klagen nenne ich Thorheit, denn ein ſolches Sprachleben kann nicht ſchaden, ſondern nur frommen, ein ſolches gediegenes Sprachforſchen und Sprachleben bleibt in ſeinen Schranken, weil es darin genug zu thun hat, und will nicht über andere herrſchen. Gerade da, wo am wenigſten Sprachgeiſt iſt, wo ein wirklicher Sprachtod herrſcht, wo Zungen ohne Geiſter ſind, wo Münder ohne das Weben des göttlichen Odems, gerade da findet eine alte Lebensherrſchaft ſtatt, die weiter keinen andern Grund zu herrſchen hat, als daß ſie einmal herrſcht. Ich erinnere hier an das Großthun der Lateiniſchen Sprache in dem Gottesdienſte einer andern chriſtlichen Kirche, welches am grellſten zeigt, wie die Lateiniſche Sprache herrſchen kann ohne Sprachgeiſt; denn keiner wird doch wohl wähnen, das durch lateiniſche Meſſen dem Sprachgeiſt ſey ein Opfer gebracht; eher iſt er geopfert; und Cicero kommen wahrhaftig nicht, um zuzuhören. Wo am meiſten dies Latein herrſcht, da wird am wenigſten Latein geredet. Aber wenn auch wir, die wir uns Proteſtanten nennen, keine lateiniſchen Meſſen herſingen, ſo bringen wir doch

tagtäglich der Göttin Latinia häusliche Opfer allerley Art. Der Gegensatz zwischen Laie und Clerus, echt neurömischen Ursprungs, ist bey uns ein Gegensatz zwischen Studirten und nicht Studirten, oder zwischen denen, deren Bildung den römischen Zusatz gewonnen und nicht gewonnen hat. Ich will auch diese Scheidung nicht tadeln, ich bin selbst in einem gewissen Sinne dafür, aber zum Grunde liegt ihr immer der Gedanke, daß, wer nicht der Latinia geopfert, der sie nicht bis zum Mittelpunkt der Bildung vordringen. Da nun doch Bildung so großen Werth hat, und diese nur zu erreichen ist durch eine Einweihung ins Römerthum, so wähnen auch noch unsere Handwerker, es sey doch recht gut, den Sohn bis Tertia auf die gelehrten Schulen zu schicken, er lerne doch etwas Lateinisch. Und schlichten Bürgersleuten kann man diese Befangenheit nicht verdenken; allein viele, so doch die Bildung anders fassen sollten, sind derselben Meynung, und wer daher nur nach Bildung ringt, der wähnt sie in einem römischen Tempel und denkt sich immer als die erste Stufe, und auch als die letzte. Leider bleiben nun die meisten auf diesen harten, steinernen, kalten Stufen liegen, und kommen gar nicht in den Tempel, auch nicht in eine Vorhalle; aber die Täuschung hält auch diese kalten Stufen schon für etwas. Man würde es lächerlich finden, wenn jemand von Breslau nach Prag ginge, um dem Pabste in Rom um zwanzig Meilen näher zu seyn, und doch machen es die nicht anders, die declinieren und conjugieren, um gebildet zu werden. Unsere gelehrten Schulen fangen die ganze Bildung mit der Lateinischen Sprache an und geben ihr so den Vorzug vor allen übrigen Sprachen; sie begründen dieselbe nicht durch die Muttersprache, sie beginnen sie, wenn der Knabe weder Sprachliebe noch Sprachverstand haben kann, im 9ten, 10ten Jahr, messen alle Bildungsstufen (Klassen) darnach ab, was am meisten hier entwickelt, sie betrachten alles übrige nur als ein Beifach. Laß schon hin und wieder Ausnahmen davon gemacht

werden, davon rede ich jetzt nicht; es fragt sich hier, was herrscht, und nicht, was sucht die Herrschaft zu stürzen. Die Winkelschulen oder Privat-Anstalten, sie, die gewöhnlich stets den Zeitweiser, oder richtiger den Zeitwindemesser in der Hand haben, auch sie würzen ihre Zöglinge recht früh in die Lateinische Bildungsfluth, und können sich nichts Höheres erträumen, als ihre Schulen recht früh in Secunda abzuliefern. Die sogenannten Philanthropisten und mehre Anhänger Pestalozzis, sie, die einst in die Schranken traten gegen diese Herrschaft, sie haben allmählig sich das Joch der Latinia so über den Nacken legen lassen, daß sie ganz geduldig ziehen. Mancher mochte es anfänglich thun, damit es doch auch so schiene, als wisse er viel von dieser Göttin. Allein wahrhaft kann man sagen, trotz all dieser Herrschaft steht es bey denen, die dafür, und bey denen, die dagegen sind, oft gleich schlecht aus um die Ehre der Cyprier. Wir täuschen die Latinia, wir bringen ihr deutsche Knochen mit romischem Fett beschrieben, und es prasselt daher wohl, aber es duftet nicht. Selbst die, welche die Bürgerschulen errichten wollen, können sich gar nicht denken, daß überhaupt nur eine Schule ohne Latein eine Schule sey, und es ist wirklich jede Bürgerschule ein Gräuel, weil sie nicht Latein lehrt, daher sie wenigstens verlangen, daß in den Städten die kleinen Mittelschulen etwas Latein treiben. Es scheint mir das Ganze wie ein Zauber, der sich unserer bemächtigt, wie ein Nordwind, der uns immer nach Süden treibt, so daß ganz Deutschland aussieht, als ein Kornfeld, das vom Winde nach einer Richtung getrieben ist. Es scheint, als hätte das alte Capitol, oder der chemische Vogel darauf, ein magnetisches Wesen. Ich möchte an einen geheimen Jesuitismus glauben, der sich in unsern Köpfen festgesetzt, oder an eine geistige Freimaurerey. Diese Zauberin bringt uns denn auch dahin, daß wir wähnen, man müsse noch eine Sprache lernen, um die Muttersprache zu verstehen; nach welchem Grundsatze keiner eher leben könnte, ehe er

nicht das Leben anderer geſchichtlich erkannt hätte. Nur ein bloßes Verſtandesleben kann man erſt führen, nachdem man das Leben anderer verſtanden, aber das Gemüth- Herzens- und Willensleben, im Bunde mit dem Verſtandesleben, das iſt immer etwas Friſches, Jugendliches, ſich ſelbſt Verjüngendes, im Innern Verſtändliches, und braucht nicht dieſer äußern Stützen und Hülfen. Allein dieſer Zauber läßt uns dieſes innere Leben, dieſe innere Sprache, dieſen Urquell der Sprache, gar nicht ſehen, und wir wähnen, die Sprache ſey ein äußeres Angewendetes und Hineingearbeitetes. Weil dem ſo iſt, ſo haben auch diejenigen recht, welche behaupten, daß die Leute von der Feder ihre Kinder halb römiſch färben müßten, ſchon um durch die Welt zu kommen, um gehörig mit dem römiſchen Heer in der Schrift und im Leben umſpringen zu können. Und da nun ein ſolcher Tertianer oder Quartaner nichts Höheres kennt, als die römiſche Welt, die er ſelber nicht kennt, ſo ſtrebt er künftighin im Leben ſich als ein deutſcher Rabe mit römiſchen Pfauenfedern zu ſchmücken. Vorzüglich die Arbeiter auf den großen Schreibbänken ſitzen immer mit aufgeſperrten Mäulern, um irgend einen römiſchen Brocken zu erhaſchen. Auch haben ſie ganz recht, und thun wie es ſich gebührt: denn ſie folgen ja nur der gebuldigten Herrſchaft. So lange wir noch in unſern Wiſſenſchaften römiſch arbeiten und nicht deutſch, ſo lange wir noch wähnen, es leide dieſe oder jene Wiſſenſchaft darunter, wenn man ſie deutſch bearbeitet, ſo iſt alles in Ordnung. Und iſt auch dieſes Wähnen und Arbeiten nicht unrecht, ſo lange man meynt, eine Wiſſenſchaft ſey deutſch bearbeitet, wenn man blos die Namen überſetzt; doch iſt dies ein Uebergang, und als ſolcher zu dulden. Es herrſcht alſo auf Schulen, im Leben und in den Wiſſenſchaften und Künſten die Göttin Latinia und hat ein wahres Zauberreich. Wie die Göttin Latinia weſentlich überall herrſcht, ſo auch förmlich; nämlich ſie führt ſichtbar, ganz leiblich, den Zepter

auf den Thronen der Wissenschaftlichkeit, auf den Universitäten. Jeder, der sich diesem Reiche nähern will, soll ihr seine Opfer bringen, weil sie die allgemeine Königin ist. Und jemit haben die Wissenschaften jetzt zur Königin das todte Wort und nicht das lebendige Wesen und Wirken. Wer dieses Wort hat, dem ist es leicht, einen Sitz und damit auch eine Stimme im wissenschaftlichen Rath zu erhalten, er ist ja im Mittelpunkt des Wissens und wird von da aus nach irgend einem Theile des Umkreises leicht hinüberschauen können. Wer nicht dieses Wortes Herr und Meister ist, oder anders gesagt, wer nicht bei gesunden Gliedern einmal zur Aesthetik auf römischen Krücken gehen will, der ist ganz unwürdig, ein Priester des Tempels zu werden, dessen höchste Göttin er nicht verehrt.

So gilt Latinia als Gebieterin auf dem Throne der Bildung, aber macht den Mittelpunkt derselben aus. Wir wollen mit Ehrfurcht sie begrüßen, und damit diese Ehrfurcht eine wahrhaft innere sey, und keine bloß äußere Verbeugung, so betrachten wir die Errichtung ihres Thrones.

II.

Die römische Sprache hat ein Recht, wenigstens hatte sie es, den Mittelpunkt unserer Bildung auszumachen. Sie ist geschichtlich dazu gelangt; sie war dem Deutschen der Eingang in die Bildung selbst, und zwar zu verschiedenen Zeiten und auf verschiedene Weise. Der rohe Germane, abgeschnitten durch andere Völker von dem Urquell seines Lebens, von Asien, erhielt um Christus Zeiten zuerst Veranlassung zur Bildung von den Römern. Wollten auch die Römer die Deutschen nur unterjochen, Licht erzeugt doch Licht, und alle feindlichen und freundlichen Verbindungen Deutschlands mit Rom gereichten den Deutschen zur Bildung. Diese Bildung ward deshalb den Deutschen weniger zum Unglück, als den Galliern, weil sie frei blieben, und daher den Kern ihres Wesens behielten. Die Völkerwanderung brachte mehre deutsche

Volksklasse selbst nach den gebildeten römischen Ideen, war endlich das Christenthum, wurde es auch von einem ehrwürdigen Manne, oder durch gottliche, und scheinbar durch wunderthätige Predigt, es blieb Römerthum. Auch hierbei war unter aller Gewinn als Verlust. Mocht auch das Christenthum in seiner Verunstaltung nicht viel heller, vielleicht gerade schlechter sein als das heidnische Heidenthum der Germanen, mochte selbst die Lichtseite des [illegible] durch Unkenntniß getrübter werden, und anfänglich ein gewisser Zwiespalt entstehen; es war doch eine Stufe, die nothwendig erstiegen werden mußte. Denn die christlichen Germanen schieden vom christlichen Leben allmählig einen Theil. Das Abendland, wenn das Römerthum seinen Sieg gefeiert hatte, wurde ein Reich der fränkischen Reiche, und die Macht der Franken, sowohl der Merowinger als der Karolinger, war ja durch römische Ideen begründet. Chlodwig konnte nur zur Herrschaft einer Völker gelangen, weil er zu Unterthanen Völker erhielt, die zu Herrschaft gewohnt waren, wenn auch der eigentliche Franke sich nicht mehr, und Pipin der seine mochte eigentlich, was man so sagt, einen guten Handel mit dem Papst. Die Sachsen widersetzten sich am längsten dem Römerthum, dem aber doch auch endlich Karls Schwerdt an der Weser und Elbe Grund und Boden gewann. Mönch und Priesterliche von Rom und Gallien verbreiteten immer weiter die Bildung, und so gleicht Deutschland einem Baume, der, nachdem Beinahe seiner Wurzel, von einer Nachbarin eingeengt war, sehr viele von derselben annimmt, aber dennoch den selbstständigen Stamm behält. Karl macht viele Gesetze für seine Provinzen, indem er mittelbar Deutschland und die verschiedenen Germanenstämme ordnete. Da war Deutschland [illegible] durch Kriegen und Verträgen [illegible]. Es hatte nicht Geschichtsschreiber gefunden, und eine Menge Leben aus Deutschland gerissen worden; die Frage ist also wenig. Jetzt Volk und seine Schulen durchmachen, und endlich [illegible]

ist als ein fast zusammenhängendes Ganzes, als Verbindung, so scheint es doch, als wenn nur der Schein zu Bildung der Verfassung ein vorübergehender Vereinigungspunkt wäre. Es war ist gewiß, daß Deutschland die meisten seiner Völker und Länder Rom verdankt, ob auch Völker oder Provinzen früher mögen Gesetzbücher empfangen haben. Am meisten ward Deutschland in den stillen Kreis der Römischen Kultur, die vielleicht mehr das Gepräge eines Lebens und Lernens, als einer Herrschaft trug, hineingezogen, und man könnte, Frankreich, England, Italien in vielen Jahrhunderten Thätigkeit und Schöpfungskraft bewundern, das ist eine Frucht der Vereinigung von Norden und Süden, von Italien und Deutschland. Die plötzliche und feindliche Gewalt hatte damals so gewaltig im Gleichgewicht, und man kann überhaupt sagen, daß von dieser Zeit Deutschland und Italien die Verbindung bewahrt, die Jahrhunderte vor der Christenheit bestanden, und wie sehr auch Rom und Deutschland gegen einander kämpften, so waren sie doch einander nothwendig, die Römer die Deutschen, um sich zu bilden, und die Deutschen, um durch römische Einrichtung, römische Bildung, römische Tapferkeit sich zu einander zu gewöhnen. Wie sehr auch die Deutschen Verwüstung gebracht, sie haben die Römische Welt nicht zerstört, sondern sie haben die alten Verhältnisse nicht zerrissen wollen. Auch die Freiheitsliebe, die Deutschland sein eigenes Gut, und Freiheitsvertheidigung ist die Pflicht und Tugend der neuen deutschen Völker, namentlich Vertheidigung gegen die gewaltsame geistige Unterjochung. Von Cäsars und Tacitus Zeit bis zum zwölften Jahrhundert Deutschlands Geschichtigkeit schwankt. Die Thätigkeit des päpstlichen Roms lag eben darin, daß Deutschland fühlte, daß das Christenthum auch ein echt deutsches sein könne. Doch hat alle Kraft Roms in seinem Werth und

so großen Reichthum, daß man an Leben gegen Rom durch Rom siegen konnte. Wissenschaften lehren die Kräfte der Persönlichkeit kennen. Es kam nun wieder auch Rom, daß es jetzt Mut griechische Wissenschaften in sich aufgenommen hatte, so daß man in Rom die ganze Wissenschaft und nur allein in Rom, aber richtiger gesagt, auf römische Weise erhalten konnte. Welches nun dieser moderne andere Charakter, unser weltgeschichtliches Leben, und wer könnte sagen: zu unserem Vortheil? Unser Durchdringtsein in der Gleichheit, und in der Vielseitigkeit, worauf hat es sich anders aufgerichtet als auf den Alten? Christenthum und Heidenthum gingen so friedlich neben einander, einig im Kampfe gegen das Heidenthum. Es ist es immer; manche Punkte haben Deutschland an Italien, doch sich sie geringer als je. Ehrenhaftig steht immer Deutschland Verbindung mit Rom, sie war auch dem innern Leben hervorgegangen, und nicht aus dem äußern Triebe, wie die Herrschaft des Franzosenthums seit Ludwig XIV. Rom hat die Deutschen auf die Weltbühne gebracht; Rom überliefert Deutschland das Christenthum, an Rom hat Deutschland seine tüchtigen und großen Kräfte in Freundschaft und in Feindschaft geübt, mit Rom hat es schöne Tage verlebt; aber es kann nicht immer in Rom Rom sehen. Rom muß uns abwendig bleiben, wie dem Jünglinge und Mann Braut und Weihnachtsbaum. Er weiß sie nicht mehr, es hat ein Höheres ergriffen, aber er vergißt sie nicht, weil er nicht mit ihm gebrochen hat. Wie die Mutter Gutes hat Kind in den Armen ruht, so Rom Deutschland, aber das Kind ist zu höhern Dingen bestimmt.

III.

Das Kind wächst, die Mutter muß in den Hintergrund treten, wenn sie nicht Mißstand mit ihr treiben wollen. Das das Kind wächst, das Deutschland ringt nach einer weltgeschichtlichen Selbstständigkeit, davon reden wir heutzutage

[illegible]

[illegible]

[redacted]

[illegible]

[illegible] [illegible] [illegible] [

August Ferdinand Lindner, vor kurzem in Jena verstorben, früher Lehrer am Gymnasium in Braunschweig, dann Professor an der Göttinger Hochschule, seit zwanzig Jahren unter den berühmteren deutschen Schriftstellern nicht ohne Auszeichnung genannt, griff das wissenschaftliche Leben und den praktischen Unterricht an einem wichtigen Punkte an, während der evangelischen Oberbehörde über Landesschule, Aufsatz Lesen und Schreiben gründlichere Kenntniß der Grammatik und Poetik [illegible] an, und wünschte seine Vorschläge auch dadurch zu verwirklichen, daß Lesebücher zu Besserung dieses fremden Zweiges entschieden war [illegible] in der „Deutschen Gesellschaft der Grundsätze." Es ist in diesen Büchern auf nichts geringeres abgesehen, als darzuthun, daß die Grammatik ein Zwangsstift, eine Tyrannin, daß sie nur eine vermeintliche Wissenschaft ohne Inhalt und ohne Nutzbarkeit sey, über den reformirenden und weisheitsvollen gegenwärtigen Zustand der Classen keine Auskunft ertheile, dagegen verwirren und abstumpfen wolle, und der Ewigen Weisheit den Weg der Christlichen verlegen hat; daß sie für die Sprachverwirrung eine ergiebige Quelle mannigfaltiger, Denkverderblicher grammatischer Fehler sey, und durch Begünstigung des Wahnes, Alles wissen, machen, bilden und lehren zu können, die Lernbegierde töde.

Nun leichen, nicht etwa freilich auf leicht hingeworfenen, sondern sehr sorgfältig durchgedachten und mit Vorsicht, Umsicht und Bescheidenheiten alles das reichlich begleiteten Vorschlägen hätte eine große Wirkung, wenigstens im Kreise der Literatur erwartet werden sollen; aber sie erfolgte nicht. Zum Theile lies ich diese Gleichgültigkeit gegen bedeutende Unternehmungen und gründlichere Forschungen in [illegible] öffentlichen Leben erklären. Bei der Neigung der Grammatik zum Exclusiven, verfehlte Klopstock's Lieg auch Anfangs auf die Lai [illegible] ausgebreitete Aufgang befähigen die gründlichen Abhandlungen über grammatische Gegenstände, einen bestimmten Einfluß in weiteren Kreisen

oft Nacht schlachtvoll und hoffend aufschauenden Teutschen. Der Wiederholung und weitere Ausführung derselben Anklagen fällt in die Zeit, welche mit Verhandlungen über kirchliche und weltliche Angelegenheiten von großer Bedeutung, mit dem Reformations-Jubelfeste, mit Verfassungswesen und mit manchen, Aufsehen erregenden Erscheinungen des Augenblicks überhäuft war. Auch ist wohl in der Beschaffenheit der Luther'schen Bücher selbst einige Entschuldigung dafür, daß sie weniger, als Recht scheinen möchte, beachtet worden sind, zu suchen; so viele tief eingreifende, die schadhaften und wunden Stellen im öffentlichen Leben unsanft berührende Wahrheiten darin ausgesprochen, folgenreiche Mißgriffe nachgewiesen, arge Blößen aufgedeckt werden; so gehaltvoll großentheils der fleißig zusammengebrachte Stoff, und so beredt, Geist und Herz aufsprechend, derselbe in Einzelnem dargestellt ist; so wird der Unbefangene doch eingestehen müssen, daß Einseitigkeit und Uebertreibung oft vorwalten; viele wortreiche Wiederholungen und Breitreden ermüden; auch der beabsichtigte Gesammt-Eindruck wird durch Mangel an Ordnung und Helligkeit, so wie durch Verwirrung der Begriffe und unbestimmte Verallgemeinerung dessen, was nur bedingt und schärfer bestimmt als wahr gelten kann, verfehlt. Die Würdigung des Endzwecks von Luther's Bestrebungen läßt sich jetzt, nach des Verfassers Tod und da nicht wenige seiner Behauptungen in der Wirklichkeit des gesellschaftlichen Zustandes ihre Bestätigung oder Widerlegung gefunden haben, mit pflichtmäßiger Ruhe und ohne alle persönliche Rücksichten, anstellen.

Wir sind nichts weniger als Gutsbesitzer vom Handwerke, die für Hausgötter und Erbe fechten; wir sind nicht unempfänglich für Belehrung, mag sie ein Buch oder das Leben darbieten, nicht gefühllos für Wohl und Recht des menschlichen Geschlechts. Billig soll anerkannt werden, welche Wahrheit in der Anklage liegt, aber auch nicht verschwiegen bleiben, wenn Irrthum und Vorurtheil sich ihr beige-

wiſche haben; mißbräuchliche Uebertragung ungegründeter Beſchwerden auf wiſſenſchaftliche Anſichten ſoll abgewehrt und überhaupt den nachtheiligen Folgen entgegen gearbeitet werden, welche das Aufgeben oder die abſichtliche Geringſchätzung einer geſchichtlichen Beſchäftigung nach ſich ziehen, die, auf ihr Weſentliches zurückgeführt, und in ihren Schranken gehalten, für hiſtoriſches Studium unentbehrlich, und für Geſchäftsleben nicht unfruchtbar iſt. Dieſe zuletzt angedeutete Beſtrebung ſcheint nichts weniger als überflüſſig zu ſeyn; denn ſind gleich die Lueder'ſchen Angriffe auf die Statiſtik zu keiner öffentlichen Bedeutung gelangt, weder gründlich geprüft noch mit kräftiger Lebendigkeit widerlegt, ſondern als Ausbrüche ſtürmiſcher Leidenſchaft angeſehen oder, faſt möchte man glauben, einer ungebührlich ſchnellen Vergeſſenheit übergeben worden; ſo ſcheinen ſie doch nicht ohne gewiſſes nachhaltigen Einfluß auf Studien und Litteratur geblieben zu ſeyn. Es läßt ſich dieſes an der auffallenden Verminderung ſtatiſtiſcher Schriften, was überhaupt genommen nicht unerfreulich ſeyn möchte, wahrnehmen; aber mehr noch und folgenreicher an verherrſchendem Kaltſinne gegen Alles, was auf Statiſtik unmittelbare und nähere Beziehung hat und noch vor wenigen Jahren die allgemeinſte Theilnahme zu finden pflegte.

Nach den bisherigen Aeußerungen wird freilich eine Beſtreitung der auf Vernichtung der Statiſtik berechneten Behauptungen Lueder's hier erwartet werden; und dieß iſt allerdings in mehrer Beziehung der Zweck des gegenwärtigen Aufſatzes. Aber dem wackeren Streiter ſoll dabey volle Gerechtigkeit angedeihen und was durch ſeine Unterſuchungen und Betrachtungen gewonnen oder ſtrengerer Prüfung unterworfen worden iſt, ſoll dankbar hervorgehoben und zu wiederholter Beherzigung empfohlen werden. Die Geſinnung, aus welcher Lueder's Haß gegen Statiſtik hervorgegangen iſt, verdient fürwahr Achtung; und daher wird am ſchicklichſten von den Urſachen dieſes ſeines eigen-

werthen grimmigen Unwillens ausgegangen. In den Jahren des öffentlichen Elends, dem der gebildetere Theil der europäischen Menschheit unterlag, wurde Jeder, wenn sein Gefühl für Höheres, für Recht und Wahrheit nicht erstorben war, unaufhaltbar angetrieben, über die Quellen des Alles überwältigenden Unglücksstromes nachzudenken; der Ursprung der Verwirrung und Verkehrtheit der Begriffe, der gränzenlosen Anmaaßung, der schlaffen Feigheit mußte entdeckt werden, wenn auf Einsicht und Willen der Zeitgenossen gewirkt und der hoffende Glaube an Errettung des Vaterlandes aus unwürdiger Abhängigkeit von fremder Willkühr geweckt und gestärkt werden sollte. Die Hauptursache des Verderbens glaubte Luder in der Beschaffenheit der Politik und in der Hülfleistung, welche diese von der Statistik erhält, zu entdecken. Ihm erschien, und es bleibe dahin gestellt, in wie weit mit Recht oder Unrecht, die Politik seiner Zeit ohne sittlich-religiöse Grundlage, ohne Glauben an die höhere Bestimmung des menschlichen Geschlechts, ohne Achtung für Recht und Wahrheit, ganz befangen in Sinnlichkeit und in verblendeter, bis zur Menschenverachtung gesteigerter Selbstsucht. Es empörte ihn, daß das Volk als todte Masse betrachtet werde, die was ihr frommt nicht ahnden, für eigene Bildung nichts thun könne, die zu allem, was von ihr gefodert wird, bestimmt und zu blindem Gehorsam angehalten werden müsse; daß folglich weder von Menschenrechten, noch von Bürgerfreyheit anders, als in täuschenden Redensarten (eigentlich blos um der sich klüger dünkenden willen) die Rede seyn dürfe; daß Machthaber und ihre Stellvertreter auf ausschließlichen Besitz der Intelligenz Anspruch machen; daß der Staat als Kunstwerk behandelt werde, dessen Einrichtung, Stellung, Benutzung dem Meister allein bekannt und überlassen bleibe, welcher das Räderwerk ordnet, dort etwas überflüssiges wegnimmt, hier etwas als nothwendig erkanntes hinzusezt und die Wirkungen der Staatsmaschine, das wohl berechnete Spiel ihrer

Kräfte, nach Gutdünken offenbar werden läßt. Es mochte etwas Schauderhaftes für ihn haben, daß die fruchtbarsten Wohlthaten, die gehaltreichsten Erfahrungen, die heiligsten Gerechtsame, daß die edelste Aussteuer, welche dem gesellschaftlichen Leben durch fortschreitende Entwickelung und durch allmählig gewonnenes Bewußtwerden eines höheren Berufes zu Theil geworden, verkannt, vereitelt, verkümmert, ja vernichtet werden; etwas Schauderhaftes, daß der Mensch, der Sohn des Staubes, uneingedenk seines Ursprunges und der richtenden Zukunft, sich erkühnen wolle, dem Ewigen Allmächtigen gleich zu stehen in den Gränzen der Zeit und die unserem umtrübten Auge unerforschbare himmlische Weltregierung auf Erden zu versinnlichen. Allerdings mochte dieser Schmerz über Gewaltthaten eines Allgefürchteten, dem Alles zu gelingen, der alles Heilige und Herrliche mit Untergang zu bedrohen schien, der ohne Scheu laut aussprach was frühere Unterdrücker der Menschheit arglistig zu verschweigen pflegten, der sich nicht entblödete, seinen Namen neben Gottes Namen in den Landeskatechismus aufnehmen und Gehorsam gegen seine Gebote dem Gehorsam gegen göttliche Glaubens- und Sittengesetze gleich stellen zu lassen; es kann seyn, sage ich, daß frommer Unwille über rücksichtlose Anmaßungen und ungehemmte Rechtsverletzungen des in unseren Tagen weltbürgerisch gewordenen Treibens der Völker den Blick auch des sonst unbefangenen Beobachters getrübt und ihm das politische Bild seiner Zeit bis zur Verzerrung düster gestaltet habe. Wer möchte darüber mit ihm rechten? Alles schien ihm die Rückkehr fürchterlich-grränzenloser Machtwillkühr in fast morgenländischer Ueberströmung, Alles den Untergang der edelsten Errungenschaften, der unveräußerlichsten Güter der Menschheit anzukündigen.

Erfüllt und im Innersten ergriffen von solchen Besorgnissen, suchte er auszumitteln, was diesen Rückschritt des öffentlichen Lebens, diese mit den aus geschichtlicher Erfahrung abgeleiteten Gesetzen über gesellschaftlichen Zustand un-

vereinbate Umwälzung im Staats- und Bürgerleben gefördert und gezeitigt habe. Anſtatt die Verirrungen ins Auge zu faſſen, welche der ſeit Jahrtauſenden beſtehende, immer erneute und in der letzten Zeit überall hart hervortretende Kampf zwiſchen Anſprüchen der Vernunft und demüthig-gläubiger Hingebung an unſichtbare Obermacht erzeugt und die verwüſtenden Uebertreibungen, zu denen dieſer Kampf führet; oder die Ueberſchätzung des Sinnlichen und mit ihr unvermeidlich das Sinken der geiſtigen Gemüthskraft, die Erſchlaffung des religiöſen Sinnes und Glaubens, das Abwenden des Blickes vom Höchſten und Ewigen auf Gemeines und Vergängliches; und damit das Erſterben der häuslichen Unſchuld, der bürgerlichen Sittenreinheit, des vaterländiſchen Geiſtes; ſtatt deſſen, haftete ſein Blick an dem, womit er ſich am anhaltendſten beſchäftigt hatte, an der Statiſtik und fand, was einſt in ihr unſchuldig, gemeinnützig und darum einladend ihm geweſen war, jetzt häßlich, verderblich und zurückſchreckend. Welches Entſetzen möchte ſich des ehrlichen Mannes bemächtigen, als er hier zu entdecken meynte, was er ſuchte! und als er ſich geſtehen mußte, daß er ſelbſt zur Herbeyführung der verabſcheuten Zeit eifrig und ämſig bereitwillige Dienſte geleiſtet habe! Er erblickte in der Statiſtik und in ihrer engen Verbindung mit Politik die Fundgrube der neueſten öffentlichen Drangſale, der verderblichſten Anſichten vom Staatsleben, der reichhaltigſten Hülfsmittel und Unterſtützungen des Despotismus. Nach ſeiner Ueberzeugung entfremdet uns Statiſtik dem geiſtigen Ewigen, indem ſie mit ſelbſtgefälliger Einſeitigkeit bei dem Aeuſſerlichen, Vergänglichen verweilet, und der hiefür allein in Anſpruch genommenen Aufmerkſamkeit volle Befriedigung verheiſſet; ſie maaßet ſich an, alles zu umfaſſen und zu lehren, was zur Kenntniß und Beurtheilung, Erhaltung und Verwendung der Staatskräfte ausreichet. Zum entſchiedenen Maſchinenweſen wird auf ſolche Weiſe die Staatsverwaltungskunſt; das Geiſtige verkörpert ſich, das Lebendige er-

ſtarret; Alles wird auf Zahl und Gewicht zurück gebracht; Staaten mit ihrer Bewegung, Kraft, Bestrebung müssen sich (ohne daß der sittlichen Allmacht des Heiligen gedacht wird) wie Rechnungs-Exempel behandeln lassen; und so werden Inländer und Fremde über Zustand und Wirksamkeit eines Staates getäuscht; statt seines Lebens Bild aufzufassen, halten sie sich an hinfällige Aeusserlichkeiten. Da trotzet einer auf Flächeninhalt und vortheilhafte Abrundung des Landes, hier zaget ein anderer wegen Unsicherheit der Grenzen und Gefährlichkeit der Umgebung; Viele vertrauen auf Volksmenge und Stärke des stehenden Heeres, Manche auf Wohlstand und reiche Hülfsquellen für öffentliche Bedürfnisse. Es entstehet eine falsche Selbstschätzung im Verhältnisse zum Auslande, im Inneren ein Bestreben des oberen Beamtenstandes, Alles wissen, in Alles eingreifen zu wollen; Alles soll geleitet, vorgeschrieben, geordnet werden: Gewerbfleiß und Religion, Wissenschaft und Liebzucht, Ehen und Tod, Freudegenuß und Entbehrung; was im Verlaufe so vieler Jahrhunderte gesetzmäßige Selbstständigkeit und eigenthümliche freye Thätigkeit im gesellschaftlichen Leben vorzubereiten und zu begründen schien, nimmt die Gestalt eines todten Mechanismus an; den Menschengesichtern ist das Gepräge seelenloser Stumpfheit aufgedrückt, und ihr armes Leben läuft ab, wie ein Uhrwerk; Lauerey und Spürerey werden im fremden, wie im eignen Lande zur Tagesordnung.

Es wird wohl nicht geleugnet werden können, daß bey den ersten Versuchen, das was jetzt Statistik heißt, zu politisch-wissenschaftlichem Daseyn zu erheben, die Absicht vorgewaltet hat, sich von dem Zustande anderer Reiche möglichst vollständig zu unterrichten, um hiernach in auswärtigen Verhältnissen Maaßregeln, wie sie eigenem Vortheile zusagten, zu ergreifen. Dieses bezweckten die Generalberichte, welche sich in der zweyten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts der Venetianische Senat von seinen Botschaftern erstatten ließ, und denen wir vielleicht die ältesten, gewissermaaßen amt-

liche ſtatiſtiſche Nachrichten *) verdanken. Dieſelbe Verfahrungsart, nur vielleicht minder folgerichtig auf Einzelnheiten und Perſönlichkeiten dringend, beobachteten in Frankreich K. Heinrich IV., deſſen Europäiſche Republik, wie das 19te Jahrhundert gezeigt hat, einen tiefen Sinn hatte, und kein Luftgebilde politiſcher Romantik war, Cardinal Richelieu, der die Europäiſche Staatenwelt in ihren wechſelſeitig eingreifenden Beziehungen als ein Ganzes auffaßte, und K. Ludwig XIV., der ſich als oberſten Schiedsrichter in den öffentlichen Angelegenheiten geltend machen wollte; was Geſandte, heimlich Bevollmächtigte, Reiſende mittheilten, wurde lange Zeit als Kabinetsgeheimniß betrachtet, und gelangte ſelten oder nur in ſo weit es dem Regierungswillen entſprach, oder erſt ſpäterhin, zu öffentlicher Kunde. Auch was in Deutſchland ſeit Hermann Conring's **) Vorgange für Statiſtik geleiſtet wurde, hatte einen faſt ausſchließlich politiſchen Charakter; es hielt ſich jedoch meiſt innerhalb der Gränzen der Theorie und behauptete unter den Bildungsmitteln für junge Staatsmänner einen vorzüglichen Rang.

*) Von Franc. Sanſovino 1567; Giov. Botero 1589; und der Theoro politico. Mail. 1600; lat. Cöln 1609. — Viel älter iſt eine noch ungedruckte von Paolo Morosini (A. 1480.) für den Nürnberger Syndikus Greg. v. Heimburg verfaßte Beſchreibung der Rep. Venedig. Auch gab Louis Moutenger Calculation, description et geographie veritable du R. de France Lyon 1515 heraus, und in Deutſchland war: Erzelung der Kunigreich in Hiſpanien, auch derſelben jartich nutzung und einkommens mit ſampt den Herrſchaften demſelben Kunigreich zuaehörig. 153⁹. 4. erſchienen. — Die älteren italiäniſchen Reiſebeſchreibungen ſind reich an ſtatiſtiſchen Nachrichten. Die Reihe ſtatiſt Länder- und Völkergemälde in den bekannten Elzevir'ſchen Republiken (1621 fl.) enthält viel Treffliches.

**) Seine Vorleſungen liegen bey Ph. A. Oldenburger's Thesaurus polit. Genf 1675. 4 V. 8. zu Grunde. Auf den Univerſitäten in Leiden, Jena, Halle, Frankfurt a. d. O. ꝛc. wurden im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts ſtatiſtiſche Vorleſungen gehalten.

Der ſchon von Peter D'Avity *) angegebene geſchichtliche Geſichtspunkt der Staatenkunde wurde von Eberhard Otto (1726) und mehren ſeiner Nachfolger feſtgehalten; auch finden wir denſelben bey Achenwall (1749), dem Vater der heutigen Statiſtik, welche durch ihn dieſen Namen erhielt. Achenwall ging von der Geſchichte der Staaten aus, um ihren Zuſtand in damaliger Gegenwart erklären und beurtheilen zu können; die Dürftigkeit und Unſicherheit ſeiner Angaben kann ihm nicht zum Vorwurfe gemacht werden, denn es fehlte ihm an Quellen und Hülfsmitteln; eher dürfte er darin zu tadeln ſeyn, daß er die aus geſchichtlichen Veränderungen hervorgehenden Einzelnheiten in einen allgemeinen Satz oder in eine für die neueſte Zeit gültige Formel zuſammenfaſſen wollte, mit anderen Worten, daß er ſich zu ausſchließlich einſeitig der Betrachtung ſeiner Gegenwart hingab. Gatterer **) zeigte anſchaulich das richtige Verhältniß, in welchem Statiſtik zur Geſchichte ſteht, und ſein Verfahren, ihre wechſelſeitige Beziehung fruchtbar zu verſinnlichen, iſt durchaus beachtenswerth, auch von mehren teutſchen Hiſtorikern beibehalten worden. Dagegen betrat Schlözer einen andern Weg; er hatte ſich die Ergänzung, Berichtigung, Erweiterung des Achenwall'ſchen Abriſſes (1787) angelegen ſeyn laſſen, und durch Sammlung, zum Theil auch durch pragmatiſche Verarbeitung ſtatiſtiſcher Materialien ***) bedeutendes Verdienſt erworben, als er in höheren Jahren (1804)

*) In dem jetzt mit Unrecht ganz vergeſſenen Werke: Les etats, empires, royaumes etc. du monde. P. 1616. 2 B. 4.; letzte Ausg. P. 1660. 3 B. Fol.

**) Nicht in dem: Ideal einer Weltſtatiſtik 1773; ſondern im: Verſuch einer allgemeinen Weltgeſchichte bis zur Entdeckung Amerika's. 1792.

***) In dem: Briefwechſel 1774 fll. 10 B. 8.; und in den: Staatsanzeigen 1782 fll. 7 Hefte. 8. — Schlözer ſelbſt erkannte Fr. Carl Moſer als ſein Vorbild an.

****) Staatsgelahrtheit und ihre Hauptſtücke 1763; Theorie der Statiſtik, nebſt Ideen über das Studium der Politik überhaupt

die Statistik aus ihrer, übrigens von ihm keineswegs verkannten, naturgemäß engeren Verbindung mit Geschichte entließ, und ihr, als wesentlichem Bestandtheile der Staatswissenschaft eine andere Bestimmung und Richtung anzuweisen sich bestrebte. Der Mann, dessen Name der Schrecken großer und kleiner Tyrannen war, der die Frevel gegen Gerechtigkeit und Menschlichkeit in ihren Schlupfwinkeln aufsuchte, und ohne Ansehen der Person rügte, die bedrängte Unschuld entschlossen vertrat, der Herold der Oeffentlichkeit, setzte das irdische Heil des gesellschaftlichen Lebens in die rechte Bearbeitung, und vielseitige Benutzung der Staatskunde; er glaubte, nicht genug den Gewinn anpreisen zu können, der den Regierungen und den Völkern daraus erwachse. Ordnung, Licht, Gründlichkeit wollte er in ein Geschäft bringen, das schon weit und breit im Gange war. Die angesehensten Staatsbeamten hatten die praktische Regierungs-Statistik in Ausübung und Anwendung gebracht und damit als Grundbedingung richtiger und folgenreich fester Staatsverwaltung anerkannt. Wie Ludwig XIV. gefühlt hatte, daß vollständige und genaue Kenntniß der Kräfte seines Reichs unentbehrlich sey, um mit dem Gebrauche derselben haushälterisch wuchern zu können; so wollte Friedrich der Große aus edleren Beweggründen mit dem Inneren seines Staates in allen seinen Theilen vertraut seyn, um die schwere Pflicht, überall für Gemeinwohl zu wachen, für Besserwerden zu sorgen, Mängeln abzuhelfen, Bestrebungen zu unterstützen, umfassender, zu rechter Zeit und ihm selbst genügender erfüllen zu können. Was Heinitz, Herzberg, Dohm und mit ihnen viele andere in dieser Hinsicht versucht und geleistet haben, erinnert an die statistische Thätigkeit, welche bald in vielen teutschen Ländern sichtbar wurde, und auch auf Ausländer, namentlich in neuester Zeit nach

Hoff: Recensionen in den Götting. gel. Anz. 1808. St. 14. 96. Bl. 910. Alles gedankenvoll und reich an trefflichen Winken und kräftigen Ansichten.

Frankreich überging. Hand- und Lehrbücher, Abriſſe, Tabellen, Stoffſammlungen ſtatiſtiſchen Inhalts drängten ſich in dichten Haufen *); ſtatiſtiſche Vorleſungen wurden auf den Hochſchulen fleißig und mit Vorliebe beſucht, ſelbſt von ſolchen Jünglingen, welche andere bewährte Bildungsmittel des Geiſtes verſchmäheten; einige Gymnaſien und Bürgerſchulen nahmen, um nicht hinter dem Zeitalter zurückzubleiben, Statiſtik unter ihre Unterrichtsgegenſtände auf; die gemiſchte Leſewelt war ſtatiſtiſchen Büchern nicht abgeneigt; oft bezogen ſich geſellſchaftliche Unterhaltungen darauf.

Erhoben nun damals, faſt mehr noch als jetzt, mit kühnen Aeußerungen, auffallend neuen Behauptungen, ſchneidenden Einfällen viel Prunk mündlich und ſchriftlich getrieben wurde, ſo ließ ſich doch Niemand beygehen, die Statiſtik als Förderungsmittel des Despotismus zu bezeichnen; die öffentliche Meinung über Schlözer's ſchriftſtelleriſches Streben und Wirken würde die bündigſte Widerlegung eines ſolchen Vorwurfs geweſen ſeyn. Die mit dem Emporkommen der Statiſtik faſt gleichzeitige Verſchlimmerung des öffentlichen Lebens kann und darf nicht zu der Schlußfolge berechtigen, daß ſich das eine zu dem anderen wie Urſache zur Wirkung verhalte und demnach Statiſtik die Gewaltſtreiche, Verirrungen, Unfälle und Mühſeligkeiten veranlaßt und begünſtigt habe, durch welche Selbſtſtändigkeit und Kraftentwickelung im bürgerlichen Leben gefährdet worden ſind. Könnte das Neben- und Nach einander ſeyn von Erſcheinungen in unſerer Welt Befugniß geben, einen inneren Zuſammenhang derſelben anzunehmen oder wegen ihrer etwaigen äußeren Berührungen höchſt wahrſcheinlich zu finden, ſo würde ein furchtbares Gewirre der Vorſtellungen entſte-

*) Anzuzeichnung verdienen Aug. Niemann Abriß der Statiſtik und der Staatenkunde, Altona 1804; und Joh. Gottlieb Schummel kleine Weltſtatiſtik, Berlin 1805. Beide Bücher höchſt verſchiedenartig in Anlage und Stimmung, ſind ſehr gelungen, und werden auch künftig zu berückſichtigen ſeyn.

ben und ſich eine lange Reihe von Täuſchungen und weſenloſen Schreckbildern durch das Leben ziehen. Hemmung und Verfall des Völkerglückes und der Bürgerkraft, jäher Wechſel in politiſchen Zuſtänden, Ueberſpannung auf der einen, Erſchlaffung auf der anderen Seite, Ebbe und Fluth im Staatsleben bilden ein eng verſchlungenes und nach ewig unwandelbaren Geſetzen ſich geſtaltendes Ganzes, über deſſen eigenthümliche innere Entſtehung und meiſt unbegreiflich ſtille Entwickelung uns kaum weiter ein Urtheil zuſteht, als in ſo fern wir es auf Wahrnehmungen an uns ſelbſt begründen, welche nur ein Tropfen in dem Meere der allgemeinen Menſchenbildung ſind. Das Wachsthum in der geiſtigen Welt wird von einer dichten Rinde des äußeren Lebens umſchloſſen; was Jahrhunderte lang, ſein unſichtbares Daſeyn fortſetzend und erkräftigend, geborgen war gegen Beobachtung und Berechnung, gedeihet zur Reife und bricht, wenn ſeine Stunde kömmt, nicht als Keim, ſondern als zeitige Frucht hervor. Was menſchliche Weisheit erwirkt und in das Leben geſtellt zu haben wähnt, wird zurückgedrängt und bleibt anderen Geſchlechtern, die im Inneren dazu bereitet ſind, vorbehalten; was wir mit zornigem Schmerz der Mitwelt entzogen glauben, wird einſt jugendlich friſches Leben haben, wenn es zum gottwohlgefälligen Durchbruche von Innen nach Außen gelangt iſt. In den zärtlichen Urbeſtandtheilen ſetzet ſich in der unerforſchbaren Gemüthswelt das an, was endlich Macht gewinnt, das Leben zu beſtimmen und deſſen äußeren Zuſtand zu ordnen. Darum iſt hohe Pflicht für Jeden, der ſich der heiligen Bindung des Unvergänglichen bewußt iſt, das Samenkorn der Liebe, des Rechts, der Wahrheit, ohne alle Selbſtſucht auszuſtreuen, nicht fordernd die Früchte für ſeine Gegenwart, ſondern freudig dem Schooße der Menſchheit Hoffnungen anvertrauend. Und ſo äußert ſich wahre Weisheit im Staatsleben, daß erkannt und anerkannt wird, was zeitig iſt für die Zeit, und daß ihm freye Bewegung zugeſtanden wird, die allem gebühret,

und Kraft hat und innere Lebenskraft, wogegen weder heimliche Tücke noch offene Gewalt etwas vermögen.

Eine geschichtliche Erfahrungen scheinen dem Anklager der Statistik nicht gegenwärtig gewesen zu seyn; sonst würde er, mit seherhaftigem Blicke in die Zukunft, dem Uebel der Gegenwart seine so einseitige und unbefriedigende Erklärung gegeben haben. Denn es heißt, auf das mildeste ausgedrückt, der Statistik unverdient viele Ehre anthun, wenn sie in ihrer Verbindung mit Politik, wo nicht als Urheberin, doch als Pflegerin und Erzieherin so vieler Leiden und Uebel genannt wird. Uns allen kann keineswegs verborgen seyn, woran unsere Zeit krank war und noch ist; ihre Gebrechen sind nur zu sichtbar geworden; sie lassen sich leichter erkennen, als heilen. Tausende und abermals tausende sind nicht ungewiß über das, was unsers Volkes Züchtigung und Demüthigung herbeygeführt hat. Hier darüber darf nicht vergessen werden, daß Mißbrauch seitdem die Aussicht zum Besseren geöffnet haben; daß die Kraft des Glaubens an das Heilige schön verjüngt und durch Thaten verherrlicht worden ist; daß begeisterte Vaterlandsliebe und erstes Selbstgefühl die gebeugten Gemüther wieder aufgerichtet haben; daß Gottesfurcht und Gerechtigkeit, Muth und Mäßigung, Liebe und Beharrlichkeit wieder eingezogen sind in die Hütten, welche sie verlassen hatten, und öffentlich wirken und walten wollen. Wird jetzt durch die Thatsache dargethan, daß Politik und Statistik nicht im Stande gewesen sind, diese Uebel zu verwüsten, diesen das Ueberhandnehmenden Volksgeist zu ersticken, so darf die gegen sie erhobene Anklage nicht als begründet erachtet werden; denn mit dieser Anklage hebet, was vor unseren Augen geschehen ist, in geradem Widerspruche. Wie aber Untergang und Verderben ankündigte, und ganze Völker zu einem neuen Leben und großartigen Thaten erweckten; so unsere Verhältnisse bey fortgesetzter genauerer Forschung auch eine festere Ordnung; wohlbegründete Hoffnungen und Erwartungen

einzelner Stände Boden Gewährung, das Volk ist für wehrfähig erklärt, für würdig und tüchtig, Vaterland und Gemeinwohl, Sicherheit, Ehre, Freiheit zu vertheidigen; die religiöse Selbstständigkeit der Kirche wird anerkannt; Künste und Wissenschaften blühen; sorgsame Pflege, immer allgemeinere Verbreitung wird ihnen zu Theil. So ist Gutes auf Bösem erwachsen; wie es immer war und immer sein wird. Wären hie und da Menschen, die ihren Zeitgenossen diese freie Selbstveredelung des gesellschaftlichen Lebens missgönnen, welche Tag in Nacht, Liebe in Haß, Freiheit in Knechtschaft umwandeln möchten, sind diese Menschen von Politik und Statistik verschieden? Politik und Statistik würden auf solche Art die Gesammtlast aller Vergehungen und Verirrungen im gesellschaftlichen Leben sich aufbürden lassen müssen. Eben so leicht wäre es und eben so gerecht, die Theologie, wie eine Zeit lang unter sogenannten Philosophen herkömmlich war, oder die Philosophie selbst, die Mutter und Herrin alles Wissens und Wollens, in gleiche Verdammniß zu bringen.

Soviel zur Vertheidigung der Statistik gegen die hier zu Lande allerdings Beschuldigungen, daß sie den Zeitgeist und das öffentliche Leben verdorben habe; diese Ehrenrettung konnte versucht werden, ohne auf das eigenthümliche innere Wesen der Statistik einzugehen, wenn sich nachweisen ließ, daß die Uebel, welche sie hervorgebracht haben soll, längst vorhanden waren und aus anderen Quellen abgeleitet werden müssen, und daß das Gute, dessen Untergang ihr zugeschrieben wird, keineswegs untergegangen ist, sondern in der Wirklichkeit noch besteht. Andere Verwürfe können kaum einer ernsten und ausführlichen Widerlegung zu bedürfen. Das Gebrechen, im Staate Alles wissen und leiten zu wollen, worüber von Luden die bittersten Beschwerden vielfach wiederholt werden, ist nach dem Zeugnisse der Geschichte, weit älter als die Statistik; sie hat es nur bestimmter geregelt, und durch die Ergebnisse selbst, welche auf diesem Wege ausgemittelt

und für Verwaltungsmaßregeln gewonnen werden können, ist gehörige Vorsicht gegen Übereilung empfohlen und auf die naturgemäße Schranken solcher statistischen Möglichkeit aufmerksam gemacht worden. Auch an Einzelheiten gingen in der Aufgabe; es läßt sich vielmehr kaum wahrnehmen, und die vorliegende Staatsgeschichte hat der Beispiele dargethan, daß bei gehöriger Beachtung der ermittelten, gründlich genauen inneren Zustandskunde, Regeln gleicher Wahrheit, und für Einzelne wieder höchst gewinnreich sind. Eben so gründlich erscheint der Versuch, daß die richtige Begünstigung der Künsten und Manufacturen zum Nachtheile der Landwirthschaft vermieden habe; der in dieser Hinsicht entscheidenden Verwaltungsgrundsätze sind von der Britischen Gesetzgebung und von Friedrich Colbert, ohne Hinweisung der Staatsbürger, ausgegangen. Daß nur der etwa einen Antheil an Erhebung des Zustandes einer Nation beanspruchen wollte, kann sich bald aus der neueren Geschichte über die seit 30 bis 50 Jahren gänzlich veränderten inneren und äußeren Staatsverhältnisse einen sicheren Urtheil. Nicht vor Mißbrauch genug mit Statistik gemacht werden kann, zum Theil auch noch gemacht werden; aber immer wird sie eine Erscheinung, eher Zuverlässigkeit, eher Kunst, eher Gewissenhaftigkeit für den Mißbrauch, zu dem sie sich hergeben muß, verantwortlich zu machen oder gar in Anklagezustand zu setzen.

Der Gebrauch der Statistik könnte hier sein Geschäft für beendet erklären, wenn ihm nicht die Verantwortung gegen Fragen mit der bisher verfolgten Übersetzung sich in gewiß verwickelten zu sein schien, sie nicht wohl vorgenommen werden kann. Es gilt nämlich die Vergleichung der Zustände einer eigenthümlichen Individuität mit der Einrichtung einer wissenschaftlichen oder realistischen Vorstellung, von dem einen, wie von dem andern hängt die Entscheidung und Verantwortung ihrer Resultate ab. Einseitig und mangelhaft [illegible] Die Hypothesen und [illegible] aber die Thatsachen verdienen auch [illegible]

Unser Begriff und Inhalt der Statistik hat die Meinungen vielfach getheilt; ihre bewährtesten Vertreter weichen in ihren Bestimmungen darf von einander ab und haben sich zum Theil vergeblich abgemüht, den Unterschied zwischen der Orts- und Völkerkunde aufzudecken, und schärfer zu begränzen. Wir fassen von ihr: Kenntniß des Landes und Volkes in Beziehung auf innere Leben und auf äußere Verhältnisse des Staates. Hieraus ergiebt sich, daß die Statistik Theile der Orts- und Völkerkunde ist, aus denen ihren Stoff entnimmt, und nur durch die geschichtliche Weise, welche damit erreicht werden soll, einige Eigenthümlichkeit, ihre daraus seine Selbständigkeit gewinnt; zugleich wird dadurch Vollzähliges begriffen, was zum Behufe der Staatsverwaltung von ihr, in ihrer unmittelbaren Verbindung mit Politik, erwartet werden darf. Es gehört also in das Gebiet der Statistik das Verschiedenste in der Mannigfaltigkeit eines Landes und in seiner Stellung zu andern Völkern; das Eigenthümliche seiner Bewohner, wie es an Neigungen der Bildung, besonders der geistig-sittlichen, an Beschäftigungen mit geschichtlichen Verhältnissen wahrzunehmen ist; mit der Zustand der Verfassung und Verwaltung. Viel aber bleibt fortwährenden Veränderungen unterworfen. Mit damit beschäftigt sich zugleich die genaue Kenne über das, was durch Statistik ermittelt wird. Die Bewegung des Staatslebens bildet die Geschichte vor, den Zustand der Natur, welcher auf Bewegung folgt und neuer Bewegung vorangeht, schildert die Statistik. Daher ist sie in ihren reichen und eigentlich wissenschaftlichen Bedeutung von Geschichte ungertrennlich; die eine wird durch die andere bedingt und erklärt, so daß einander so unentbehrlich, daß eine ohne die andere nicht bestehen kann. Der griechisch-geistliche Kampf wird erst verständlich, anziehend und folgenreich, wenn der Zustand beider Völkerstämme vor und nach ihrer Berührung anschaulich erkannt wird. Nicht anders verhält es sich mit dem Gegensatze zwischen Adel und Knechtschaft und mit der römischen Weltherrschaft überhaupt. Einfache Verhältnisse bilden Anfänge,

wenn die Entstehung und Behauptung der Freiheit bei den Schweizern oder Niederländern, wenn der Einfluß und Einfall Ludwigs XIV., wenn der Fall Polens, die französische Revolution, wenn so viele Erscheinungen der neueren Zeit verschiedentlich und auf gewichtigen Gründen politisch-staatsrechtlich erklärt worden sollen.

Diese Ansicht von dem Wechselverhältnisse zwischen Geschichte und Staatsrecht scheint neben Übertreibungen als durchgreifend wohl auch überall richtig zu sein. Die Bestimmung und sogenannte Gültigkeit der Staatsform kann demnach in geschichtlicher Hinsicht nicht gehalten werden, wenn wir uns nicht auf die gewalt der einzelnen weiter; in vieler Verbindung mit Staatsrecht und als Grundsatz zu betrachten sein, und einem Mangel beizumessen ist, daß ohne genauigkeitige Berücksichtigung auf die Vergangenheit überhaupt wohl begriffen und zu heilsamen Folgerungen verarbeitet werden kann. Auch hat sie, ausschließlich auf die neueste Zeit beschränkte Staatsrecht einen einzelnen Staaten nicht blos als vollständigere Sammlung begnadigter Nachrichten wichtige Meinung für vereinzelte geschichtliche Bearbeitung, sondern von Interesse auch den Fremdenden einen Vorzug, welchen die Provinzen verschaffen, und stiftet einen Mangel ab, den die Provinzen älterer Geschichte oft nur zu schwerlich empfunden haben; sondern sie leistet auch vorzüglich für die Staatsverfassung wesentliche Dienste. Dieser Vorteil kann nicht dauernder und übergreifender ausgesprochen werden, als mit den Worten einer der gründlichen und gründlichsten Theoretiker der heutigen Staatswissenschaft, des weiland geh. Ober-Regierungsrath Hoffmann *): „Jede Provinz hatte wissen „wie viele und was für Mitglieder zu ihr gehören, wie viele „und was für Grundstücke in ihrem Territorio sind, welche „Personen öffentlichen in ihr betreiben werden, und welche „Rechten zu gemeinem Nutzen in ihr haften; denn ohne

*) In der Vorrede zu der Geschichte der Verfassung und Verwaltung der preuß. Staaten. Und hier ist nur [illegible] eingegangenen Nachrichten. Berlin 1832. 8.

„Nicht Kenntniß ist eine gewöhnliche und folgenreiche Erscheinung
„heranwachsender Jugend. In jeder Gemeinde und jeder
„Schule gelangt irgend, bald Mehreren, Einzelnen, oder Vie-
„len in öffentlich begünstigter Verborgenheit eingetragen
„werden, um sie Privatrache zu üben, welche immer ab-
„klagen. Einzelne üben die Barbarei der Gemeinden über-
„lich Strafen übrigen, über bei Vorwürfen und Indivi-
„bei gewissen Strafen und höhere Verantwortung. Eine Revision
„Verbrechen gegen von Menschen, wie Menschen Verbrechen
„gen von Familien; daß es gleiche der Regierungsbezirks
„Verbrechungen von Preußen, und Staaten Verbrechungen von
„Regierungsbezirke; so vermeint sich, daß vielleicht, auf
„jener höheren Stufe bedeutsam auf die Verbrechen über von
„Gebiet der Menschen, was nicht sind ein örtlich Inter-
„ße hat, zu Übertreten die der Kreis- Regierungs- und
„ehren Strafgerichten und gegen nicht zu Verurtheilung ei-
„ner neuen Strafen, indem weil das Bedürfniß der Bestrafi-
„ung es rührt. — Kann das Gefühl und Bedürfniß der
„Recht und der Gerechtigkeit, auch nicht gewachsen und geübt
„werden, so werden seine Strafungen und die Körperstrafe
„auch gleich andere und größer, und so treiben Gefühle
„mehr man sie noch schonen, schließlich jene Übungen der
„Bär zur Übertragung."

Es ist zu hoffen, daß die ausübende Thätigkeit und Verfügt, womit unter der Leitung treuer Beamte die örtlichen Kenntniß der persönlichen Charakter gepflegt wird, überall die sachkundige Beurtheilung und Behandlung Fehler werden, welche dann jetzt schon in der Öffentlichkeit Beachtung zu finden gewohnt ist. Dann werden die Klagen über Zweifelhaftigkeit der Strafen, über Ungleichheit der verschiedenen Gerichte, über Übertretungen, Verschwiegenheiten und Übereinstimmungen in den Strafurtheilen verstummen. Offenbar, was bisher gefehlt, und beförderet das rechte Verhältniß der Öffentlichkeit zur Strafrechtspflege eingeführt, und einen tüchtigen Beistand verschaffen würde.

Ueber

J. Agricola's deutsche Sprichwörter.

Von

Karl Zimmermann Jaeger.

[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible] Agnese Recanatesi

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Ach auf ich, Herr! die weil ich mich verlieben
Dem Leut freudiglich hantier Saitenklänge;
Durch Hädewint Mann's traurig mir widrig
Ein Ding mir auf, die Heiden, die Ihre Libesinnen

Ich ja die meine Musik mit Ihr angehen.
Mich an in unerlöst unterwehrte Gabe
Ihr empfindlich schwingend von Christus

Ich wollt die Ihnen, Lieben, nun bitten!
Nun ist allein Kommt Ihr bei Ihnen Bitte:
Ich Knecht bei Christus ist Ihr gnädig Weib

Seite 187. Zeile von o. u. a. das Bildchen, statt Bildchen.
— 189. — 8. v. o. der Fehler statt Fehler
— 189. — 5. v. o. der Widerkommen statt Widerkommen.
— — — 7. v. o. das Kunstbildchen statt Kunstbildchen.
— 190. — 1. v. o. Preise das Kommen noch Komplimente
— 189. — 3. v. o. das Bürle für Bursche.
— 190. — 18. v. o. Ingrave schnellste Eingriffsgeschwindigkeit und
— — — 8. v. u. Preise die eigen personlichkeiten.
— 189. — 10. v. o. das Ei. statt X.
— 198. — 9. v. o. das die statt des
— — — 6. v. u. das quam statt quem.
— — — 3. v. u. die commentationen statt com-
mentationen.
— 189. letzte Zeile v. und 3. v. u. das folgende ganz fehlen
einzuschalten:
Durch meine neuen Namen leicht eine ver-
wie mit dem Roten Tode gleich reichen.
— 190. — 1. das Ueberreich statt ebenreich.

---

b) In den ersten 8 Bogen des 2ten Bandes.

Seite 16, Zeile 8. v. o. ist noch muß ein Komma zu setzen.
— 38. — 6. v. u. das verstärkt statt verstärkt.
— 41. — 13. v. o. das Gedichte statt Dichtung.
— 47. — 4. v. o. das Form statt am.
— — — 10. v. u. das Abentheuer statt Abenteuer.
— 48. — 16. v. o. das z. B. statt ist.
— 49. — 11. v. o. das an sich statt sich.
— 50. — 3. v. o. das war statt war.
— 51. — 1. v. o. das Gefechtchat statt Gerichtsg.
— 52. — 11. v. o. die Trauben statt Trauben
— 54. — 10. v. u. das verstärken statt erkennen.
— 55. — 5. v. o. das Bad statt Bad.
— 57. — 8. v. o. die Gedichten statt Gedanken.
— 58. — 3. v. o. das Gedichte statt Gedanken.
— — — 8. v. o. das Gedichten statt Gedanken.

Philomathie

von

Freunden der Wissenschaft und Kunst.

herausgegeben

von

D. Ludwig Wachler.

Dritter Band.

Frankfurt am Main,

Verlag der Hermannschen Buchhandlung

1822.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Inhalts-Anzeige.

I. Wachler über J. J. Rousseau . . . . S. 1.

II. Regis Bemerkungen über Swift u. seine Werke — 85.

III. Harnisch über Amerika's Urvölker . . — 161.

IV. v. Schmeling Worauf ist im Frieden zu sehen, damit ein Volk für den Krieg vorbereitet sey? . . . . . — 187.

V. v. Göllu das Symbol der Theokratie im Hebraismus . . . . . — 207.

VI. Passow zur Geschichte der Demagogie in Griechenland . . . . . — 267.

Ueber

ohann Jacob Rousseau.

Vorschläge

von

Dr. Ludwig Wachler.

ἐπήμερον· τί δέ τις; τί δ' οὐ τις; σκιᾶς ὄναρ
ἄνθρωπος. ἀλλ' ὅταν αἴγλα διόσδοτος ἔλθῃ,
λαμπρὸν φέγγος ἔπεστιν ἀνδρῶν
καὶ μείλιχος αἰών.

Pindaro.

Ueber J. J. Rouſſeau.

I.

Die ſchnöde Härte in Urtheilen, die blinde Eitelkeit ſelbſüchtiger Rechthaberey, die Unverſöhnlichkeit des Haſſes, welcher nie ermüdet, nach Gründen ſeiner Rechtfertigung zu ſuchen, und ſich mit dem fortſchreitend unheilbaren Wahne ſchmeichelt, ſie gefunden zu haben oder endlich doch finden zu können, dieſes alles und mehr, es verſtimmt und ermüdet, das Einzelne zu verzeichnen, hat in neueſter Zeit den Rottengeiſt, welcher das bürgerliche Leben und den geſellſchaftlichen Frieden an vielen, ganz verſchiedenartigen Orten, verſtöret, ſo ſehr zum alltäglichen Herkommen werden laſſen, daß es kaum der Mühe zu lohnen ſcheinen möchte, für einen einzelnen Gegenſtand verewigten Haſſes die Aufmerkſamkeit beſonders in Anſpruch zu nehmen und die immer erneueten Verſuche nachzuweiſen, wie durch Schmähungen und Verdammungsſprüche der etwaige Einfluß und die ſittlich-geiſtige Geltung eines Geächteten unterdrückt werden ſollen. Dennoch dringet das Gefühl der Gerechtigkeit, das edelſte der menſchlichen Gefühle, auf wiederholte Durchſicht und Prüfung der Ver-

handlungen über das vergängliche irdische Leben und ewige geistige Streben eines Mannes, dem das traurige Verrecht zu Theil geworden ist, in der langen Reihe der Verunglimpften, Gehaßten und Verurtheilten eine der Ersten Stellen einzunehmen. Johann Jacob Rousseau ist der Unglückliche, welcher viele Jahre eines an Freudengenuß und an bessern Stunden überaus armen Lebens in dem marternden Bewußtseyn, gehaßt und verfolgt zu werden, hinschmachtete; und mit aller schwermüthigen Selbstpeinigung hat er nicht vermocht, die Wuth erbitterten Rottenhasses abzubüßen. Bald wird ein halbes Jahrhundert vergangen seyn, seitdem der oft Gefeierte, öfter selbst von Freunden Verkannte und Mißverstandene abgeschieden ist aus einer Welt, welche er anders auffaßte, als die Mehrheit sie auffassen kann und die kleine Schaar der über äußere Lebensgestaltung gebieterisch waltenden vornehmen Naturen sie aufgefaßt wissen will; und noch wird seinem Andenken von den mächtigsten Stimmführern Versöhnung versagt und Frieden, der nach sonst geheiligtem Vorurtheil den Todten gebühret; es erlieget beynahe unter der schweren Last von Verwünschungen, Verhöhnungen, schwarzen Anklagen und hämischen Seitenblicken der weitklugen Sophisten, der kalten Berechner der öffentlichen Nützlichkeit, der schlauen Anwalte der sicheren Bequemlichkeit und der pfäffischen Beichtväter heimtückischer politischer und kirchlicher Rechtgläubigkeit. So gehet Rousseau's nur zu begründete Besorgniß, daß die Herabwürdigung seines Namens bey der Nachwelt beabsichtigt werde, in vollständige Erfüllung; wenn gleich vielleicht diese Besorgniß selbst als eine der Hauptursachen anzusehen ist, daß sie zur Wahrheit werden konnte. Lassen sich doch sogar, wenn seinem Geiste und den reichen Ausströmungen desselben gehuldigt werden soll, Unverstand und Albernheit oft so laut vernehmen, daß dem Schatten des Schlafenden schier banger seyn muß vor seinen Freunden, als vor seinen Feinden.

Schon ist es fast ein Menschenalter, daß mich diese Betrachtung beschäftigte und die Lösung der Aufgabe, wie dem Gedrückten und Verläumdeten sein Recht in der Vertheilung der, seine Eigenthümlichkeit verkennenden und mißdeutenden Menge verschafft werden könne. Aber je mehr die Angelegenheit eines für Menschenrechte kräftig schlagenden jugendlichen Herzens war, desto lebendiger und warnender fühlte ich die Wahrheit der Aeußerungen, welche der geistreiche Weltmann*) an den ergehen ließ, der Novellen schilpern und Anderen begreiflich machen will. Einem solchen Seelenmahler im eigentlichsten Sinne soll den freier und heller Ansicht von dem Menschen überhaupt, die Fähigkeit, das enthüllte Geheimniß des rein Menschlichen anzuschauen, einweihen; er soll sich und seinen Lesekreis auf einem höheren Standpuncte zu halten wissen, von dem aus stets nur die rein erkannte Erscheinung aufgefaßt und dargestellt wird. So gedrängt, sich selbst als weltbegründet rechtfertigende Worte eines Mannes, dem über Angelegenheiten der bürgerlichen Kunst ein Urtheil zustand, bestimmten mich, die Ausführung des Vorhabens einem gründlichern Menschenbeobachter zu überlassen. Aber zwanzig Jahre sind vergangen und er hat sich nicht gefunden, der Mann, der das Geschäft aufgenommen und den für dessen Vollziehung aufgestellten Forderungen Genüge zu leisten gesucht hätte. Also nicht bethört von dem Wahne, jetzt das zu seyn und leisten zu können, was unbefangenes Selbstbewußtseyn vor zwanzig Jahren verneinte; sondern lediglich aufgerufen durch das verwurzeltere Bestreben, eine noch unerledigte Pflicht der Gerechtigkeit zu erfüllen, welche der Deutsche nur anerkennen darf, um von der Willenskraft, der Stimme des Gewissens zu gehorchen, ergriffen und durchdrungen zu werden; dieses zu thun für einen Mann, der das Bild einer höheren sittli-

*) Geschichte und Politik. Bd. 1. S. 289 ff.

chen Welt und alle dieser angehörige Gefühle in sich trug, dabei nichts weniger als frey war von der Schwachheit gewöhnlicher Menschen und keineswegs rein von dem Gifte herkömmlich gesellschaftlichen Verderbnisses, folglich zweydeutige, gefahrvolle Kämpfe bestehen mußte und einen vollständigen Sieg nicht erringen konnte; bloß dadurch bestimmt, habe ich die Untersuchungen und Betrachtungen über Newtean's Seyn und Wirken wieder aufgenommen und lege, nicht ohne Bangigkeit wegen des Erfolges, Bruchstücke daraus als Versuche zu ruhiger Prüfung und gerechter Beurtheilung vor.

Der feindseligen Hinderungen und der bedeutenden Schwierigkeiten, welche sich einer solchen Unternehmung entgegenstellen, sind sehr viele; denn es wird mit ihr nichts geringeres bezweckt, als richtige Entzifferung der Geheimschrift in einem, sich selbst oft räthselhaften Menschen innerem Leben und die von ihr abhängige wahrhaftige Würdigung der äußeren Erscheinungen. Darauf wird hingearbeitet, daß dieser Mann geschildert werde, wie er in dem Grundwesen seines Gemüthes wirklich war, nach den Andeutungen, Beobachtungen und Geständnissen, die er selbst über sich gegeben und für die Oeffentlichkeit bestimmt hat; aber so, daß von dem reinen Gewinne des Endergebnisses die Zuthaten leicht erklärbarer Selbsttäuschung, leidenschaftlicher Einseitigkeit oder unbewußter Beschränktheit, wie Schlacken vom Erze, ausgeschieden, darum aber nicht dem wilden Schutthaufen der Vergessenheit übergeben, sondern vielmehr als selbstständige Thatsachen in Erwägung gezogen und nach ihrem Antheile an äußeren Erscheinungen gewürdigt werden. Darauf kömmt es an, den Mann aufzufassen in möglichst vollständiger Eigenthümlichkeit, mit allem, was ihm ein Anrecht giebt auf Liebe und Achtung; ohne Schwächen und Gebrechen, Vorurtheile und Irrthümer, Irrtritte und Sünden zu verheimlichen; seine Ansichten und Grundsätze zu entwik-

sein und zu bekennen, für sie zu verfolgen bis zum letzten Atome, nachzuweisen die Wahrheit, ihre Würde und Zweckmäßigkeit, ohne sie vertreten oder ihre Einseitigkeit und Uebertreibung ableugnen zu wollen.

Denn es, diesen überaus reichen Stoff zur Vertheidigung angewandt zu erhalten; vielmehr soll ein unbefangener geschichtlicher Bericht erstattet werden, dessen treue Wahrhaftigkeit Keinem zweifelhaft bleiben darf, der dem Leben der Lebensgeschichte Napoleon's von der Kindheit an bis zu seinem Tode nachgeht.

Ohne Zweifel des Vertheidigenden wird sich aus der Darstellung ergeben, in welchem Verhältnisse Napoleon zu der heutigen Zeit stehet; erklären wird sich die Geschäftigkeit derer, die jede auch entfernteste Veranlassung wahrnehmen, um den schriftstellerischen Nachruhm eines Mannes zu bestreiten und in Schatten zu stellen, der mehr als einen auf sie, vielseitig verbreitete öffentliche Meinung eingewirkt und seinen rechtmäßigen Antheil an den folgenreichsten Erscheinungen der Gegenwart gegen jedwede Verunglimpfung sicher gestellt hat.

Aber abgesehen von dieser Beziehung des merkwürdigen Mannes auf das, was den Völkerbewegungen unserer Zeit einen weltgeschichtlichen Charakter giebt, gewährt die vollständigere Untersuchung des Menschen, als solchen, einen vielseitig belehrenden Genuß; es ist ein Einziges Subjekt in seiner Art, das verborgene innere Spiel der Neigungen und Gefühle aufgedeckt zu sehen und ohne die Hülle, welche das Leben äußerer Kunsttriebe umhüllt; das geheime Streben, Ahnen und Irren, den seltsamen Versuch, sich selbst die Gründe des Wollens und Thuns zu erklären und gleichsam über Alles Buch zu halten, in rücksichtsloser Darstellung anzuschauen; es wird das Hohe und Niedere, das Edle und Unedle, das Schöne und Häßliche, wie es hart neben einander besteht, oft in einander eingreift, oft sich bedingt und ergänzt.

Gönner; die Musen werden von ihm selbst dargestellt in feindlichen Angriffen auf seine Ehre und sittliche Würde; und dennoch braucht der sie vertretende Sachwalter nicht persönlich aufzutreten. Diese seltsame Mischung hat ihren Schöpfergrund; sie wurde in Lessing'schem Geiste als Gegenbild zu Pontius Pilatus geschaffen werden können. Aber aus dieser Mischung tritt ein sich scharf unterscheidendes Gepräge hervor, welches Nausikaa's in der Mitte zwischen Deutschen und Franzosen zeigt, gleichsam beiden Völkern angehörig; dem Deutschen durch Tiefe und Innigkeit des empfindenden Herzens, durch vertrauendweises Hoffen auf ein Besserwerden in der Welt und durch Ernst der Arbeit an Verwirklichung dieser Hoffnung, durch Kampfmüdigkeit für eine Herrlichkeit, die nur geahnet, nicht erkannt und als verbaubar gewußt werden kann; dem Französischen durch angeborne Abhängigkeit vom Sinnlichen, durch alles verführende Einbildungskraft, durch Höflichkeit, welche auch Menschenhaß nicht ganz zu unterdrücken vermag, durch liebenswürdigen Nachgiebigkeitsgeist und harmlose Spielerei.

II.

Nausikaa's Schicksale *) sind die Quelle, aus welcher der Stoff zur Schilderung dieses merkwürdigen Mannes geschöpft werden muß; alle, auch die geringfü-

*) Von den Ausgaben der Homerischen Werke sind die brauchbarsten: die nach der von H. Stephanus besorgten Ausgabe, von L. Prunte mit Anmerkungen des Eustathius besorgt: Basel 1560. 2 Bd. 4. m. K.; 3 Bd. K.; 3 Bd. 12.; Paris b. Elzev. 1. J. 1583. 2 Bd. gr. 4. m. K.; P. b. Wolfe 1606. 2 Bd. 12. (nach dieser Ausg., die wir allein zur Hand war, sind in gegenwärtigem Aufsatze die Seitenzahlen angeführt.) — Mit einigen Verbesserungen besorgt v. Wolf. Barnier und Merzdorf. P. 1780. 2. Bd. 8. m. K.; P. b. Bolle. 1804. 8. K.; der richtigste Text, mit guten grammatischen Anmerk. v. Heyne. Pforzheim und Leipzig's Handbuch. 1804 f. gr. 8.

gieren gewissen Vorteile für den aufmerksamen Beobachter des inneren Menschen; in welcher Art die reifere Jugend seinem prüfenden Gefühl für die Sachwelt unterworfen; so in den politischen, in dem Fach auch in der neuen Epoche. Ihre unmittelbare Beziehung über ihn, zum Teile eigentliche Lichtseiten und Schwächen über sich, was er war und wollte oder was er zu sein und zu verbessern glaubte, finden wir in folgenden: zuerst in seinem Selbstgespräche über in den Tagebuchblättern seines Lebens in 12 Bänden. Die Entstehungsgeschichte dieses Werkes ist uns genau bekannt [1]; es war bis zu einer Zeit [illegible] verfaßt, als M. auf alle öffentlichen Veröffentlichungen Verzicht geleistet hatte, ganz eigentlich für die Nachwelt, um sich von vielen durch selbständige Darstellung seines Lebens zu rechtfertigen und gegen verleumderische Anschwärzungen seiner Feinde zu verwahren. Es gehört in jene Epoche; die reifere in 9 B., und welches von Zeitgenossen durch Verleumdung und List Mißdeutung [2] vielen missgedeutet wurde, veranlaßt die Aufmerksamkeit für jene J. 1780 und ihre Gesinnungsart kann nur unsere Teilnahme erregt gewacht werden; denn in dem ist kein Geheimnis und am wenigsten war es das Manuscript [illegible], um so viele Einzelheiten mit genauester Bekanntheit und wechselnder Teilnahme kennen zu lernen; den meisterlichen Charakter der Wahrheit gezeichnet werden, aber in das romantisch ausgeschmückt, oft widerlich dramatisiert. Meine Absicht ist, daß der aufmerksame, wissensdürftige, mit der Gegenwart bekannte Mann sich ein lebhaft Bild von seiner Einheit, Folgerecht und reifen männlichen Strenge gebil-

*) P. L. Einzelnes Fremdes vor der vollständigen der B. Berlin 1791–94. B: vollständig M. 1. 2 Bd. in 8.

**) J. Privatis über mein Verhältnis mit J. J. R. v. Berlin 1793. M. 10. 12 Bl. 8.

***) E. Goethes 1. p. 9.

[illegible]

-) [illegible]

--) [illegible]

---) [illegible]

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

(1) Frankfurt, § 4, Abs. 1.
(2) S. o., Anm. 1 zu § 3, S. [illegible].
(3) Es soll [illegible] Gesetz, z. B. in [illegible] Fällen [illegible] Gesetz [illegible] Gesetz [illegible] Gesetz

wurde gestiftet und Hercule keine Schwierigkeit, ihn zu besiegen. Herkules ging oft zu ihm, um ihn aufzusuchen. Damit er sich auf dem Wege von seinen Gedanken in den heiligen Betrachtungen durch heftiges Gehen nicht zu sehr ermüde, so oft es nötig zu sein war. Er erzählt in einem Teile des zweiten Buches des Hauptgespräches Manches und sind heute auf die Tübinger Preisfrage: „Ob das Zusammentreffen der Kräfte und Willensthaten sage bewiesen habe, die Freiheit zu verneinen oder zu bejahen?“ Die viele Bekämpfung der Unterscheidung verschiedenartiger Ich ihm Inhalt in seinem ganzen Umfange; es wurde mit unwiderstehlicher Gewalt zu ihr hingezogen und von einem begeisterten Gefühle für Wahrheit, Tugend, Tugend ergriffen“). Auch mit Diderot konnte auch schärfer, die Religion zu lösen. Von Gesprächen seines Kabinetes schätzte ihm die heftigste Wirklichkeit des gesellschaftlichen Lebens in gebildeten Staaten als satanwidrige Theorie und verwerfliche Instinkt. Er glaubte, daß die bewährtesten Ansichten von dem Menschen und von der moralischen Gesellschaft auf vergeblichen Meinungen beruhen, welche durch die Gewalt des Vorurteils zu einem, als Unterscheidung ausgebildeten Vorurteil erhoben und für Wahrheit angenommen heilig gewachen seien. Wer in seine Verhältnisse vergeblichen Meinungen die meiste Quelle des Elendes und der Schlechtigkeit der Menschen anerkannt und sich, sicher auf die Gefahr hin, verfolgt zu werden, der tugendlichen Thätigkeit von der entsetzigen wollte, der wäre eine unübersehbare Menge Reihe von sozialen Irrtümern beschäftigen, um den Menschen in seinen Verhältnissen zum Wenigen und Einfach der Natur oder Zurückführung bedeutender Einrichtungen aufzufinden zu können.

[1] Goethes W. W. 1 B. — Die Tübinger, B. 10 H., auf das bezeichnete Preisaufgabe Beantwortung erhalten haben. B.'s Abhandlung ist mit einem Spruch Lessings Motto erschienen. B. lebte zu Augsburg.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] vertheidigte, [illegible] Rousseau'schen [illegible]. Neuerdings [illegible] sich [illegible] Werke, um den wunderlichen Sonderling kennen zu lernen, der Tiefsinn, Witz, Beredsamkeit und [illegible] Ausdruck in sich vereinte. Das [illegible] angeregte Leidenschaft und [illegible] Verborgenheit auf die Schwindelhöhe [illegible] Ruhmes emporgehobenen Mannes mußte um so [illegible] zur sittlich [illegible] Herrschaft über ihn erheben, weil sich zu gleicher Zeit seine Eitelkeit, ein [illegible] Glück machte und kurz nachher sein Antheil an dem Streite über den der französischen über italienischen Musik gebührenden Vorzug Gegenstand allgemeiner [illegible] und eigentlich Nationalangelegenheit wurde[*].

In dieser Stimmung beschäftigte ihn die Beantwortung der abermals von Dijon ausgegangenen Preisfrage: „Ob der Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen und ob solche im Naturgesetze begründet sey?“ Mit warmer Beredsamkeit schrieb er, den aus [illegible] zum Eigenthume seiner Genossen, zu der Bedingung seines gesitteten Daseins gewordenen Stoff bekämpfend, die früher, zum Theile eben streng [illegible] und in [illegible] Vertiefung angestrebten Hauptsätze aus und überstieg sich weit in Bündigkeit und Heftigkeit der Darstellung und in Kraft und Schönheit der Sprache[**]. Diese Abhandlung

*) [illegible] Rousseau'schen Freundschaft und Schwärmerei [illegible] Ehe [illegible] Trennung, welche in dem einen, weibsüchtigen Lieder [illegible], s. Confess. S. [illegible].

**) Politik. S. 18 ff.

***) S. über sie Hirzel, daß er damals den Umriß des Plans über die Preisschrift-Abhandlung abgefaßt und eine Novelle [illegible] hatte, Conf. S. 14 ff.

****) Von Diderot, dessen Brief mit dem Montaigne'schen eine [illegible] Aehnlichkeit hat, daß einige Stellen [illegible] scheinen; s. Confess. S. 311; Politik, S. 178. 190.

erwies ſchriftſtellerische Meiſterſchaft; ſie wurde in einer derselben Zuſchrift, welche des Verfaſſers politiſches Glaubensbekenntniß freymüthig darlegte, dem Rathe der Stadt Genf gewidmet und Rouſſeau beſuchte nun 1754 ſeine Vaterſtadt, zum erſtenmale ſeit ſeiner Flucht, um in die Gemeinſchaft der evangeliſchen Kirche zurückzukehren; aus kindiſcher Unbedachtſamkeit hatte er ſich von ihr getrennt; mit ernſter Beſonnenheit ließ er ſich in dieſelbe wieder aufnehmen. Chriſtlich fromme Geſinnung, von welcher bisher kaum Eine Spur in ſeinem Leben zu entdecken iſt, prägt ſich von dieſem Zeitpuncte an zwar nicht verherrlichend, doch gleichmäßig beharrlich und in beſtändigem Wachsthume bis zum letzten Athemzuge. Daß ſein wiſſenſchaftlich-geiſtiges Weſen damit ganz umgeſtaltet werden ſollte, war nicht zu erwarten; denn es liegt in der Natur des Chriſtenthumes, daß es, wie mit allen Regierungsverfaſſungen, ſo mit den verſchiedenartigſten ſittlichen Eigenthümlichkeiten des menſchlichen Gemüthes vereinbar iſt; aber alle Beſtrebungen und Arbeiten Rouſſeau's waren nun von einem, immer ſichtbarer religiöſen Naturgeiſte, der mit dem Chriſtenthume in keinem feindlichen Widerſpruche ſteht, durchdrungen; in ſeiner Forſchung und Betrachtung tritt höhere ſittliche Reife hervor und die Begeiſterung, mit welcher der Lebertrag verſchiedener Lehren dargeſtellt wird, ſpricht in edlerer Einfachheit und innerer Wahrheit ſich aus.

Das Verhalten, in der politiſch und religiös gleichwie und als Heimath der Freyheit gefeierten Vaterſtadt für immer zu leben und das Amt eines Aufſehers der ſittlichen Bücherſammlung zu übernehmen, wurde um ſo leichter aufgegeben, weil Voltaire, gegen deſſen leichtfertige Sittlichkeit er einen unüberwindlichen Widerwillen hatte, um dieſe Zeit ſich in der Nähe von Genf anſiedelte und Frau v. Epinay ihrem Vetter, wie ſie Rouſſeau wegen ſeiner ſittlichſtrengen Sinnesart und we-

gen der Rauheit seiner Grundsätze zu nennen pflegte, eine Freystätte in der Einsiedeley bey ihrem Landsitze de la Chevrette anbot.

Er glaubte an die Erfüllung aller seiner Wünsche, als er [d. 9. April 1756] diesen Ruhesitz bezog und von der Welt geschieden war*). Er lebte im Umgange mit sich selbst und mit der Natur, war nur froh in der Einsamkeit und immer verstimmt, wenn er diese, auf noch so kurze Zeit mit Gesellschaft vertauscht hatte. Er bevölkerte die Welt mit den Geschöpfen seiner fruchtbaren Einbildungskraft und schwelgte in den träumerischen Freuden des goldenen Zeitalters; jeder störende Gedanke an Welt und Zeit, an Abhängigkeit von Menschen und an schriftstellerischen Ruhm wurde mit Unwillen unterdrückt, als der Versucher im Paradiese mit tapferer Entschlossenheit zurückgewiesen. Doch bemächtigte sich seiner bisweilen ein wehmüthiges Gefühl über die Nichtigkeit seiner Gebilde; es quälte ihn Sehnsucht nach einem Unnennbaren; es drückte ihn eine schmerzhafte Leere.

Er vermochte nicht sich zu verwahren gegen das Nachdenken über der Menschen Versunkenheit und Schlechtigkeit, über die thörigen Irrthümer der sogenannten Weisen und über das Elend in der gesellschaftlichen Ordnung durch verjährte Vorurtheile und Verwirrung der Begriffe. Bey allem Hasse gegen die Verkehrtheit der Welt zog ihn liebevolle Theilnahme an allem Menschlichen zu der schwärmerischen Ueberzeugung hin, daß er berufen sey, die tausendfältigen Täuschungen zu enthüllen und zu endigen, von welchen Menschheit und gesellschaftliches Leben umstrickt sind. Da verjüngte sich in ihm mit gewaltiger Kraft der Entschluß, tugendhaft und frey zu seyn und der Welt zu helfen. Sein ganzes Leben hing an den Zauberfäden dieses wonnetrunkenen Gefühls; er schmeichelte

*) Vgl. Malherbet, B. 3. S. 89 f.

ſich mit dem Wahne, ſeine Selbſtſucht überwunden zu haben, und feierte mit hochherzigem Stolze Siegesfeſte auf den Trümmern entwurzelter Eitelkeit [1]. Seine liebſte Betrachtungen betrafen Errettung des geſellſchaftlichen Zuſtandes aus ſeiner ſchmachvollen Abhängigkeit von Vorurtheilen und Irrthümern, Verbeſſerung der bürgerlichen Einrichtungen und Alles, was damit in einigem Zuſammenhange ſteht. Er wollte die inneren Gründe erforſchen, durch welche die Menſchen ſittlich unſtät und ſich ungleich werden, und, da dieſe von ihnen ſelbſt abhängen, das Verfahren ausmitteln, welches geeignet iſt, den menſchlichen Willen ſo zu leiten, daß er aus eigener Kraft in ſich ſelbſt beſſer, ſtandhafter und ſtärker für das ſittlich Wahre und Gute werde. Die Quellen ſündhafter Begierden ſollen entdeckt und nachgewieſen werden, um ſie verſtopfen zu können und damit der Nothwendigkeit zu begegnen, im geſellſchaftlichen Leben gegen ihre Wirkungen kämpfen zu müſſen; die auf den Menſchen einwirkenden Aeußerlichkeiten ſollen ſo geſtaltet werden, daß ſie ihn in ein Verhältniß bringen, welches die Tugend fördert; den Verirrungen der Vernunft und dem Entſtehen der Laſter ſoll durch Erziehung und Geſetzgebung zuvorkommend entgegen gearbeitet werden. Die Werke, zu welchen hier die Grundzüge angegeben ſind, die Sittenlehre der Empfindung und politiſche Inſtitutionen, kamen nicht zur Ausführung; als Bruchſtück daraus iſt der gedankenreiche Verſuch über den geſellſchaftlichen Vertrag, und als ſpätere Folge das claſſiſche Werk über die Erziehung zu betrachten.

Aber nur zu früh erwachte Rouſſeau aus dem behaglichen Zuſtande der inneren Anſchauung und ſittlichen Zerſetzung. Ein finſterer Geiſt des Mißmuthes kam über ihn, den Beſtörten durch unreine Bilder der Vergangen-

[1] Confess. I p. 193 199. 139.

heit, den Belaſteten von ſchmerzhaft demüthigenden Erinnerungen, den Zögling der Sinnlichkeit und Eitelkeit, den Knecht der Wirklichkeit, die er zu verachten wähnte. Nur das prüfende und reinigende Feuer der Leiden und tiefgewurzelter heiliger und Alles heiligender Glaube machen den Menſchen frey von den Ketten, die er als Malzeichen ſeiner Verirrungen trägt. Rouſſeau ſank zurück in zaghafte Schwermuth und in mißtrauiſche Beachtung der ihn umgebenden Aeußerlichkeiten; der kurze Friede war gewichen von ſeiner Seele. Er fand ſich unbehaglich im Umgange mit Fr. v. Epinay, die ihn während der Sommermonate öfter ſehen wollte, als mit ſeinem Hange zur Einſamkeit verträglich war; mehr als je beunruhigte ihn Argwohn gegen ſeine wenige Bekannte und gegen ſeine Hausgenoſſen, von deren geheimem Treiben er durch Thereſen's unvorſichtige Schwatzhaftigkeit manches, und nicht ohne Entſtellung erfahren hatte. Wie ihn nun Alles reizte, verletzte, kränkte; flüchtete der Verlaſſene in die immer offenen Arme ſeiner treueſten Freundin, der Einbildungskraft und ſchwelgte, Schadloshaltung für vernichtete Freude, in den verſchönerten Bildern des Jugendlebens; der fünf und vierzigjährige Mann mit grauem Haare zauberte ſich in den ſelbſtgeſchaffenen Gebieten einer idealen Welt die Allmacht der Liebe vor, wie ſie wohl nie von ihm in der Wirklichkeit gefühlt worden war, und ſättigte ſeine gränzenloſe Sehnſucht an Gebilden der Dichtung. So geſtalteten ſich [1756] die Grundzüge der neuen Heloiſe*); als er mit jugendlicher Begeiſterung dieſes wahre Kind der Liebe künſtleriſch pflegte und ausbildete, machte er die Bekanntſchaft der Gräfin v. Houdetot**),

*) Confess. I. 159 sqq.

**) Daſ. 170 sqq. 184 sqq. — Dieſe Liebe begann im Frühjahr 1757 und dauerte bis zum 15ten Dec. deſſelben J. — R's Briefe an die Gräfin ſind, bis auf Einen, wirklich verbrannt, s. Anecd. inéd. p. 60. 87.

umfaßte ſie mit heißer geiſtiger Liebe und las ihr unter einer Akazie auf ihrem Landſitze zu Eaubonne die einzelnen Abſchnitte der Heloiſe vor, wie ſie ausgearbeitet worden waren. Die Reizbarkeit und Empfindlichkeit ſeines Gemüthes wurden in dieſem, bald abgebrochenen Verhältniſſe krankhaft geſteigert. Rouſſeau verunreinigte ſich über einen mißverſtandenen Ausdruck im Anhange zum natürlichen Sohn, worin er eine Beziehung auf ſeine Einſamkeit fand, mit Diderot *) und wenn gleich dießmal Verſöhnung zwiſchen den vieljährigen Freunden zu Stande kam, ſo blieb doch eine kalte Verſtimmung zurück, welche ihre völlige Trennung **) beſchleunigte und erleichterte. Auch brach er jetzt mit Fr. v. Epinay, gegen welche er ſchon früher mißtrauiſch***) geworden war, verließ ſeine bisherige Wohnung [d. 15. Dec. 1757] und bezog ein eben ſo einſames kleines Landhaus in dem benachbarten Montmorency.

Hier kam er in freundſchaftliche Verbindung mit dem Marſchal v. Luxemburg, der das Vertrauen des, von ſeinen bisherigen Bekannten hart verunglimpften Mannes ſuchte und eine bis zum Tode getreue und, wie er ſie verdiente, wahrhaft herzliche Gegenliebe****) fand. Männer und Weiber vom höchſten Range buhlten um ſeinen Umgang, ſchmeichelten ſeiner Eitelkeit und gaben ſeinem Stolze volle Nahrung; Rouſſeau's Selbſtgefühl nahm

*) Confess. 3. p. 217 sqq. 227 sq. — Die Worte D's lauteten alſo: „Il n'y a que le méchant qui soit seul."

**) 1758 und öffentlich angekündigt in dem Briefe an d'Alembert über die Schauſpiele. Dennoch behielt R. Achtung für D. fortwährend bei. Confess. 4. S. 98.

***) Er hatte ſie im Verdachte, daß durch ſie S. Lambert, der Geliebte der Gr. Houdetot, von dem vertraulichen Verhältniſſe zwiſchen R. und der Gräfin benachrichtigt worden ſey. Confess. 3. p. 205 ff. vergl mit p. 177 f.; oben S. 15.

****) Br. an Malesherbes, R. 2. S. 161.

eine Haltung und Kraft an, wie er ſie weder in früheren noch in ſpäteren Jahren gehabt hat. — Er ließ das gediegene Sendſchreiben gegen d'Alembert erſcheinen [1758], worin deſſen in der Encyklopädie ausgeſprochener Vorſchlag zur Errichtung einer Bühne in Genf mit ſiegreichen Gründen beſtritten und der nachtheilige Einfluß des Schauſpieles auf Volksſitten und deſſen Untauglichkeit zur Beförderung allgemeinerer Geiſtesbildung mit Scharfblick und mit edler Strenge gewürdigt werden*). Die neue Heloiſe wurde [1760] mit trunkenem Entzücken und lauter Bewunderung aufgenommen, Rouſſeau's Name vergöttert. Jetzt vollendete er ſein metapolitiſches Meiſterwerk über den geſellſchaftlichen Vertrag und den Emil, deſſen Bekanntmachung ihm öffentliche Verfolgung**) zuzog, indem ſteife Altgläubigkeit der Römlinge gefährliche Ketzereyen darin zu entdecken meinte, die bey einem von der katholiſchen Kirche Abgefallenen am wenigſten geduldet werden konnten. Das Parlament wollte in ſeiner damaligen feindlichen Stellung gegen die Jeſuiten den Vorwurf der Altgläubigen vermeiden, daß es Religionsangelegenheiten mit anſtößiger Gleichgültigkeit behandle, und ſprach über das als höchſt gefährlich verſchriene Buch [d. 9. Jun. 1762] das Verdammungsurtheil aus. Rouſſeau, um der ihn bedrohenden Verhaftung auszuweichen und beſonders um die Marſchalin v. Luxemburg zu

*) Es iſt damit zu vergleichen das ſtrenge Gericht über die dramat. Giafuker der franzöſ. Litteratur, B. 2. S. 13, und die dringende Empfehlung von Volksfeſten, welche einem Freyſtaate geziemen, indem nur öffentliche Freude Wahrheit und Reinheit habe und ächtes Naturgefühl bloß bey dem Volke zu finden ſey, B. 2. S. 237 flg. B. 33 S. 39.

**) Gleich ungegründet war die Vermuthung, daß dieſe Verfolgung von Jeſuiten, am Vorabend ihrer Aufhebung, eher daß ſie von Janſeniſten und Philoſophen ausgegangen ſey, Confess. 4. p. 158 sqq. 165 sqq.

ſchonen, welche in Verbindung mit Malherbes den Abdruck des Emil veranſtaltet hatte, entſchloß ſich zur Flucht.

Während der erſten Tage dieſer nothgedrungenen eilfertigen Reiſe vergaß er in vollester Thätigkeit einer nie feiernden Einbildungskraft die Beſchwerlichkeiten, welche ſein an Ruhe gewöhnter, ſchwächlicher Körper kaum ertragen zu können ſchien. Er dichtete den Leviten von Ephraim, im Style S. Geſner's, deſſen Tod Abels nach Huber's Ueberſetzung ihm kurz vorher bekannt geworden war, und glaubte, daß dieſe Arbeit für eine ſeiner gelungenſten zu halten ſey, ſo ſehr zeichne ſie ſich durch Natürlichkeit und alterthümliche Einfachheit der Gemälde, durch Sanftheit des Tones und durch Friſchheit der Farbe aus [*]); es dürften nicht viele Unbefangene dieſem Urtheile beyſtimmen.

Rouſſeau's zuverſichtliche Hofnung, in der Schweiz eine Freyſtätte zu finden, wurde bald vereitelt. Kaum war er in Yverdun angekommen, als die Nachricht eintraf, daß der Emil, nur 9 Tage ſpäter als in Paris, in Genf durch den Henker verbrannt worden ſey [d. 18. Jun. 1762] und auch in Bern ein Ungewitter ſich aufthürme. Er rettete ſich nach Metiers in der Grafſchaft Neufchatel. Konnte er auch den großen König nicht lieben [**]), ſo

*) Confess. §. p. 298.

**) Die Anſichten R's von Friedrich d. Gr. ſind vollſtändig ausgedrückt in dem Briefe an den König v. 3n. Oct. 1762, als ihm dieſer ein Jahrgeld ausſetzen wollte: Vous êtes mon protecteur et mon bienfaiteur et je porte un coeur fait pour la reconnoissance; je veux m'acquitter avec Vous, si je puis. Vous voulez me donner du pain; n'y a t il aucun de vos sujets qui en manque? Ôtez de devant mes yeux cette epée — — — Puisse-je voir Frédéric, le juste et le redouté, couvrir enfin ses états d'un peuple heureux, dont il soit le père! et J. J. le l'ennemi des rois, ira mourir de joie aux pieds de son trône. W. W. 11. S. 246 f.

vertraute er doch auf deſſen Geiſtesgröße, Freyſinnigkeit und Gerechtigkeit und war überzeugt, daß in den Staaten eines ſolchen Herrſchers Schutz zu erwarten ſey gegen Verfolgungen der Pfafferey und des Verdunkelungsſyſtems. Auch fand er dieſe Sicherheit im vollkommenen Maaße und der K. Statthalter] der edle Lord Marechal zeichnete ihn durch unzweydeutige Freundſchaft aus. Die Anklagen und Vorwürfe der Gegner Rouſſeau's wurden von ihm öffentlich geprüft und entkräftet; die Antwort auf den Hirtenbrief des Erzbiſchofs von Paris, ein Meiſterſtück der Beredſamkeit, ſchnitt jeden Ausweg zum Widerſpruche ab; und die den Anfeindungen der Genfer entgegengeſetzten Briefe aus dem Gebirge ſind mit hellen Blicken, geſunden Urtheilen und treffenden Nutzanwendungen tiefer und ruhiger Betrachtung ſo reich ausgeſtattet, daß die Zeitverhältniſſe, denen ſie ihre Entſtehung verdanken, theils über den bleibenden eigenthümlichen Gehalt der Unterſuchung, theils über Darſtellung und Sprache gänzlich vergeſſen werden. Aber eben dieſe Briefe erfuhren arge Mißdeutung und wurden benutzt, um den, von herkömmlicher Kirchenlehre freilich mannigfach abweichenden und den Wunderglauben freyſinnig anfechtenden Philoſophen in den verhaßten Ruf eines Gotteslengners zu bringen. Er glaubte Spuren zu entdecken, daß durch Bonzen, Vernunfthaſſer und Feinde der Freyheit die blinde Menge gegen ihn aufgeregt werde; beunruhigende Anzeichen des Volkshaſſes ließen ihn Mißhandlungen und Gewaltthätigkeiten fürchten; Rouſſeau*) entwich aus ſeiner bisherigen Sicherheitsſtätte [d. 9. Sept. 1765] und flüchtete auf die Peters-Inſel im Bien-

*) Es iſt pſychologiſch merkwürdig, zwey am 6. Febr. 1765 geſchriebene Briefe mit einander zu vergleichen; der eine verräth eine trübſinnige Stimmung, der andere die heiterſte Laune; in dem letzteren wollte R. gefaßt erſcheinen und über ſein Mißgeſchick ſcherzen. W. 34. S. 187 fl. u. 196 fl.

ner See, wo ihm nur wenige glückliche Raſttage gewährt wurden; die Berner Regierung verordnete die Wegweiſung des Geächteten. Es blieb dem überall Verſtoßenen nichts übrig, als Schutz und Sicherheit im Auslande zu ſuchen. Gegen den Entwurf, nach Berlin zu gehen, lehnten ſich politiſche Vorurtheile und altes Mißtrauu auf. Am liebſten würde er ſich in einen Winkel der Inſel Corſica zurückgezogen haben; er war ſeit länger als einem Jahr mit Vorſchlägen zu einer freyen Verfaſſung für die Corſen beſchäftigt geweſen, hatte aber, in Erwägung der Schwierigkeiten, das Vorhaben, ſie auszuarbeiten, aufgegeben *) und dem Aufenthalte auf der, bald nachher von Franzoſen beſetzten Inſel entſagt. Unter dieſen Umſtänden ſchien es am gerathenſten, wozu auch Zureden wohlmeinender Freunde mitwirkten, einer ſchon vor mehren Jahren **) an ihn ergangenen Einladung des würdigen Britten D. Hume zu folgen; er erklärte demſelben von Strasburg aus [d. 4. Dec. 1765] dieſen ſeinen Entſchluß, reiſte nach Paris, um mit ihm zuſammen zu treffen, ſchiffte ſich ein, landete glücklich in Chiswick [d. 29. Jan. 1766] und nahm nach einigen Monaten [d. 22. März] von dem anmuthigen Landgute Wooton Beſitz.

Rouſſeau war zu alt, durch bisherige Erfahrungen und ſelbſtgeſchaffene Schreckbilder zu verſtimmt, um ſich in einem fremden Lande, deſſen Sprache er nicht verſtand, an neue Sitten und Verhältniſſe gewöhnen zu kön-

*) Mit ſeinen Briefen vom 22. Sept. 1764, 25. März u. 26. May 1765 in W. W. 29 müſſen die ſechs Briefe des Corſen Butta-Fuoco v. 31. Aug. 1761 bis zum 19. Oct. 1765 zuſammen gehalten werden, welche Gh. Pougens in Lettres originales de R. p. 119 sqq. hat abdrucken laſſen. — Das Gerücht, dieſe Corſiſche Unterhandlung ſey ein zur Verhöhnung des Weltverbeſſerers, von Voltaire angelegtes Poſſenſpiel geweſen, ſcheint R. für Wahrheit gehalten zu haben; ob mit Recht? —

**) D. 2. Jul. 1762. ſ. W. 29. S. 21 ff.

nen. Sein argwöhniſches Gemüth beherrſchten Vorſtellungen von überall ihn umgebenden Fallſtricken und tief angelegten heimlichen Anſchlägen zu ſeinem Verderben; durch ſeltſame Klügeley über einzelne Worte und meiſt entſtellte Thatſachen ſetzte er ſich das künſtliche Gewebe einer Verſchwörung gegen ſeine Ehre und Freyheit zuſammen, deſſen Endfäden Hume halte und leite. Nachdem er den ihm angebotenen Königl. Gnadengehalt von 6336 Livres anfänglich mit trotzigem Uebermuthe ausgeſchlagen, ſpäterhin [d. 26. März 1767] angenommen hatte, entwich er [im May 1767] ſeiner vermeinten Gefangenſchaft durch jähe Flucht*), begab ſich auf gutes Glück nach Frankreich zurück und kam in Calais an [d. 26. May], mit der Abſicht, nach Venedig zu gehen.

Kaum war ſeine Rückkehr bekannt geworden, als ihm von vielen Seiten Anträge zu einem Unterkommen gemacht wurden; ſie ſcheinen ſein unglückliches Mißtrauen geſteigert zu haben; der ſchreckliche Gedanke, daß ſeiner Freyheit und Ehre von einem feindſeligen Bunde nachgeſtellt und Alles darauf angelegt werde, ihn auszukundſchaften und ſich ſeiner zu bemächtigen, hatte tiefe Wurzeln geſchlagen und ließ ihn nirgends Ruhe finden. Er führte ein unſtätes Leben. Nur kurze Zeit verweilte er in Fleury bey dem Marquis v. Mirabeau, der ihm ſchon früher einen Zufluchtsort angeboten hatte, als ſein Entſchluß, England zu verlaſſen, merklich zu werden anfing. Dann zog er vor, unter dem Schutze ſeines, ihn aufrichtig hochſchätzenden alten Gönners, des Prinzen von Conti in Trie zu leben; verzichtete aber auf dieſen angenehmen Aufenthalt wegen angeblicher Beleidigungen der Hausgenoſſen und ließ ſich [im Jun. 1768] in Lyon nieder, welches er für den Winter mit Bourgoin in Dauphiné ver-

*) Vergl. Lettres originales de R. publ. p. Ch. Pougens, p. 201 sqq. und M. B. Jo. S. 36 ff. 58 ff. B. 34. S. 161 ff. 198 ff. 319 ff.

tauſchte; hier verbarg er ſich unter dem angenommenen Namen Renou, den er jedoch bald aufgab; die, allerdings unrühmlichen, wenn auch gerade nicht immer böſeartigen, Verſuche *), ihn unter ſeinem wahren Namen hervortreten zu laſſen, ſcheinen nicht wenig beygetragen zu haben, ſeinen Argwohn, daß eine Verſchwörung gegen ihn ſtatt finde, zu vermehren und als vollauf begründet zu rechtfertigen. Endlich folgte er der Einladung eines ſeiner Verehrer de Cezarges nach Mengnin, deſſen Haus ihm durch verletzte Achtung gegen Thereſe bald (Apr. 1770) verhaft wurde.

Er beſchloß nun, um die gegen ihn geſchäftige Verſchwörung zu entdecken und zu vereiteln, nach Paris zu ziehen. Die Erlaubniß dazu wurde unter der Bedingung bewilligt, daß er nichts drucken laſſen wolle; und ihm konnte nicht ſchwer werden, ſie einzugeben, da er ſich überzeugt hielt **), Alles geſagt zu haben in ſeinen Werken, was zu ſagen ſeine Pflicht geweſen ſey, und weil er entſchloſſen war, ſich in völliger Unabhängigkeit von der öffentlichen Meinung zu erhalten. Seine erſte Erſcheinung im Caffeehauſe de la Regence (d. 1. Jul. 1770) erregte Aufſehen; bald läſtig wurden die Beſuche vieler Neugierigen, welche er, immer in der Hofnung, ſich von den Entwürfen ſeiner Feinde vollſtändiger zu unterrichten, mit Widerwillen annahm, oft unfreundlich zurückwies.

Sein, nicht ganz ſicheres Einkommen von 1100 Franken ***) vermehrte er durch fleißiges Abſchreiben von Muſikalien ****). Die muſikaliſche Compoſition war ſeine

*) M. W. 3r. S. 147 ff.

**) Dialogen, B. 2r. S. 331. 334.

***) Daſ. S. 346.

****) Er ſchrieb mit angeſtrengter Sorgfalt in 6 Jahren über 6000 Seiten ab, die Seite zu 100 Sols, daſ. S. 151. Die Schönheit und Genauigkeit ſeiner Abſchriften und Theilnahme an ſeinem Schickſale vermehrten die Beſtellungen in der Art, daß die An-

künſtleriſche Lieblingsbeſchäftigung und er war nichts weniger als gleichgültig gegen den Beyfall, welcher ſeinem Pygmalion [d. 30. Sept. 1775] im Nationaltheater zu Theil wurde. In einzelnen Stunden ordnete er ſeine Briefſchaften und arbeitete an den Denkwürdigkeiten. Oft wurden ganze Nachmittage mit Aufſuchen und Betrachten von Pflanzen zugebracht; er hing an dieſer Beſchäftigung aus reiner Liebe zur Natur und hatte gründliche botaniſche Kenntniſſe, von welchen Juſſieu mit großer Achtung ſprach; auf Anordnung ſeiner reichen Pflanzenſammlung verwendete er den beharrlichſten Fleiß.

Als Kränklichkeit und Hinfälligkeit des von finſteren Betrachtungen über ſein Schickſal, auch von Nahrungsſorgen Gequälten zunahmen, fand, beſonders auf ärztliches Zureden von Lebegue de Preſle, der Vorſchlag Girardin's, ihm einen bequemen ländlichen Ruheſitz einzuräumen, Eingang; Rouſſeau zog [d. 30. May 1778] nach dem, durch mannigfaltige Naturſchönheit ausgezeichneten Ermenonville, wo ſeine Pflanzenliebe volle Nahrung hatte; in einzelnen Stunden heiterte ihn der Umgang mit der kleinen Tochter des wackeren Girardin'ſchen Ehepaares auf. Girardin und ſeine Gattin ließen ſich herzlich angelegen ſeyn, ſein Leben zu erleichtern und verfuhren dabey mit der ſchonenden Umſicht, welche die Eigenthümlichkeiten des Unglücklichen nothwendig machten.

Hier ſtarb er [d. 2. Jul. 1778], noch in den letzten Augenblicken ſeines Daſeyns ſich mit liebevoller Dankbarkeit labend an der Schönheit der Natur und an den ſtärkenden Strahlen der Sonne. Seinem Leben machte, wie das ärztliche Zeugniß ausſaget, ein Schlagfluß ſeröſer Art ein Ende und die Sage, daß er ſich erſchoſſen habe, iſt

nahme derſelben für Begünſtigung gelten konnte. Aber dieſe Arbeit ſei dem Alterſchwachen immer ſchwerer.

zu bündig widerlegt werden, als daß selbst Corancez Unterstützung derselben auch nur zur Ungewißheit über die Todesart Rousseau's Berechtigung geben könnte *).

IV.

Dieser absichtlich möglichst gedrängte und daher dürftige Umriß des äußeren Lebens Rousseau's reichet hoffentlich doch wohl hin, um jedem unbefangenen Menschenbeobachter die pflichtmäßige Nothwendigkeit zu veranschaulichen, daß für dieses Mannes Inneres mehre, im Grundwesen ihrer Verschiedenartigkeit höchst verschiedenartige sittliche Zustände anzuerkennen und einzeln in Untersuchung zu ziehen sind; wenn gleich frühere Richtungen und Bewegungen in die späteren hinüber greifen und eigenthümliche Gewohnheiten zurücklassen oder auf die Lichtpuncte eines sich veredelnden Lebens ihre Schatten werfen. Dieselbe Erfahrung bestätiget sich vollauf an dem Leben aller Sterblichen; und wird sie nicht mit zarter Gewissenhaftigkeit berücksichtigt, so müssen Wahrheit und Gerechtigkeit des Urtheils über ihr Wollen und Handeln mehr oder weniger bedeutend gefährdet werden; daher pflegen der besonnene Menschenkenner gegen alle auf eine einfache Formel zurückgeführte Gesammturtheile über den Werth einzelner Menschen aus guten Gründen mißtrauisch zu seyn.

Die erste größere Hälfte der Lebenszeit Rousseau's giebt ihn uns im Zustande thierischer Rohheit, in so weit diese mit herkömmlichen Zwangsverhältnissen des gesellschaftlichen Lebens bestehen kann; wenig ermäßigte, oft falsch geleitete Naturtriebe beherrschen ihn bis in sein 30stes Jahr; ohne reifere Verstandesbildung und ohne besonnige und durch Warnungen schützender Liebe ver-

*) Vergl. das Zeugniß der Gräfin Alex. de Boufflers in M. M. Jr. S. 353 und besonders Dohm's, S. 31. 61.

beite Weiterfahrung erwangelt er aller Stärke der Selbstbetrachtung und eines lebendig schönen Gefühles von der höheren Natur der menschlichen Bestimmung und erscheint in ungewöhnlicher Abhängigkeit von äußeren Eindrücken. Drey Mächte walten vor und begründen ihre, in der Folge nie ganz gebrochene, in bleibenden Nachwirkungen immer fühlbare Herrschaft: Selbstsucht, erzeugt aus engkreißiger Beschränktheit im kindlichen Leben, welches weiß getrennt von andern Kindern verstoß und den Knaben verwöhnte, Alles auf sich allein zu beziehen; sinnliche Neugier, hervorgegangen aus körperlicher Reizbarkeit und aus einer durch liebevolle Pflege und Nachsicht verzärtelten Weichlichkeit; und Einbildungskraft, welche früh geweckt und genährt wurde, eine eigenthümliche Stärke des Gefühles entwickelte und überspannte Vorstellungen von menschlichen Schicksalen und Hoffnungen oder Forderungen hervorrief, die weder durch Erfahrung noch durch Ueberlegung gründlich berichtigt und geheilt werden konnten. Die kindische Selbstsucht gestaltete sich zur Eitelkeit, zum leidenschaftlichen Ehrgeiz und zum trotzigen Stolze; die Sinnlichkeit riß zu Befriedigungen hin, welche der geistig und sittlich freye Mensch seiner unwürdig hält; auch in den gediegenen Werken*) des reiferen Alters spiegelt sich ihr Wiederschein ab; oft mißfäl-

*) Immer wird die Aufmerksamkeit auf den Mutter der Weiber und Mädchen hingezogen; so Confess. c. 6. 9. 10. 27; c. 8. 5; 7. 6. 18. Julie 2. 17; und 6. 10. wo von Neuheit und Wohlstand die Rede ist und sogar neben Naturgefühlen und Ausdruck der Begeisterung, 6. 13. Weiche sinnliche Ueberspicht! Julie c. 20 fl. conv. vergl. 16; 18 Note; c. 20 fl. Die an Fr. v. Spinoza erinnernde Zurgedrungtheit, c. 38, ist vielleicht unverschuldet. Wie anders wird Julens Fall behandelt, c. 40 fl. und warum muß auch Lord Edward davon unterrichtet seyn, c. 19, der doch von einem solle à l'homme et à l'honnête und von chacun sous spricht 6. 2? —

lig störend den besseren Gesamteindruck, wie ein Schmutzfleck am kostbarsten Kunstwerke; hingeworfene Züge, Blicke, Andeutungen, manche gar übergeschehene Bilder erinnern an krankhafte Verschämtheit verjährter Pädagogik; die Einbildungskraft endlich behauptete ihr nie bestrittenes, immer entschieden gleiches Uebergewicht unter allen Verhältnissen, bei allen Bedenklichkeiten, Untersuchungen und Betrachtungen. Die Handlungen Maufrone's, welche in den Verlauf dieses ersten Lebensabschnittes fallen, seine Ausschweifungen, Irrsale, Verkehrtheiten und Frevel lassen keine streng sittliche Zurechnung zu; wenigstens darf der auf sie anwendbare Maasstab nicht als ein allgemein gültiger angesehen werden, nach welchem sein Leben und Wirken überhaupt zu würdigen ist.

Auf welche wunderbare Weise das sittliche Selbstbewußtseyn Maufrone's zum Durchbruche gekommen ist, wird als bekannt (s. oben S. 28) vorausgesetzt. Das räthselhafte bunte Spiel der Wirklichkeit, das bisher den sittlich Willenlosen umstrickt gehalten und nur auf erfolglose Augenblicke beunruhigt hatte, entwirrte sich und fand in köstlicher Klarheit und in seiner ganzen, herzerschütternden Trübseligkeit vor dem besseren Auge einer aus langem Schlummer erwachten Seele; sie wurde von Staunen, Schmerz und Bewunderung über eigene und fremde Blindheit, zugleich von leidenschaftlicher Sehnsucht nach dem Besseren ergriffen. Die Erfahrungen der nicht nahen und frisch-lebendige Eindrücke hinterlassenden Vergangenheit drängten sich in Einen Brennpunct zusammen; menschlich sittliche Selbsterkenntniß und eine damit eng verflochtene Ansicht von Welt und Menschheit wurden zur lichtvollen lebenswarmen Betrachtung erhoben und begeisterten zu schwärmerischen Hoffnungen und Entwürfen, zu kühnen Bestrebungen und Arbeiten. Dieser ist in sich selbst wiedergeborne Mensch, der öffentliche Sprecher über Angele-

gestalten, welche allen Menschen gleich theuer und die Grundbedingungen des gesellschaftlichen Gemeinwohls bedeutet werden sollen, der Widerspruch des von ihm für irrig und schädlich gehaltenen Bestrebens, der Verfechter einer neuen Ordnung der weltlichen Dinge; hierin ist es, der von der grellsten Nachwelt gewürdigt sein will; hier gehört er an.

Diesen gegensatz eignen sich nur 13 bis 15 Jahre seines Lebens (1730 bis 1765) für unsere Untersuchung, welche die wahre Beschaffenheit seines inneren Kerns und Strebens ermitteln soll; die Jahre, in welchen Rousseau Er selbst ist, wenn auch nicht ohne störende Unterbrechungen, und Werke schafft, welche seine Ansprüche auf Nachruhm begründen. Während dieses Zeitraumes erscheint er in vollendet eigenthümlicher Verschmelzung menschlicher Stärke und Schwäche, als grundtiefer, großdenkender, ernster Denker; von der Welt abgewendet und in sich gekehrt, fasst er, was außer ihm liegt, tief und vollständig genug auf, wird aber von der rastlosen glühenden Einbildungskraft beherrscht und idealisirt alle durch Erfahrung und sorgfältige Betrachtung gewonnene Resultate in der Darstellung. Sein Herz, reich an Liebe, gab sich ganz der Theilnahme am menschlichen Elend hin und der schwärmerischen Hoffnung, die Macht des Schmerzes in einen Triumph umwandeln zu können; mit scharfem Blicke werden die Ursachen des Jammers im gesellschaftlichen Zustande durch Verletzung, Unwissenheit und Unterdrückung erspäht und hervorgezogen aufgefunden, welche im Gewohnheitsstaunen übersehen zu werden pflegen oder von denen fast Jeder so viel in sich trägt, dass sie nur in seinem friedlichen Zusammenleben oder in dem Urtheilsmasse, welches der Einzelnen Entwürfe berücksichtigt, bemerklich werden können. Selbstsucht, Eigensinn, Herrschbegierde und Ehrgeiz sind die Erbfeinde des gesellschaftlichen Gemeinwohls. Unrichtige und verkehrte Mei-

[illegible] kostspielige Verantheile, rathsherrliche Verbindungen, alle die Interessenten zu gemeinschädlichen Verschwörungen reizenden, die die Verfassungen der Handelsstadt, in welcher das Meistbergehörige sich befindet. Gegen diese feindseligen Mächte rüstete sich der Landgraf der Grafschaft; es entstehet Krieg, um Städte zu sprengen, welche besseres Einsehn aus einem für das Größere bedeutlich scheinenden Widerstand entgegensetzen.

Nun erwachte sich aus früherer Erfahrung [*] das Bild von Wilhelmsburg des gewesenen Meisters und von dessen mißvergnügtem Hasse gegen seine Brüder und Vorsteher in Amsterdam Actenmäßig; man wurde das Verderbliche der tägenhaften, schmeichlerischen Praktiken [**] in den höheren gesellschaftlichen Kreisen der Hauptstadt verdächtig; man erhielte sich Mißvergnügte gegen sie, endlich sich auf Befestigung ihrer Städte denkenden Planes [***]. Nun hat Wenckheim's Feldzug selbst in seine Städte Bewer; es wurde, daß er einen ungebrauchen Kampf gegen Reformsucht, Allgemeine verbreitete, den Sinken und Unmöglichen nicht begriffen, den Sinken mit der Macht einiger Feldzüge unterjochte gesellschaftliche Uebel reduzirt; sein Lebensberuf hatte sie höhere Bedeutung gewonnen; das Vertrauen zu seiner gütigen Macht wurde, in ihrem Streite gegen andere Mächte der Zeit, zu begeisterndem Stolze erhoben, der ausgeübte großmüthige Anerkennung seiner Aufopferung, öffentliche Verehrung fand. Je weniger der wirkliche Erfolg den anmaßenden sich gewonnenen Gebietsumfang rechtfertigte, je gefährlicher das Uebergewicht der Vielköpfigkeit

[*] Vgl. Cambrer. 1. Seq 5.

[**] Das Manifest in Fulda, 1. Bd. 5.

[***] Lettre à d'Alembert, T. 10. p. 116. Voir: „Wenn nur die Großen gütlichen sind; was ist denen gegen, ob sie Gut sind?“ Vgl. an Gleichen, 1. Bd. p. 101; an Voltaire, T. 11. p. 80.

[illegible] sich aufhaltigen, in verschiedener Art Widerspruch gegen [illegible] Absichten, wie er in der Folge deutlich werden wird, aus den Erörterungen, wie er [illegible] sich äußerte; seine aufsteigende Wärme [illegible] Gewährte, und war in reifenden Jünglingsjahren der [illegible] seiner Jahrhundert beherrschenden Verhältnisse [illegible] der Wirklichkeit Stand halten. Widersprüche Neigung gegen das wirkliche Leben war ihm lange verboten; der Übergang von [illegible] Begeisterungsfähigkeit und heiß gerührten Betrachtung der Mängel des Lebens, die weder zur Beseitigung [illegible] noch die selben wollen, war unvermeidlich. Die Bemerkung, die Wirklichkeit in vollständigem Lichte [illegible] zu wollen, bringt den, der sich ihr hingiebt, nicht nur in den Ruf der Verrücktheit, sondern muß ihn auch an sich selbst irre werden lassen; denn gewöhnlich [illegible] Ideale auch der ihm gröblich entgegen stehenden Wirklichkeit [illegible] eine Vermittelung, viel weniger Verklärung [illegible]. Schiller's [illegible] Erziehungsversuch, die [illegible] Schwierigkeit [illegible] Verständnis-Erklärung über Kant's mißmuthige Gegenstellung zu der Sache der Wirklichkeit.

Die Schilderung, welche Kraffert von sich giebt, wie er auf der Höhe seines religiösen Lebens durch Briefe [illegible] mit Waiblingen [illegible], auch hier auch ihren Lauterkeit mitgetheilt werden; da gilt aber die Wahrheitsliebe seiner damaligen inneren Zustände [illegible] Richtung Vollständig auch erweist sich, daß Verschiedung mit [illegible] Briefen auch [illegible] gegen Irrungen, als vollkommen glaubwürdig. „Kraffert's Brief ist so empfindlich für [illegible] Verletzung, daß darf gegen die öffentliche Meinung [illegible] Klagen; aber er [illegible] seiner Verbindlichkeit und Dankbar-

[illegible] B. 3. [illegible], I. T. Nr. p. [illegible] Briefe Cuvier's [illegible]

Gesetzes, so kann die Strafe gemildert, auch von einer ausserordentlichen Strafmilderung nach Umständen Gebrauch gemacht werden. Diese gelte Vorschrift ist auch, weil sie den richterlichen Ermessen so vielen und die Strafzumessungsgründe berücksichtigen verlangt; allein die Strafmilderungsgründe werden ausgelegt werden. Obwohl gelegt die Vorschrift als Kindes- und jugendlichen Strafmilderungsgrund auch anderen auf den Strafmilderungsgrund eines wichtigen Beweggrundes anwenden, bleiben doch gewichtige Unterschiede, die Strafe nicht allein Strafe ungerechtes Übertreten, sondern auch den Zweck verfolgen soll, den Täter in Zukunft [illegible]) Besserung.

Dieser Zweck wird nicht durch Strafmilderungsgründe [illegible] gewährt werden können, weil Vorschriften gerichtet werden, in welchen Umständen solche Strafmilderungsgründe [illegible], wie Strafe zumessen ist, so wird [illegible] Strafe, [illegible] Strafmilderungsgründe [illegible] Strafe [illegible] [illegible] Strafmilderungsgründe [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible] [illegible] [illegible] [

[illegible]

besonders das Werk über den gesellschaftlichen Vertrag. Dieselben sind durchweg und unverkennbar als gründige Rechtfertigungen zu einem der Wirklichkeit entgegengesetzten Ideale an. Rousseau's Metapolitik übt keine andere gesellschaftliche Forderung an, als die, welche Stimmberechtigte in allen Jahrhunderten für die allein gültige von Platon's Büchern über den Staat erklärt haben; und wenn sein Liebermann, der Freiheit über und jenseits Gesetzlichkeit in der Geisterwelt verabschiedet, die wissenschaftlich strenge Durchführung des Naturrechts von Hobbes an bis auf Hegel, wegen verweigerter Gesetzlichkeit in Bezug auf die bestehende gesellschaftliche Ordnung, in Anspruch nimmt, so ist kein haltbarer Grund vorhanden, nach welchem dieselbe Rechtswohlthat dem Metapolitiker Rousseau versagt werden könnte. Es mag Ueberspannung und romantisch-politische Schwärmerei, in welcher Sinne, man wolle das Volk als allein rechtmäßigen Inhaber der höchsten Gewalt anerkannt und von dem Gemeinwesen ein Bild aufgestellt wird, welches nie zur Wirklichkeit werden kann; aber es wird weiter nichts damit beabsichtigt, als die gültige Veranschaulichung eines, jederzeit idealen, obersten Grundsatzes für die Beurtheilung der Alles umfassenden Verschiedenheit im gesellschaftlichen Leben, daß das Heil des Ganzen oder die öffentliche Wohlfahrt vor Allem, mit Verleugnung der Selbstsucht des Einzelnen, erstrebt werden soll. Allerdings hat der Widerstreit zwischen dem, was bestehet und bestehende Gesetzmäßigkeit ist, und dem, wie es nach dem sittlichen Ideale sein sollte, diese Unterscheidung des Rechts und der Forderung erzeugt und gefördert. Der irrthümliche Mittelsatz vermag nicht das Lobgesprüche von dem Boden, in welchem sein Lehrsatz Wahres wurzelt, am wenigsten in Betrachtungen, die dem Gebiete der Geschichte zu entnehmen angehören; weder Hobbes und Pufendorf, noch der rechtskundige Wolf und die griechischen Denker vor unserer Zeit haben sich irre erhalten

können von der Einwirkung ihrer Umgebung auf sie, durch einen Gegensatz bestimmte geistige Entwicklung des Früheren und Späteren; daher bedarf auch Rousseau seiner Entschuldigung, wenn er von der Wahrnehmung ausging, daß die geistlichen Einrichtungen unseres gesellschaftlichen Lebens den Reichen und Mächtigen begünstigen, und wenn er sich dadurch zum Bau eines idealen Systems bestimmen ließ, an dessen Notwendigkeit im wirklichen Leben er selbst halb genug verzweifelte mußte.

In der That ist er so weit davon entfernt, auf Verwirklichung seiner Ideale zu dringen, daß er vielmehr ausdrücklich erklärt [1], eine die vollkommene Volkssouveränität bezweckende Staatsverfassung eigne sich nicht für Menschen, sondern für Götter. In der Anerkennung [2] der Persönlichkeit über die Mehrheit unter den Menschen liegt er ein politisches Minderheitsbekenntniß ab, welches so merkwürdig ist, als daß es hier nicht wörtlich wiederholt werden sollte: „Ich hätte in einem von eingeborenen Aristokraten nicht weniger mögen, wenn auch die Gesetze bestimmen noch so zweckmäßig gewesen wären, aus Verachtung, daß sie, vielleicht dem Charakter des Augenblicks nicht ganz entsprechende Regierung mit den neuen Bürgern und diese mit ihr sich nicht eingelebt haben und der Staat also Gefahr liefe, kurz nach seiner Entstehung erschüttert und vernichtet zu werden. Denn es ist mit der Aristokratie, wie mit Pferden, sattlose Tyrannen oder mit edele französische Weiber, welche die daran gewöhnten kräftigen Naturen adeln und stützen, aber die nicht daran gewöhnten schwachen und garten drückend beschweren, zerreißen und verunstalten. Völker, welche einmal an gebietende Oberherren gewöhnt sind, können dieselben nicht entbehren. Verlassen sie, die Zeit abzuschütteln, so entfernen sie sich

[1] Contrat social B. 3. Cap. 4. am Schlusse. T. 2. p. 108.

[2] S. vor. Anm. 1. T. 2. p. 93–95.

um so weiter von der Freiheit, je mehr sie die ihr entgegengesetzte zügellose Ausgelassenheit dafür nehmen und durch Umwälzungen sich immer Verführern hingegeben werden, welche ihnen nur schwerere Ketten anlegen." Dem gemäß ermahnet er [*]) die Unterthanen zum Gehorsam gegen die Obrigkeit, welche Gewalt über sie hat, und gebietet, daß sie selbst bey Unterdrückungen christliche Geduld beweisen und ihre Leiden durch Widersetzlichkeit nicht vermehren sollen.

Rousseau hatte also hinreichenden Grund, am Abende seines Lebens über Entstellung seiner Grundsätze Klage zu erheben [**]); sich bitter darüber zu beschweren, „daß man einen strengen Republikaner als aufrührerischen Aufwiegler, die Liebe für gesetzliche Freiheit als zügellose Ausgelassenheit, Ehrfurcht für das Gesetz als Fürstenhaß dargestellt habe." Gewiß geschah ihm großes Unrecht, wenn er beschuldigt wurde, „daß er überall die gesetzliche Ordnung umstürzen wolle, weil er darüber entrüstet war, daß Viele sich unterfangen, unter diesem Namen alle verderbliche Unordnungen zu heiligen, des Elendes und Jammers der Menschheit zu spotten, und frevelhafte Mißbräuche, welche zur Vernichtung aller Gesetze führen, als Gesetze geltend machen zu wollen. Gemeine Seelen, unempfänglich für großartige edle Gefühle, legen dem begeisterten Eifer immer selbstsüchtige Absichten unter, vermuthen immer persönliche Beweggründe, welche sie selbst unter hochklingenden Namen verbergen, und von denen allein ihr besonnenes Handeln ausgehe."

Aber wenn Rousseau auch einsah und gestand, daß die Wirklichkeit des gesellschaftlichen Zustandes durch Ideale nicht verdrängt werden könne, so gab er deswegen das Besserwerden der Einzelnen und wenn dieses verein-

[*]) S. ad Tit. epist. T. XI. p. 138 sqq.
[**]) Dialogues s. T. cit. p. 80 sqq.

geſetzt wird, die Veredelung des Ganzen nicht auf; er foderte ſie als unerläßliche Nothwendigkeit und dringendes Bedürfniß, weil neue Abänderungen in Einrichtungen, neue Geſetze, und Unterrichtsanſtalten aller Art eben ſo überflüſſig und zwecklos ſeyn würden, als wechſelſeitiger Austauſch der Gedanken, als freye Unterſuchung und gründliche Prüfung derſelben *); er beſte und foderte Abſtellung von Mißbräuchen, Zurückkommen von Irrthümern und Vorurtheilen, und erwartete, daß ſeine Rathſchläge, Rügen, Warnungen und Andeutungen, das geſellſchaftliche Leben, wie es nun einmal iſt, betreffend, um ſo leichter Eingang und Berückſichtigung finden würden, je feſter ſeine Ueberzeugung war, daß ſie einem jeden über Welt, Staat und Menſchheit Nachdenkenden als wohlbegründet, wohlthätig und ausführbar erſcheinen würden. Das Bewußtſeyn **), über Staatsanzelegenheiten Erfahrungen geſammelt, geprüft und verſtanden zu haben, berechtigte ihn und legte ihm die Verpflichtung ***)

*) Lettre à Pétersbourg T. 1. p. 249 sq.

**) Sein Nachdenken über den Zuſtand europäiſcher Staaten und über den Entwickelungsgang ihrer innern Verhältniſſe iſt auf mehrern merkwürdigen Aeußerungen erweisbar. Die Stürme, welche Frankreich alles Staatsgebäude in ſeinen Grundfeſten erſchüttert haben, hat er mit derſelben Beſtimmtheit, wie Friedrich d. Große, voraus geſehen (Confessions 4 p. 153 sq.; in dem Urtheile über die veränderten Sitten der Schweizer und in den daraus abgeleiteten Folgerungen T. 1. p. 48 sqq.; ſtimmen Jak. v. Müller und Andere vollkommen mit ihm überein; wenn ſeine Aeußerungen von Rußland T. 2. p. 20. u. v. Gaudi T. 1. p. 24. Note u. T. 31. p. 99. irrig befunden werden ſollten, ſo theilt er den Irrthum mit vielen geachteten Männern. Hierher ſeine praktiſche Umſicht bewährt ſich in den Betrachtungen über die Staatsverfaſſung von Polen T. 2. p. 237 sqq. und in den Bedenklichkeiten über eine neue Verfaſſung für die Cantone; ſiehe S. 70, Note *)

***) Sie wird entwickelt T. 21. p. 200 sqq. — Warum Miniſter, vorzüglich im dermaligen Frankreich den Verbeſſerungen der

auf, die Erwartungen öffentlich auszusprechen, welche daraus abgeleitet werden konnten. Auch sind diese Erwartungen nicht unerfüllt geblieben; und wer kein Fremdling ist in der neueren Weltgeschichte und wer, nach allbekannten Thatsachen im jüngsten Menschenalter über Ursachen und Folgen der eingetretenen Erscheinungen nachgedacht hat, wird willig eingestehen, daß sie keineswegs durch Rousseau's Ansehen bewirkt worden sind. Es würde Alles so gekommen seyn, wie es gekommen ist, wenn auch nie ein Rousseau gelebt und geschrieben hätte. Aber um so unbedenklicher darf die Behauptung aufgestellt werden, daß der als politischer Idealist verrufene Mann die politische Wirklichkeit mit tief eindringendem richtigen Blicke aufgefaßt und von den ihr unausbleiblich bevorstehenden Umstaltungen Ansichten und Ahndungen unterhalten habe, deren sinnvolle Wahrheit durch überraschend viele Zeitereignisse hinreichend gerechtfertigt und gegen den oft wiederholten Vorwurf einer sie allein auszeichnenden träumerisch-schwärmerischen Abenteuerlichkeit in Schutz genommen wird.

Die seit dem fünfzehnten Jahrhunderte von allen rechtlichen und menschenfreundlichen Eiferern für gesellschaftliches Wohl und auch von Rousseau laut und nachdrücklich ausgesprochene Foderung, daß jedes Mitglied einer Staatsgesellschaft dem Gesetze unterthan seyn und keins der Allen zustehenden gesetzmäßigen Selbstständigkeit ermangeln soll, brauchet jetzt nicht mehr in Erwägung gezogen und als vielbedeutend hervorgehoben zu werden; denn die Rechtmäßigkeit dieser Foderung ist durch fortschreitende Verbesserung der Gesetzgebung und der Rechtspflege, durch nun wohl fast allgemeine Aufhebung der an die Roheit des Mittelalters erinnernden Leibeigenschaft, auch durch die immer erneueten Versuche, den das

Staatsverwaltung entgegen gewesen sind, erklärt er T. 25. p. 61 sqq.

gewöhnlichſte Menſchengefühl empörenden Sklavenhandel zu vernichten, vollſtändig genug anerkannt werden. Aber vieles andere hat Rouſſeau dringend anempfohlen, was heute beſtehet, durch den Regierungswillen öffentlich genehmigt und durch Erfahrung bewährt oder nicht ohne erfreulichen Erfolg verſucht worden iſt, oder was vorbereitet und eingeleitet wird.

Rouſſeau dringet immer auf Belebung und Erkräftigung des Gemeingeiſtes; dieſen betrachtet er als Grundbedingung einer, jede Prüfung beſtehenden Staatskraft und des wahren Volksglückes. Großbritanniens innere Sicherheit und äuſſere Stärke beruhet auf Gemeingeiſt; in dem Gefühle, ihn unter ſeinem Volke geweckt zu haben, fand Friedrich die herrlichſte Belohnung für ſeine heldenmüthige Anſtrengungen; ihn zu pflegen, iſt die höchſte Aufgabe der Regierungsweisheit und unter allen Staatsfehlern kann keiner verderblicher ſeyn, als Lähmung des Volksgeiſtes und Spaltung des Gemeinwillens. Was der Gemeingeiſt vermag, welche ungeheure Schwierigkeiten er überwältiget, welche Leiden und Laſten er freudig erduldet, welche wunderſame Kräfte er verleihet, haben in Spanien, Rußland und Teutſchland die Kämpfe gegen den übermüthigen Weltbezwinger der neueſten Zeit dargethan. Kann dem Gemeingeiſte vertraut werden, ſo ſind die ſtehenden Heere, in dem Sinne und Umfange, welcher ihnen ſeit Ludwigs XIV. Zeiten zugeſtanden worden iſt, nicht mehr unentbehrlich. Würde auch noch ſtreitig befunden, weſſen ſie von ihrem entſchiedenen Widerſacher *) bezüchtigt werden, ſo iſt doch die Zweckmäßigkeit und Tüchtigkeit der, von Rouſſeau dringend empfohlenen bürgerlichen Landwehr und der fruchtbare Erfolg der geſetzlichen Einrichtung, welche jeden zum Waffengebrauche nicht unfähigen Bürger verpflichtet, das Vaterland zu vertei-

*) Considerations sur le gouv. de Pologne T. 2. p. 338 sqq.

digen, durch gehaltvolle Erfahrung bestätigt werden; der Staat, welcher diesen Grundsatz aufrecht hält, ohne deshalb auf die Vortheile eines wohlgerüsteten und treflich geübten stehenden Heeres ganz Verzicht zu leisten, und also einen unter fortdauernden politischen Verhältnissen anerkannt weisen Mittelweg verfolget, wird stets seine feste Stellung und sein wohlverdientes Ansehn behaupten.

Wenn Rousseau verlanget, daß Vertreter des Volkes über dessen Bedürfnisse gehört und zu den Berathschlagungen über allgemeine Angelegenheiten des Staates, besonders über die Besteuerung zugezogen, daß alle Verhandlungen der Art zur öffentlichen Kenntniß gebracht, daß im Abgabewesen naturgemäße, die unerlaßlich nothwendige Freiheit der Einzelnen am wenigsten beeinträchtigende Bestimmungen befolgt werden sollen; so ist das in den bey weitem meisten Staaten Europa's kein frommer Wunsch mehr zu nennen; und wo bisher die Einführung einer Verfassung unterblieben ist, da traten entweder beachtenswerthe gewichtvolle Gründe der Zögerung ein und diese konnte in Rücksicht der eigenthümlichen Lage der dabey Betheiligten und durch vorhandene Vorkehrungen für minder schädlich erklärt werden, oder es läßt sich Mangel an Reife und Empfänglichkeit der Völker, welche sich nur allmählig für gesellschaftliche Vervollkommnung ausbilden, wo nicht erweisen, doch mit nicht geringer Wahrscheinlichkeit vermuthen.

Was die Foderung anbetrift, daß in dem Staatsverein ein öffentlicher Wetteifer der Tugend und des Verdienstes statt finden solle; so dürfte über Vernachlässigung derselben jezt kaum in einigen wenigen, sich selbst in das Dunkel stellenden Staaten Klage geführt werden können. Eine Vergleichung des Zustandes der Staatsverwaltung, wie er in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts war

und wie er jezt iſt, muß jeden gerechten und unbefangenen Beobachter überzeugen, daß eine Menge herkömmlicher Misbräuche abgeſtellt worden, Wirkſamkeit im öffentlichen Staatsleben äußern ſollen und eigentlich nur da, wo der zur dankbaren Schätzung des Wandelns im Lichte nothwendige nächtliche Gegenſatz gefunden wird, von eiteln Aeuſſerlichkeiten und Vorurtheilen abhängig gemacht und daß dem wahren Verdienſte ſelten die gebührende Anerkennung verſagt wird.

Wie ſehr endlich die, ehemals oft vermißte und vergeblich von Sprechern der Menſchheit erbetene Volksbildung in neueren Zeiten durch Vorſorge der Regierungen zugenommen hat, bedarf ſo wenig einer Nachweiſung, als das hie und da gegen dieſelbe noch obwaltende Mißtrauen einer berichtigenden Widerlegung, für welche auch die, ſo es angeht, ſchwer zugänglich ſeyn möchten.

So viel über die vermeintlichen politiſchen Ketzereyen, welche dem Genfer Philoſophen zur Laſt gelegt worden ſind. Ideale, als ſolche, bleiben immer Ketzereyen; haben aber ſelbſt als ſolche auf mildere Beurtheilung rechtmäſſigen Anſpruch, wenn ſie durch gehaltvolle praktiſche Wahrheiten und wohlwollende Fingerzeige über die Wirklichkeit vergütet und wenn das, was von ihnen ausführbar iſt, durch Erfahrungen als vollgültig bewährt gerechtfertigt wird. Uebrigens geſtehet der Berichterſtatter willig ein, daß er in dieſem Bruchſtücke die von ihm ſelbſt beſtimmten Gränzen überſchritten und das Verfahren eines Vertheidigers nicht vermieden hat. Er weiß zu ſeiner Entſchuldigung nichts weiter zu ſagen, als daß die vollſtändige Angabe und genaue Würdigung der Rouſſeau'ſchen Behauptungen theils mit dem Umfange dieſes Aufſatzes, theils mit den durch bekannte Zeitverhältniſſe gebotenen Klugheitsregeln nicht vereinbar geweſen wäre.

VII.

Rousseau's Verdienste um das Erziehungswesen*) werden am wenigsten bezweifelt; seine durch Basedow, Salzmann, Pestalozzi großen Theiles bestätigte Grundansichten von der Heiligkeit der Kinderwelt und von den Pflichten, welche der sittlich gut gesinnte Erwachsene gegen sie zu beobachten hat, finden überall Eingang und mit dem Fortgange der Zeit immer allgemeinere dankbare Würdigung. Auf die sich allein klug und weise dünkenden Tadler, welche an der, in ihnen selbst und in ihrem selbstsüchtigen Treiben nur allzu sichtbar abgespiegelten verkehrten Herkömmlichkeit nichts abändern lassen wollen, es sey denn, daß die Neuerung ihr Werk ist und ihnen Vortheile verheißt; welche dem herrschenden Vorurtheile das Wort reden, um vom vornehmen Pöbel und von der ihre Gewohnheiten steif festhaltenden unverständigen Menge als verständige Beschützer der guten alten Zeit gepriesen zu werden; welche nichts gutes kennen und zulässig finden, wenn es nicht in ihrer Provinz oder Stadt von jeher vorhanden gewesen ist, und welche daher über hochverrätherische Störung der öffentlichen Ruhe grimmiges Geschrey erheben, sobald sie die Alleingültigkeit ihrer Beschränktheit durch eine neue fruchtbare Gedankenreihe bedroht sehen; auf diese Art von Widersachern, mögen sie auch zahlreicher und vorlauter seyn, als zur Ehre unsers Zeitalters und seiner Ansprüche auf fortschreitende gesellschaftliche Veredelung glaubhaft gefunden werden dürfte, kann hier keine Rücksicht genommen werden; denn, wo von Anregung eines höheren geistig-sittlichen Lebens die Rede ist, darf leidenschaftlicher Gemeinheit kaum Erwähnung geschehen.

*) Außer dem Emil gehören hieher die drey Briefe über Anwendung der im Emil aufgestellten Grundsätze v. J. 1770 W. B. 3o. S. 178. fl., die Gedanken über Kinderzucht in Julie T. 3. p. 329 sqq. und über früheste Erziehung fürstlicher Kinder v. J. 1763 in W. T. 3a. p. 1 sqq.

Als Rouſſeau in der Arbeit an Reinigung und Veredelung des geſellſchaftlichen Zuſtandes den höheren Beruf ſeines Lebens gefunden hatte, mußte ſein Nachdenken auf Erziehung der Kinder gerichtet werden; dieſe war die Grundbedingung aller ſeiner Wünſche und Beſtrebungen. Von dem erwachſenen Menſchengeſchlechte iſt keine durchgreifende allgemeinere Umſtaltung der geſellſchaftlichen Verhältniſſe zu erwarten; es vermag nicht, die Gebrechen bisheriger Herkömmlichkeit ganz zu verleugnen und zu überwinden; wird auch von Vielen die Mangelhaftigkeit der beſtehenden Wirklichkeit begriffen und das Bedürfniß einer weſentlichen Umänderung derſelben eingeſtanden, ſo haben ſie doch mit der Macht der Gewohnheit, die ſie und Andere beherrſcht, einen zu hartnäckigen Kampf zu beſtehen, um mehr erreichen zu können, als die Geneigtheit, im Kampfe auszudauern, oder den Entſchluß, lang fortgeerbte Irrthümer nicht verewigen zu wollen; immer wird ſich Verſchiedenheit der Richtungen des Willens in feindlichen Gegenſätzen hart ausſprechen, immer werden Zwieſpalt und Trennung die allgemeinere Anerkennung und wirkſame Gültigkeit der Wahrheit hindern und die Segnungen friedlichen Gemeinwohles ſtören. Feſtbegründetes, dauerhaftes Heil iſt nur von der Kinderwelt zu hoffen. Die Anſprüche und Forderungen, welche die ſittliche Vernunft für Veredelung des geſellſchaftlichen Zuſtandes aufſtellt, können allein dadurch verwirklicht werden, daß den Kindern eine, ſolchen Forderungen entſprechende freie ſittlich-geiſtige und körperliche Entwickelung zu Theil wird, welche das dem Menſchen natürliche Gute ungeſtört hervortreten und erſtarken läßt, indem es weder durch äuſſere Eindrücke und zudringliche Künſteleyen gefährdet, noch durch Verwöhnungen verdrängt wird. Beruhet die Rouſſeau'ſche Erziehungslehre auf dieſer Grundlage, wie aus ihrem Zuſammenhange mit ſeinem Weltverbeſſerungs-Syſteme und aus vielen beſtimmten Aeuſſerungen über den

mit ihr beabsichtigten Zweck unbedenklich gefolgert werden kann, so ist seine Forschung und Betrachtung von einem polemischem Standorte ausgegangen und hat ein ideales Ziel erstrebt; das Irrige und Verkehrte in dem Bestehenden wird aufgedeckt und bestritten; das Bessere und Richtige wird in seiner Allgemeingültigkeit geschildert; ein Ersatz soll angedeutet werden für die öffentliche Volkserziehung der alten Welt, die in der neueren entbehrt wird, damit auch für diese der Weg bezeichnet werde, welcher die Kinder zur Freyheit und Menschlichkeit, zur Vaterlandsliebe und zur Gottesfurcht führe. Der Grundgedanke umfasset also die gesammte, für sittliche Bildung und gesellschaftliche Vervollkommnung empfängliche Menschheit; auf besondere durch Oertlichkeit und Volkseigenthümlichkeit bestimmte Verhältnisse kann weniger Rücksicht genommen werden. Die Ausführung des Gedankens, weit entfernt, ein wissenschaftliches Lehrgebäude zu seyn, ist ein romantisch-ideales Gemälde, reich an überraschenden Kraftzügen, wie sie die begeisterte Stimmung des Augenblickes schafft, oft Erguß eines warmen Gefühles, welches in hinreissend zauberische Beredsamkeit überströmet.

Die im Emil ausgesprochenen Ansichten können nichts Höheres erreichen, als Befreyung von verjährten Vorurtheilen und tiefgewurzelten Irrthümern, Anregung des sittlich-freyen Selbstdenkens über eine für Menschheit und Gesellschaftswohl unermeßlich wichtige Aufgabe und Belebung des heiligen Pflichtgefühles, welches Eltern und Erzieher bei Lösung dieser Aufgabe leiten soll. Rousseau war reich an Liebe und Sehnsucht und an Gedanken und Gefühlen, welche aus dem nie versiegenden Born des veredelten geistigen Lebens entspringen; aber er war arm an eigentlich pädagogischen Erfahrungen über Umgang mit Kindern und über das Verfahren im Bildungs- und Unterrichtsgeschäfte; unter seinen Vorgängern hatte Locke allein, aber auch mehr theoretisch und idealisch, als prak-

tiſch vorgearbeitet. Wer daher Rouſſeau's Worte und Bilder unmittelbar in das Leben übertragen und für ein einzeln gegebenes häusliches Verhältniß geradezu benutzen wollte, würde ſeine Erwartungen davon bald getäuſcht finden und Hinderniſſen und Widerſprüchen begegnen, die ſchwer zu beſeitigen ſeyn dürften. Dieſe Bezeichnung des Tones und der Richtung in dem von Rouſſeau entworfenen idealiſchen Erziehungsgemälde weiſet Vorwürfe und Einreden bequemer Weltmenſchen ab, welche Gedanken und Gefühle als Vorſchriften einhandeln und ohne weiteres zum Hausgebrauche verwenden wollen, wähnend, ſie müßten auf gleiche Weiſe im Leben nachgemacht werden können, wie des Arztes Recepte in der Apotheke. Keinesweges aber ſoll damit die gerechte Anerkennung der vielen hochwichtigen, unmittelbar die Wirklichkeit berührenden praktiſchen Grundwahrheiten verweigert werden, welche das Erziehungsgeſchäft zu einer heiligen Angelegenheit eines jeden, von Achtung für die Hoheit der menſchlichen Beſtimmung und von Liebe zu den Erben des göttlichen Ebenbildes durchdrungenen Gemüthes erheben und der allgemeinen Beherzigung würdig ſind, die ſie gefunden und ſchon jezt mit einer Fülle von Segnungen belohnt haben.

Mit ergreifender Wahrheit und Herzlichkeit hat Rouſſeau das Naturgeſetz der Liebe zu den Kindern ausgelegt und die von aller Wandelbarkeit und Feindſeligkeit der irdiſchen Dinge unabhängigen herrlichen Erfolge einer freudigen Erfüllung deſſelben veranſchaulicht; er hat die Eigenthümlichkeiten im Naturweſen des Kindes tief aufgefaßt und aus ihnen die unantaſtbaren Rechte abgeleitet, welche der Kinderwelt zugeſtanden und als Richtſchnur bey der Erziehung nie aus dem Auge gelaſſen werden ſollen; er hat auf ſorgfältige Beachtung der überaus bedeutſamen Pflicht gedrungen, daß der Erwachſene ſich ſelbſt verleugnen und mit aufrichtigem Sinne der vollkommenſten

Liebe zum Kinde werden soll, wenn er auf dieses wirken und ohne gewaltthätige Beeinträchtigung der Freyheit seine Entwickelung und Ausbildung befördern will. Er hat die Wichtigkeit der physischen Erziehung, wie sie vom ersten Lebenszeichen des Kindes beginnen muß, in ihrem ganzen Umfange erkannt und hervorgehoben; er hat viele tausend Mutterherzen gerührt und zu dem Entschlusse gebracht, einer vornehmen Verkehrtheit zu entsagen und dem Säuglinge die mütterliche Brust zu reichen. Von ihm ist die Nothwendigkeit der Uebung und Erkräftigung des Körpers mit siegreichen Gründen nachgewiesen worden; und er hat die, auch jetzt noch von Vielen verkannte Pflege und Bildung des richtigen Sinnengebrauches dringend anempfohlen. Ueberhaupt ist das hochgelungene Unternehmen preiswürdig, den Menschen darzustellen, wie er sich an Körper und Gemüth zu der Tüchtigkeit frey entwickelt, welche alle Prüfungen des Lebens bestehet, der alles, was er ist und wird, der ihm einwohnenden Kraft der Sittlichkeit verdanket, welche ihn streben und arbeiten, dulden und siegen lehrt und somit das wahre Geheimniß des dem Menschen eigenthümlichen Vermögens offenbaret.

VIII.

Noch bleibt eine traurige Pflicht zu erfüllen übrig, die Schilderung und Erklärung des furchtbaren Wahnes, welcher Rousseau's Leben vergiftet und zum Gegenstande bald harter Beurtheilung, bald der Verhöhnung, bald des Mitleids seiner Zeitgenossen gemacht hat; die Nachweisung der Thatsachen, aus denen sich zu ergeben scheint, wie die krankhafte Vorstellung von beabsichtigter Beeinträchtigung seiner Freyheit entstanden, gewachsen und bis zu der quälenden Ueberzeugung, daß er durch ein geheimes Bündniß seiner Feinde verfolgt werde, gesteigert worden ist. Daß ein Mann, der die Menschheit

achtete, die Hoheit ihrer Bestimmung tief fühlte und von anfeuerndem Eifer glühete, dem im Staube der Unwissenheit und Knechtschaft schmachtenden Geschlechte zu helfen, der reich an Wahrheitssinne war und mit begeisterter Ausdauer nach reinerer und vollerer Anschauung des Lichtes rang, welches seinem Geiste durch alle trübe Nebel und dunkle Gewölke, mehr als in schwankenden Ahndungen, entgegenstrahlte; daß dieser, nach vielen nicht kleinen Siegen über weit verbreitete und tief gewurzelte Vorurtheile und Irrthümer, das leichte Spiel einer menschenfeindlichen Laune wird und an menschlicher Gebrechlichkeit unheilbar erkrankt, ist eine schmerzlich demüthigende Beschämung des Stolzes auf die Vorzüge unseres Geschlechts und regt Gefühle der Wehmuth an, die schwer auf der Seele lasten. Das Räthselhafte in dieser Erscheinung löset sich im Allgemeineren durch unbefangene Auffassung der früher geschilderten Eigenthümlichkeiten in Rousseau's Leben und Wesen. Seinem religiösen Glauben wohnte die allmächtige Begeisterung nicht ein, welche den Menschen mit großartiger, alles Vergängliche und Weichselnde beherrschender sittlicher Kraftheit begabt und über das Weltliche erhebt; das Selbstbewußtseyn eigener Sündhaftigkeit zog ihn herab in die niederen Kreise des irdischen Betrachtungslebens; seine sittliche Mannheit wurde geschwächt, die geistige Selbstständigkeit gelähmt; so erwuchs aus Mißtrauen gegen ihn selbst Mißtrauen gegen gegen Andere und erlangte ein in seinen verderblichen Wirkungen von ihm nie vollständig begriffenes Uebergewicht. Vielgeschäftig wirkten mit Eigenliebe, Eitelkeit, sich selbst überschätzendes Selbstgefühl, welches fortwährend mehr fodert, als ihm gewährt werden kann, und im Grübeln über gestörte Ansprüche und vernichtete Erwartungen nie ermüdet. Indem sich Rousseau marternden Reflexionen und überspannten Foderungen auf eitle Weise hingab und Ideales und Wirkliches vermischte,

wurde eine an Wahnsinn *) gränzende Verwirrung und Verkehrtheit der Vorstellungen erzeugt. Für uns sollte der Umstand, der Wachsthum und die Dauer einer solchen furchtbaren Selbsttäuschung weniger auffällig und räthselhaft seyn; denn wir haben ja vor Augen, wie in dem angeblichen Zeitalter der Vernunft und bey vielseitiger, anschaulicher und gemeinverständlicher Belehrung durch geschichtliche Erfahrung, nicht etwa in den Kreisen der rohen und geistiger Bildungsmittel ermangelnden Menge, sondern unter den Höheren und vermeintlich Reiferen, Gespensterfurcht und kindisch-alberner Wahn viele Gemüther in der Art eingenommen haben, daß alles, was diese Schreckbilder und Qualträume beseitigen und überwinden sollte, gerade zu ihrer Bestätigung gemißbraucht wird. Das verderbliche Festhalten eines Irrthumes liegt in der menschlichen Natur, wenn sie einmal von der rechten Bahn abgewichen und der Wahrheitssinn verblendet ist. Es bedarf daher auch nicht der Vermuthung **), daß Rousseau's Gemüthsstimmung etwas Erbliches in seiner Familie gewesen sey; sondern sie läßt sich als Erzeugniß seiner Verhältnisse und des durch diese geleiteten inneren Lebens naturgemäß erklären. Der kunstgerechte Versuch, den inneren Entwickelungsgang dieser Gemüthskrankheit in allen ihren Abstufungen und verschiedenartigen Aeußerungen und Mischungen, Milderungen und Verstärkungen zu verfolgen, bleibe einem Forscher überlassen, der nach bewährten Grundsätzen der Psychologie und Physiologie, in nothwendig wechselseitiger Unterstützung, zu verfahren vermag; hier genügt es, die Grundzüge des Uebels, wie sie sich in der Erscheinung ankündigen, nach Anleitung

*) M. beschäftigt sich selbst des Wahnsinns, den Schreckniß der Einbildungskraft erzeugt haben, in einem Brief an d'Ivernois d. 26. März 1768 und in den Confessions T. I. p. 178.

**) Corancez d. Rousseau. S. 415 ff.

des dazu verbundenen äußeren Einflusses geschichtlich anzudeuten, damit die Uebersicht des Unterscheidenden in Neander's Leben und Wirken möglichst vervollständigt und die gerechtere Beurtheilung des Mißlichsten und Zweideutigen darin erleichtert werde.

Die ersten deutlichen Spuren eines bedenklichen Mißtrauens gegen Fremde und Bekannte zeigen sich [illegible] kurz nach Neander's engerer Verbindung mit Theorie und seitdem seine Zurückgezogenheit von der Welt beschlossen war. Der Beweggründe zu dieser Gemüthsstimmung scheinen mehre gewesen zu sein; er war sich derselben vielleicht nie ganz hell bewußt und konnte daher später nur einseitig und unvollständig Rechenschaft darüber geben. Innerlich mögen ihn dazu bestimmt haben: Bedürfniß der in früheren Jahren zu sicher Gewohnheit gewordenen Einsamkeit, Abneigung am geräuschvollen Weltleben, das er fast ausschließlich nur von der schadhaftesten Seite und durch mißbräuchlichen Genuß kannte, Eifersucht auf Mein'sein, unwilliges Schamgefühl über verletzte Hoffnungen, und wiederholte Verletzung einer, auch in höheren Jahren, ungemein wahrnehmsamen und durch seine Nähe auf Erfahrung erwachsenen Empfindlichkeit. Er wußte nicht, was er mit Welt und Leben machen sollte, und schwierichte sich vergeblich mit dem Wahne, sie beherrschen und entbehren zu können; er wurde Beobachtung mit leidenschaftlicher Heftigkeit, nicht ohne bitteren Unmuth über alles, was ihn nöthigte, der Theilnahme am gesellschaftlichen Verkehr zu entsagen; und obgleich er immer auf das neue beschloß, von der Welt getrennt zu bleiben, so hörte er doch nicht auf, ihr nachzugehen und über ihr Urtheil, wenigstens für die Zukunft, besorgt zu sein. Es war ihm damals hauptsächlich darum zu thun, daß das Geheimniß seines Lebens und Wesens von Andern nicht durchschaut [illegible] und

[illegible] Neander. 2 Aufl.

jede freisinnige Einmischung in seine häusliche Verhältnisse abgewehrt werde; auch wohlgemeinte Theilnahme an denselben war er geneigt, für Vernachlässigung seiner, von seinem Amte zu beschränkenden amtlichen Freiheit zu halten; er wollte sich durch Vorstellungen und Bitten seine Verpflichtungen auflegen lassen, die ihn abhängiger von Andern machen konnten. Wie mit seinem ehrsüchtigen Ruhm und mit der öffentlichen Aufmerksamkeit seine Selbstsüchtigkeit stieg und ihn die, oft unwillkührliche Vergleichung der Gegenwart mit einer nahe liegenden Vergangenheit theils drückte, theils erhob, nahm und eigenartige, schon im ersten Beginnen menschenfreundliche Bestrebungen seiner Selbständigkeit mehr Härte an und hin durch Eitelkeit und Eitelkeit genährte Mißtrauen gegen Neid und Mißgunst der älteren Beamten zu entdecken, brachten mit unglücklichem Scharfblicke einen verschlossenen Menschen alle ihre Aeußerungen und Schritte, und scheint, gewiß in späteren Jahren [*], eine auf Verrufung der Zeitgenossen, bald auch auf Herabsetzung seines Nachfolgers bei der Nachwelt [**] berechnete Verschwörung gefunden zu haben. Als Urheber und Häupter derselben wurden von ihm, selbst in früherer Zeit [***], Grimm und Tiberet

[*] In der Beschuldigung des Anfangs der Verschwörung ist Napoleon's Vermuthung (wer sich nicht ganz gleich erklärt: er schwankt zwischen 1811 und 1812 in den Briefen v. 24. 25. und 26.) deutlich aber bezeugt nicht zum Beweis einer Wahrheit, weil gewisse Zeit erfindet wurde, die die Anklage zu wahrscheinlicher Untersuchung machen konnte.

[**] Comment. T. 3. p. 119.

[***] In einem Briefe vom 9. April 1810 weist die Polizeipräfektur verschiedene Briefschaften hervor, die sie beschlagnahmt haben, unter denen: I. T. 31 p. 61 ff. — Als der Charakter seiner Person und Grimm's freundlich gedacht in den Bulletins T. XX. p. 164 sqq. und Grimm und Tiberet werden genannt in

[illegible]

ben, als er 68 Pan-Hymnen in die Hände gab; die Dich-
kunst Englands war eigentlich stets eine Fortsetzung der
Vergangenheit, niemals ist sie hier ganz gebrochen. Einige
wenige Werke standen da wie entzündete Brände über
einem Feldmeer; überhaupt war das Jahrhundert eine
lange Leere; es hat 68 wirklich an großen Talenten,
vielleicht, aber Talenten waren, Persönlichkeiten, Charaktere, die
Dichtungen in der öffentlichen Meinung und von Ge-
schlechtern und Völkern. Homer [1]) galt ihm als Natur-
kraft mit seinen Fehlern, als ein Werkzeug, als der
Vollendete seiner bedeutenden Vorzeit. Und über Ossian
sang endlich er auch Frankreich, den Barden, welchen die
Größen hatte; alle Meinten einer gewaltigen Einbildungs-
kraft begeisterte ihn über das Maß; die englischen
Worte hatte die wirkliche Bedeutung und eine unbegreifliche
Gewalt über ihn erreicht.

Es war ihm ein geschichtliches Ereignis [2]) geworden,
daß ein gebildeter Mann den Schmerz und Verzweiflung sei-
ner Mitwelt, Entbehrung seines Lebens bis zum Wahn-
sinnen brachte; daß der Mensch Chatterton, nicht ge-
boren mit der Kraft, welche er durch Anstrengung der
Seele zu Resultaten, zum Vollbringen einer Tugend,
gewonnen, an der Enge bedrückter Zeit; daß Plagiarism,
Betrug und Lügen seine Kräfte, Talente und Tu-
gen unter allen Gestalten und Verwandten ihn umgaben,
um ihm einen schönsten Zug mehr zu dem Gemälde, auf
was er als Engländer erblicken sah, abzugewinnen; um
den Verzweifelnden im Kerker, zum Mitleiden der Welt,
zum Opfer des Selbst zu machen; daß er darauf ange-
wiesen war, das Leben ihm verbittert, unerträglich, schimmer

[1]) Vgl. [illegible] Satz voll [illegible] p. 96 ff. 1808.

[2]) S. [illegible] Abhandlungen Herder und Goethe, Fürstliche
die Dichtung T. [illegible], p. 89 f. [illegible] p. [illegible] ff.
[illegible] und T. [illegible], p. 82 ff. [illegible] ff. [illegible] ff.

[illegible] [illegible] [illegible] [

[illegible]

[illegible] [illegible] [illegible] [

[illegible] [illegible] [illegible] [

[illegible], wenn er Begebenheiten aus seinem eigenen Leben behandelt, wie Cabrera (Navarra) und Venetia, d. h. die Leben vor'm rothen Thurm, die zwey herzlichen Cousinen u. s. — Philemon und Baucis und Tod ist eine der glücklichsten Parodien die je versucht worden. (So war auch das — nicht von C. herrührende — Lebensglück eines Landpfarrers und Mannes.) Zweifle Uebersetzer-Muth bewiesen manche Stücke seiner Erzählung, unter andern die sehr gelungene Stelle aus Herz: o ein, quando ego te adspiciam etc. S. 52. — Besonders Nachsicht verdient die Lesart Geburtstagsgeschenk an Stella, wegen des darin herrschenden Ernstes und tiefen Meinung; vom Einfachen Werth das, deshalb die Betrachtungen über das Unvergänglichste der Tugend. Heraus! Du Stella, die seine Verse sammelt und abschreibt, wegen des warmherzigen Eindrucks über Hauptsachen sind sie süß, welches allen endlich, so Stella's Bestrebung aufgeführt wird. Eine vorzügliche heroische Satire ist: Das Tagebuch einer heutigen Dame; das unverfälschte Gedicht in seiner Manier aber wohl unbedingt das letzte: Auf H. Gwilt's Tod, welches die verschiedenartigsten Urtheile der Autors über seinen eigenen Charakter enthält. Es ist ein Muster verunstaltetster Selbstsucht, so ungereimt, daß man einige Stellen nicht ohne Rührung lesen kann. In gleicher Art giebt es vorzügliche andere ältere Gwiltsche Gedichte der ernsten Weltsicht über sein Innres, seine Eigenheiten[1].

[1] Der Schluß kann darauf angeführt sein:

Er gab selbst sein Herz preisgeben,
Ein Spiel für Narren werden;
Fremd und klug nicht wandeln'
Er lag sein Buch zu viel kosten:
Ich weiß ihr nun nicht mehr, er Gutes bewußt zu haben,
Er hätte es seinem Glück, vom Thun sie allen verzeihen.

Das deutsche Gemüth hat unter den von Ihm übrig
hinterlassenen Gedichten drei

zum Theil

merkwürdig: Auf sich selbst, B. II, und: In Krank-
heit. Beide enthalten Reflexion über sein Leben: das
letztere besonders interessant, weil es die Gemüthsverfas-
sung während der ersten Naturerlebnisse in Island, auch in
der Trennung dahin, recht natürlich ausdrückt. Nachsich-
tung verdienen ferner: Die Nachahmung Horazen's
Ode 1, 38. — Handrath einer Weiber-Seele
(Pendant zum Tagebuch der Dame) und: das Mädchen,
welches den Abritt zum Gegenstand hat, ein Seitenstück
zum vollen Mond. Ferner: Der todte Puppzimmer.
Hier wird der moralische Gedanke nicht erpreßt; es ist
die Pflicht des Zweifelhaften Gemüthes, dessen Nächste war,
den moralischen Reiz der Geschlechtsverhältnisse im Keim
zu ersticken, durch Ertränken. Das Gedicht ist ein Denk-
mittel. Im ganzen genommen sind jedoch diese Poesien
mehr persönlich von der Art, welche man den vertrauteren
Freunden mag; zu Erhaltung durch mehrere, von Schiller
und Göthe that auch darauf, blos um Muth zu behalten
in dieser Sache. So las Reinhart gleich nach dem jetzt
genannten Erlkönig, zu seiner Erhebung, Schillers Xenien-
würfe und Macht des Gesangs, die er auf seinen Expedi-
tionen vorzüglich bey sich führte. Eine wohl gelungene
Schauderscene sind die beiden an Lyrania; übrigens
unterhaltend und mannigfaltig: Die Panegyrisanf
den Teufel. Moralische Epigramme spielen auch
hier eine Hauptrolle; so wie das nicht Ehrliche in den
beiden schlüpfrigsten Stücken: Die zu Bett gehende
Nymphe, und Tityphon und Thios, beynah re-
präsentirt ist. In dieser Mischung steht Zwitt im Grund
der einzige. Wieder von den Alten nach Neuern, leicht
Heiligthümer nicht anzugreifen, hat es ein Dichter, wie
er, so zum innern verstehe, moralischen Schaud und Ab-

Motive der Verwesung theilt Haar und Federn, theilt unter wenigen Gleichnissen mit dieser Ausführlichkeit zu Gegenständen seiner Darstellung zu machen. Wenn auch nicht anstößig, mag diese Art doch aufdringlich im eigentlichsten Sinn genannt werden, denn wem sie nur Aufsehen erregte, der blieb gewiß noch gelind davon. Und doch kann man auch dem Mistkäfer eine Art von Flügel und Augäpfel nicht absprechen. Im allgemeinen kann man von E's Gemälden sagen, daß sie aus seiner Form sich selbst erklären, von der sie sogar ein nothwendiger Beßtandtheil sind. Den Plan auf seine Füße verweisen, die menschliche Natur da, wo sie über ihre Schranken hinaus, durch falschen Schein bestechen will an ihren Ursprung zu erinnern, war wohl hierbey zunächst die Absicht eines Mannes, der nicht leicht etwas ohne Absicht that. Selbst abgesehen davon, daß mancher besondere Beweggrund, (Portraitschilderung u. dgl.) und Späteren nothwendig verborgen bleibt. Gar weiblich und naiv, demnach rührend ist der Schluß des Entschuldigungsgedichtes an eine vornehme Dame. Man versetzt sich so leicht in die Lage des armen Geliebten. Noch besondere Auszeichnung verdient als sehr gut und fertig ausgeführte Fabel: Die Beichte der Thiere: u.) sowie, wegen der Leichtigkeit, die fast an Göthe's „Liebesgötter" erinnert, einige von den Hölder-Versuchen. — Nach allem jedoch wird uns an Ewald und seinen Werken recht fühlbar, wie traurig es um die Zeit steht, der ihr Gott, der Glaube an ein Höheres, die Bedeutung des Lebens untergegangen. Wenn sich die oberen Stände ein höchst Gut durch französische Copisten, wie zur Mode, leicht wegklügelten, so blieb es den niederen unter beständigem Gezänk um Formen und Satzungen verborgen. Einen Dichter, im höheren Sinne des Worts gab es seit Dryden's Tode 1701 zu Ewalds Zeiten weder in England noch im übrigen cultivirten Europa. Gay und Congreve starben wenig; und

was sind doch wohl selbst Pope's kühnste Aufflüge im Angesicht eines freyen Parnasses? Verleugnet er jemals die Schule Boileau's? Es war eine leblose Epoche, eine in die Mißkröcke der Mode und Hofkunst eingezwängte Menschengattung; witzig, wohl polirt, das kleinste Debors zu retten auf der Lyth, aber todt, moralisch und ästhetisch. Es ist nicht zu sagen was Männer wie Swift und seine Geistesverwandten unter einem helleren Himmel und einfacherm Geschlecht hätten leisten können. An ihrem Platze haben sie die edelsten Kräfte ihres Wesens erschöpft im Kampfe gegen die verwitterte Zeit, in deren Formen und Vorurtheile sie sich, mit der Idee von etwas Edlerem in der Seele, gleichwohl fügen mußten. *) Betrachtet man die Satiriker dieser Nation in's besondere, (und selbst die sich nicht dafür geben, haben mehr oder weniger einen Hang dahin) so ist ihre Darstellung meist da in's frazenhafte gerathen, wo sie in ihrem Volke die Welt zu sehen meinten und die Natur des Menschen überhaupt für einige faule Glieder in Anspruch nahmen. Man denke hier nur an den so physisch als sittlich bankrutten Rochester; er klagte das Geschlecht für seine Sünden. Auch Swift ist diese Klippe nicht ganz vorbeygeschifft. Das trübe Augenglas ihrer mehresten Dichter, vom grauen Ossian herab bis diesen Tag, verbittet uns zu schönen moralisch climatischen Resultaten. — Noch verdient in diesem Bande als echt Swiftisches Project ausgezeichnet zu werden: Das

*) »Es giebt Knospen, welche zu herrlichen terrestrischen Zweigen und Blättern ursprünglich bestimmt waren, und nun durch ein sonderbares Spiel der Natur und äussere Einwirkung von Kälte u. dgl. zu Stacheln geworden sind (leider Loos ist eine Umbildung einer Knospe) und wenn sie nicht mehr grünen können, durch ihre Spitzen das Vieh abhalten und zur Sicherung des Gartens mitwirken. Einerseits glaube ich ist Swift einem kühnen zum Dorn verwandelten Zweige vergleichbar.« — (Aus dem Briefe eines naturforschenden Freundes an den Einsiedler.)

Avertiſſement zu Ehren des Königreichs Irland. Ein Plutarch voll iriſcher Spitzbuben aller Art wird hier höflich und in beſter Form auf Subſcription angeboten.

8r Band.

Politiſche Aufſätze aus der Dubliner Zeitſchrift Examiner. Der Inhalt mithin meiſt local oder provienziell, und für den Geſchichtsforſcher von Wichtigkeit. Leider hat aber gerade dieſer Theil der inneren Staatsgeſchichte Britanniens wenig Erfreuliches. Diſſenters, Church of England-Men, Whigs und Tory's, Stänkereyen mit hartnäckiger Verſtocktheit und Sinnesumdüſterung durchgeführt, ſind die Hauptübel gegen welche S. in dieſen wahrhaft patrietiſchen Blättern zu kämpfen hat: wo er weder Groſſe noch Kleine ſchont und nach einander, ernſtlich und eindringlich wider alle Hauptgebrechen einer Staatsverwaltung und ihrer Diener zu Felde zieht. Von allgemeinerem Intereſſe ſind im 14ten Stück: Verſuch über politiſche Lüge. — Die Rede gegen Verres (Grafen v. Warton, Lord Statthalter in Irland), Nr. 17. — Der Brief an Craſſus (Marlborough) No. 27. — Die beyden ſinnreichen Allegorieen vom wahren und Scheinverdienſt, von Freyheit und Parteiengeiſt, No. 30 u. 31, in welcher letzteren Nummer eine Platoniſche Idee ſehr glücklich angewandt iſt. Ueber die Parteien der Whigs und Tory's geben beſondere Aufſchlüſſe No. 33, 35 u. 43: ſowie über die religiöſen Sekten damaliger Zeit in England, No. 34, vorzüglich über Diſſenters. — Die Rede an den October-Club iſt ein ſchönes, männliches Stück von Beredſamkeit.

9r Band.

Das Gemeinverſtändlichſte in dieſem Bande, der durchgängig politiſchen Inhalt iſt, möchte die Vorrede zu Burnets Einleitung in den vierten Band

seiner englischen Reformationsgeschichte seyn: eine der nachdrücklichsten Critiken, die wohl je geschrieben sind. Man kann nicht umhin in dieser Satire den stufenmässigen Uebergang aus dem Lachen und der bescherzenden Persiflage in den bittern, ja blutigen Ernst wahrzunehmen, worein sich Patriotismus, und vielleicht sogar einiger Parteiengeist mischt, zur Stanze des fanatischen Bischoffs.

10r Band.

Gleichfalls durchgängig politischen Inhalts. Es sind hier solche Schriften gesammelt, welche Irländische Misbräuche bekämpfen, und darunter die Briefe des Tuchmachers*) wider den von der englischen Regierung durch Patente berechtigten Münzverfälscher Wilhelm Wood, die erheblichsten. Wegen ihres derben, männlichen und zunächst aufs Volk berechneten Stils haben diese Stücke sowohl, als die den Band eröffnende Abhandlung über die allgemeine Einführung irischer Fabrikate, ein allgemeineres Interesse als die Pamphlets des vorigen. Sein Publicum hat hier den Vf. veranlaßt mehr dichterisch und in originellen Bildern an sich triviale Dinge vor Augen zu stellen. Die Form macht den Gegenstand schmackhaft. Der glückliche Erfolg dieser philippischen Invectiven ist zur Genüge bekannt. Des Vf's. satirische Eigenthümlichkeit zeigt sich darinn, besonders im zuletzt erwähnten Aufsatze, durchgängig. Man vergleiche S. 85. die komische Parallele Woods und Goliaths, den Eingang des 5ten Briefes, (an Lord Molesworth gerichtet) u.) und Wood's Galgenprozession am Schlusse dieser Verhandlungen: Letztere im freyesten dramatischen Humor. Die verschiedensten Volksclassen und Gewerke droben dem zu hängenden Unheil, jedes in den

*) Swift brachte sie zuerst unter dieser Maske ins Publikum, um desto freyer auftreten zu können.

eigenthümlichen Tropen seines Berufs. Diese Drehungen vom Parlamentsglied bis zu den Gassenhuren, und bis zum Henker selbst herab, sind auf mehreren Seiten tabellarisch angesetzt. Ironischen Inhalts in diesem Bande sind noch: Ehrenrettung (Vindication) Lord Cartereté, und: Rüge allerley Frevel, Misbräuche und Unstatten (Enormities) in der Stadt Dublin. 1732. Echt Gulliverische Stelle im letzteren Stück S. 306 ff. o). — Man vergleiche noch S. 238: „I know very well — victuals."

111r Band.

Gröſstentheils von allgemeinem Intereſſe. Den Anfang machen S's Beyträge zu den Zeitschriften Intelligencer und Tatler. No. 1 der ersteren enthält in guter ironischer Einkleidung die Exposition des Unternehmens, den Plan dieſes bald liegen gebliebenen Journals. No. 3. Critik von Gay's Bettler-Oper. No. 19: staatswirthſchaftlichen Inhalts. — Tatler: No. 1. Bittere Gulliverische Satire auf die Sitten der Weiber, in eine Fabel von den Diezösan-Löwen eingekleidet. — No. 20: über läſtige Höflichkeit; an einer beynah Triſtram'schen Scene erläutert. — No. 29: gleichen Inhalts mit dem Briefe an den Lord Groſsſchatzmeiſter im dritten Bande. Sprachreinigkeit wird empfohlen, nur in ironiſcher Einkleidung und mit den lächerlichſten Belegen aus dem damaligen Londner Jargon der sogenannten feinen Welt. Hierauf folgt: Demüthige Bittſchrift der Bedienten, eine gute Ironie gegen die Dubliner Stuzzer und Pflaſtertreter. — Vorſchlag den Bettlern Zeichen zu geben; Polizeyſchrift. — Aus der Tendenz der nächſtfolgenden: Bickerſtaffs feine (polite) Converſation, welche die geſchmackloſen und dürftigen Phraſen der Viſitenzimmer damaliger Zeit lächerlich macht, ſieht man, daſs dieſes verjährte Gebrechen des geſchraubten

Geſellſchaftstons den man in England für ſchön hielt, Shakspeare, den alten Verlacher und Nachahmer deſſelben, um vieles überlebt hat. Aber nicht einmal mit Shaks-pear'ſchen, größtentheils geiſtreichen Wortſpielen hat es hier S. ſowohl zu thun, als mit einer Gattung von niedrigem Witz, der zum Theil auf gemeine Volksrede gegründet, ſeine Stärke hauptſächlich in ſchnellen Erwiederungen ſucht. Die drey Dialogen, welche hier in lauter ſolchen Wendungen den Steckenpferden halbgebildeter Weltleute und roher Zierbengel gegeben ſind, bringen, bey der beabſichtigten Geſchmackloſigkeit ihres Inhalts, ungefähr dieſelbe Wirkung hervor, als wenn man zwey Fechter, ohne allen Zweck noch Geſchicklichkeit in Körperwendungen und mannigfaltigen Gebärden des Angriffs oder der Vertheidigung, nur unaufhörlich einen um den andern ſich an die ſtumpfen Rapiere ſchlagen ſäh. Da nach Bickerſtaffs, des aus vorigen Tractaten ſchon bekannten Pf's Abſicht, welcher Perſon ſich S. überhaupt gewöhnlich dann bedient, wenn er irgend eine Abgeſchmacktheit unter der Hülle eines Dümmlings, dem es damit vollkommener Ernſt iſt, aus allen erſinnlichen Gründen der Beſchränktheit anpreiſen, und eben dadurch dem Gelächter um ſo gewiſſer blos ſtellen will; da nach der Abſicht dieſes Pedanten in obigen Dialogen ein förmliches Wörterbuch und Compendium ſeiner Mode-Phraſen der galanten Welt in die Hände geſpielt werden ſoll, welches er ſie in der Vorrede Wort für Wort einzulernen verpflichtet, ſo wird es nicht befremden den nur gedachten Weg darinn eingeſchlagen zu ſehen. Kann aber der Späterlebende und der Ausländer an den Geſprächen ſelbſt weniger Geſchmack finden, und wird er, wie zu vermuthen iſt, nach den erſten Seiten den Reſt überſchlagen, ſo muß er dafür jene Vorrede für ein deſto vorzüglicheres und kunſtreich ausgearbeitetes Meiſterſtück echter Ironie gelten laſſen. Man könnte ſagen, es ſey hiemit allen halb lla-

ren, dünkelhaften und anmaaslichen Querköpfen der letzte Stoß versetzt; wenn dieß Geschlecht überhaupt je auszurotten wäre. Da im wirklichen Leben Verkehrtheiten dieser Art mehr wie ein lästiges Vogelgeschrey das immer wiederkehrt, wirken; da nicht leicht ein Mensch dieses Schlages die Dreistigkeit und schriftstellerische Uebung haben wird, seinen Unsinn so planmässig zu Markt zu tragen, so ist das Verdienst der Kunst fürwahr nicht gemein, welche ihn, wie in diesen Blättern geschehn, gleichsam vor das Objectivglas haltend, gediegen an Tag bringt, mit Gewalt aus ihren unsichern Schlupfwinkeln den Aberwitz und Ungeschmack hervorreißt, verkörpert hinstellt und sagt: So ist er, und nun speyt ihn an! Ja die Geschmacks-Satire kann ihres Triumphes im Voraus weit mehr versichert seyn, sie darf viel eher zu bessern hoffen als die sittliche, da sich der sociale Mensch bekanntlich viel lieber vor sich selbst erniedrigt als vor Andern lächerlich macht. Was eine deutsche Schrift im gleichen Geist etwa auf unsre neueste Buchsprache für Wirkung thun möchte, käme schon auf einen Versuch an. — Es folgen in diesem Bande noch Vier Predigten, die insofern Bewunderung verdienen, als sie die Gabe des Vf's beurkunden, in den aller einfachsten, man kann sagen, hausmachendsten Ausdrücken zum Volke herabzusteigen, und es über einige der wichtigsten Religionswahrheiten zu belehren. Mit Absicht scheinen hier die aller üblichsten und gebräuchlichsten Kanzelbeweise, der Deutlichkeit zu Liebe, gewählt zu seyn: ja, man begegnet sogar schwachen Stellen; z. B. in dem Vortrage über das Gewissen, S. 267 ff. da, wo erklärt werden soll, warum es die Alten ohne geoffenbarte Religion politisch weiter gebracht, als die Irländer zu des Vf's Zeit. Züge der Ironie finden sich in diesen Predigten fast gar keine, und nehmen die Ideen des Redners ja einmal diese altgewohnte Richtung, so erscheint sie mehr als ernste, bittere Rüge der Sittenverderbniß, wie

z. B. in der nur erwähnten Predigt S. 268. p.) — Nur die vierte dieser Homilieen oder Sermone *) — denn man kann eine englische Pult-Rede nur uneigentlich mit dem Namen Predigt bezeichnen — scheint den Vorwurf einigermaßen zu rechtfertigen, als seyen S's Predigten mehr politische Pamphlets denn Kirchenvorträge gewesen: was doch nicht einmal füglich Vorwurf heißen kann, wenn man bedenkt daß der Vf., wie er auch hier thut, mit Recht zunächst auf den augenblicklichen Zustand seiner in Parteien und Volks-Irrsale vielfältig verwickelten Mitbürger Rücksicht nahm.

12r Band.

Bedienten-Regeln in 16 Kapiteln an alle Arten von Domestiken, in rein ironischer Form durchgeführt. S. nimmt, scheinbar als ehemaliger Bedienter, die Partie seiner bedrängten Brüder und Schwestern, der männlichen und weiblichen Lakayen und räth systematisch zu allen ihren Unarten bey, woven er eine glänzende Kenntniß entwickelt. Vom Hofmeister bis zur Wäscherin herab, erhält ein jedes seine liebreiche Instruction. Was Bequemlichkeit, Leckerey, Habsucht, Neugier, Stänkergeist oder Muthwillen aller Art nur immer diesem Gesindel eingeben kann, wären es auch die verderblichsten Anschläge zum Schaden der Herrschaft, wird hier im belehrenden Tone des wohlwollenden Rathgebers anempfohlen, ja mit Gründen gerechtfertigt. Man muß besorgen daß mehrere Bediente von diesem Leitfaden wirklich profitirt haben. **) Am Schluß sind einige ernsthaft gemeinte Verhaltungsre-

*) Ueber brüderliche Liebe. Hebr. 13, 1.

**) Dasselbe Thema ist neuerer Zeit auf dramatischem Wege mit Glück behandelt in der durch Küttner den Deutschen bekannten Farce: High life below Stairs, oder: die große Welt in der Bedientenstube.

geln für Dienerschaft auf Reisen angehängt, die ani so viel Gaunerey ordentlich wohlthun, und des Pf's treue Gesinnung, seine gemeinnützige Absicht von neuem beurkunden. — Brief der gemishandelten Frau, und Antwort darauf. Diese allegorische Person die sich über Ungerechtigkeiten ihres Liebhabers beklagt, ist Irland, welchem England unter dem Ansehn eines Beschützers übel genug mitgespielt hatte. Einkleidung und Anordnung der Fabel hat viel ähnliches mit denen im Mährchen von der Tonne. — Briefe von Swift an mancherley Personen, meist an seinen vertrauten Freund Sheridan *): diese die interessantesten. Sie geben einen deutlichen Blick in des Dechanten und seiner nahen Freunde häuslichen Kreis, Wechselneckereyen, Belustigungen u.s.w. Man erfährt genug vom Charakter des faselhaften, abstracten und gutherzigen Bücherwurms Sheridan. Besonders rührend sind die aus späterer Zeit, welche Swifts und Stella's Krankheitszustände schildern: und doch ist Scherz und muntere Laune sogleich bey der Hand, wenn der Druck nur etwas nachläßt. Räthsel, Küchenlatein, Wortspiele, seltsame Schrift-Vorschläge findet man hier als liebenswürdige Beschäftigungsversuche des alternden, mannigfaltig bedrängten Mannes: vielleicht die einzige Aufheiterung die ihm in seiner Einsamkeit noch übrig war. Besonders interessante Stellen, (s. auch in Bezug auf Gulliver,) S. 146: „Darum sitzt still und seyd ruhig, und geht euern Geschäften nach, wie es euch ziemt, und schließt eure Freundschaften, und erwartet nicht mehr vom Menschen, als solch ein animal fähig ist: so werdet ihr meine Beschreibung der Yahoos **) mit jedem Tag ähnlicher finden. Ihr müßt einen jeden nehmen und mit ihm umgehn, als Schurken, doch ohne ihn so zu nennen, vor ihm

*) gelehrten und geistreichen Schulmann in der Nähe von Dublin.

**) s. Gullivers Reisen.

zu ſtiehn, oder ihn minder zu ſchätzen. Das iſt ein alter, wahrer Satz.“ S. 148, Lord Orfords Ausſpruch. — S. 150: „Wir ſind ſchon Sklaven. Und ſeit meiner erſten Zeit haben mich die groſſen, weiſen Männer mit denen ich lebte, gelehrt, daß eine General-Accise (die ſie jetzt nach und nach einführen wollen) der ſicherſte und geradeſte Weg zur Sklaverey iſt. Ich bitte G— daß er ſie ihnen nach ſeiner Gerechtigkeit zuſchicken wolle: denn ſie verdienen es nicht beſſer.“ — Wie dieſer Geiſt in ſpäteren Jahren die Bagatelle aus Ekel am Irdiſchen lieb gewann, und wie dieſe Spiel-Laune des Greiſes, der aus Bitterkeit und mit Abſicht zum Kinde wird, bey überhandnehmender Körper-Zerrüttung endlich in wochenlanges Schweigen, ja in Wuth und Raſerey übergehen konnte, läßt uns dieſe Correſpondenz*) recht menſchlich und natürlich einſehen.— Muſter von gemäßigter und um ſo beiſſenderer Erwiderung eines ungezogenen Briefes, iſt der an Lord Palmerſton, S. 151. — Schön und einfach ſind die Gebete für die kranke Stella. — Mehrere ſcherzhafte Kleinigkeiten der oben erwähnten Art ſcheinen zur Correſpondenz mit Sheridan zu gehören. — Der Charakter des Primas M— h verräth die Meiſterhand. — Die vermiſchten Gedanken und Bonmots ſind meiſt glänzend. — Der Brief an die Freymaurerin ſcheint früheren Urſprungs, und iſt eine Satire auf das Formeln- und Logenweſen. — Rath an die Dubliner Bürgerſchaft bey Wahl eines Repräſentanten im Parlament, politiſchen Inhalts. — Muſter eines reinen Vortrags und Briefſtils iſt die Troſtſchrift an Mrs. Moore, wegen Verluſt eines Kindes. Schönheiten dieſer Art genießt man nur im ruhigen Kreis und Beſitz der

*) Man verbinde damit den höchſt intereſſanten Briefwechſel des W's mit Pope, Gay u. a. in Pope's Werken, ed. Warburton, Bd. 8 u. 10.

noch lebenden Seinigen. — Endlich wird man auch in mehreren Zügen des Teſtaments welches dieſen Band und die erſte Sammlung ſeiner Werke ſchließt, den Alten wieder finden, z.B. S.280, q.) 293, r.) Es iſt i. J. 1740, fünf Jahre vor des Vf's Tode gemacht, und enthält auſſer dem bekannten Tollhaus-Legate unter andern S's von ihm ſelbſt verfaſtes Epitaphium, wie es ſich in der Cathedralkirche zu Dublin auf ſeinem Grabſtein findet. *)

2r Band.

Der erſte von den fünf Supplementbänden, enthält: Vier Predigten, von denen gröſtentheils das über frühere Geſagte gilt. Nur in der vierten, vom Schlafen in der Kirche, kommen ſtärkere Beyſätze von Ironie vor, beſonders im Exordio und der Dispoſition. Die dritte, über den elenden Zuſtand Irlands, hängt freylich blos durch den Bibeltext mit der Kanzel zuſammen. — Bemerkungen über ein Buch, betitelt die Rechte der chriſtlichen Kirche, geſchrieben im Jahr 1708, doch unbeendet. Detaillirte Critik, die die Vertheidigung kirchlicher Rechte zum Zweck hat. — Eine Antwort an den Craftsman (oder Handwerker, Tit. einer Zeitſchrift) wider franzöſiſches Soldatenwerben in Irland. Die Einkleidung iſt ironiſch. — Memoiren des Hauptmanns Joh. Creichton. Die Entſtehung dieſes Werkchens macht S's Herzen Ehre m. ſ. das Advertisement. **) Sein Inhalt:

*) Hic depositum est corpus Jonathan Swift S. T. P. hujus ecclesiae cathedralis decani, ubi saeva indignatio ulterius cor lacerare nequit. Abi, viator, et imitare, si poteris, strenuum pro virili libertatis vindicem. Obiit anno MDCCXLV mensis octobr. die XIX, aetatis anno LXXVIII.

**) Er gab es zu Gunſten Creichtons heraus, dem er dadurch Unterſtützung verſchaffen wollte, und der weiß mit eignen Worten erzählt.

die simple Relation der Schicksale eines alten Schottischen Offiziers, der sich in den Religionsunruhen unter Karl I. und II. hervorgethan, ist grossentheils sehr anziehend, wie fast immer dergleichen Selbstbiographien. Dabey greift dieses Mannes Leben so genau in die Geschichte seiner Zeit ein, daß es den Historiker nicht gereuen wird, dasselbe zu Rathe gezogen zu haben: er wird manchen darin vorkommenden Berichtigungen Burnet's (Geschichte seiner Zeit) Glauben schenken müssen. — Winke zu einem Versuch über Conversation. Ein Gegenstand der nicht leicht in bessern Händen seyn konnte. Die kleine Abhandlung besteht aus einer Reihe der treffendsten und noch heut zu Tag völlig gültigen Bemerkungen und Klugheitsregeln hierüber, voll der lebendigsten, dem geselligen Leben unmittelbar abgelauschten Gemälde. — Kurze Charakteristik S. Exc. Thomas, Grafen v. Wharton, Lord Statthalters in Irland ꝛc. Die Charakterzeichnung des irischen Vizeroi, womit diese Schrift eingeleitet wird, ist ein Meisterstück origineller Censur die, vor jeder eignen Lobes, das ärgste sagt, ohne alle Erbitterung, wie von einem Dinge, gleichsam mit gutem Willen, und ohne die mindeste Beleidigung der beschriebenen Person, die es selbst zu fordern scheint, daß man sie als öffentlich bestätigten Lobes wicht betrachte. Die Spezialien welche den übrigen Theil dieser Charakteristik ausmachen, sind zum Theil minder genießbar für spätere Zuschauer. Eine sehr treffende Bemerkung s. S. 265 „Generally speaking-live."

1ste Band.

Mexinn: Briefe; darunter die auf den Buchdrucker Kauffeuer bezüglichen, ziemlich gleichgültig, die an den Erzbischoff von Dublin, D. King jedoch, für die geheime Regierungsgeschichte von Königin Anna nicht unwichtig sind. Zwist war damals gewissermaßen Geschäftsträger

der irischen Geistlichkeit in London. — Ueber die Schwierigkeit sich selbst zu kennen, Predigt im gewöhnlichen Stil. — Antwort an den Ritter Wogan. Erwägt man die Eleganz und Rundung der Sprache, die glückliche Wahl des Ausdrucks die dem Vf. selbst in den kleinsten Handbillets natürlich war, so wird man das Urtheil der heutigen Engländer gerecht finden, die ihm nebst Johnson den ersten Platz unter ihren Prosaikern anweisen, ihn vor andern als Muster studiren. Der zur genannte Brief ist noch besonders als Literaturbericht an einen Ausländer und durch Critik im Ganzen sehr instructiv, wiewohl nicht ohne Bitterkeit: „Hier zu Land" heißt es u. a. „dürftet ihr ein sehr unmodischer Kriegsmann seyn, unter Truppen, wo der geringste Anspruch auf Wissenschaft, Frömmigkeit, oder gemeine Moral, den Besitzer in Gefahr bringen würde cassirt zu werden." — Ueber gute Sitte und Lebensart. Voll trefflicher Bemerkungen, sowie der Aufsatz über denselben Gegenstand im vorigen Bande. — An Kendal. Familienbrief aus früherer Zeit: (Febr. 1691.) sehr lehrreich, weil er viele Aufschlüsse über S's Denkungsart gegen das andre Geschlecht enthält. Ein zudringlicher Verwandter wird mit seinen Heirathsvorschlägen etwas kurz abgefertigt. Gedichte, meist gelegenheitlich. Auszeichnung verdienen: Die widerlegten Legiker, S. 235. — Das Puppenspiel, S. 239. — Auf's Halsband von Mrs Dingley's Schooshund, S. 243. — An den Dom. Daniel Jackson, S. 255. — Antwort auf Paulus, v. Lyndsay, S. 272. — Bittschrift an Ew. den Herzog von Grafton, und Swifts Antwort darauf im Namen des Herzogs, S. 286 ff. — Dr. Thom. Swift bey Sir Arthur Acheson, S. 292. — Zum Schluß einige, zu enge, Ansichten Swiftischer Satire, in Zeugnissen von Warburton, Drewe, und andern.

1ſter Band.

Irrthümlich, eine kurze hiſtoriſche Skizze, S. 1–7 ff. allein anzuerkennen. Denn auch die beyden in dieſem Band vorkommenden Predigten, ſowie der Bericht über den Zuſtand von Japan, S. 149 ff., gehören jener Fabrik an. Letzterer ſchildert in Gulliveriſcher Manier nichts als das damalige Großbritannien. Das erſte Stück hat unſtreitig die erſten Theile des Bandes, enthaltend Swift's eigne Memoiren und Berichte über die Regierungsepoche der Königin Anna. Da die nehmlichen Begebenheiten jener Zeit hier anders erzählet werden, als ſie auf den Pedanten Einfluß gehabt, und von ihm ſelbſt zum Theil vermiſcht oder bemäntelt werden, ſo enthalten dieſe Aufſätze recht eigentlich die Geſchichte von S.'s öffentlichem Leben, ſie ſind ſeine Rechtfertigung, und ſollten deswegen früher als alle übrige Werke ihres Hrn. geleſen werden.

2ter Band

[illegible] 11 Aufſätze vermiſchten Inhalts. 21 Briefe. Das allgemein entſprechendſte unter den erſtern, iſt: Auf den Tod der Mrs. Johnſon (Stella) S. 91. Ein Aufſatz, der auch noch deßhalb beſonders Antheil erregt, weil er gleich nach Empfang der Nachricht vom Abſterben dieſer dem Hr. ſo werthen Perſon aufgeſetzet worden. Dieß giebt einen lebendigen Blick in S.'s Innerſtes. Ferner: Die Charakteriſtik Oxfordens, S. 79 — 91. — Entſchließungen im Alter zu befolgen, S. 70. — Meynung über des Pedanten Dienerſchaft, S. 72, eine Handſchrift. — Brief eines Quäkers aus Philadelphia, an Jonathan Swift in Dublin, S. 78. 79 —

[illegible]

[illegible] den 19. März 1799.

[illegible]

[illegible]

Reiseverse politisch-patriotischer, auch eine Predigt kommt vor. — Die Briefe, da sie größtentheils an Minister und einflußreiche Personen gerichtet sind, geben sehr wesentliche Aufschlüsse über G's öffentliches Leben. In dieser Hinsicht sind besonders zu nennen No. 55, S. 149 an Lady Germaine und No. 57, S. 29 an den Grafen v. Orford. Als Muster geistreicher Unterhaltung verdienen vor andern Erwähnung die an Lord Darlingbroke, die fernere Correspondenz mit welchem, sich im letzten Bande von Pope's Werken (Ed. Warburt.) findet. Zwei Stellen daselbst, s. S. 173 „I have been for some time — themselves" und S. 175 „Ein Franzos spricht zweymal mit einem Staatsminister, und mehr begehrt er nicht, um einen Band aufzuhalten" wo vom Memoiren-Schreiben die Rede ist. Wie wenig Swift der Mann war Beleidigungen, oder auch nur Vernachlässigung, besonders von vornehmen Personen ihm angethan, auf sich beruhen zu lassen, beweisen mehrere Briefe dieser Sammlung, hauptsächlich No. 41, S. 217, worin ein gewisser Squire bis auf's Blut gereizt wird: ferner No. XI an Lord Carteret, und 43 an denselben. M. s. die Stelle S. 211: „Und ich, der ich mit Höfen fertig bin, wünsche nicht wie ein Hofmann behandelt zu seyn. Denn da ich ein Hofmann war, als Ihr ein Schulknecht waret, so kenn' ich euer Räuke, und damit Gott befohlen." — Auch mehrere Briefe von und an Pope kommen vor; ein sehr herzlicher S. XII. I could gladly etc.

and when but one friend sick and dying lies, to have it by a thousand phisicians griev'd, but prevent the malice and lucre. Whether wisdom in heaven rules not mankind as they wish, be it allow'd to govern even as it will, 'tis best for us it does. Do not therefore murmur and repine, but bow and submit, will it or no, for you are wholly subdued to."

enthält theils Gedichte, theils prosaische Aufsätze. Unter ersteren zeichnen sich besonders wegen Zartheit und Liebe des Colorits die Verse an Stella, S. 11. und; ferner, als Imagines, überhaupt lateinische Lehrgedichte, das Recept zu einer Geburtstagsode, S. 11. — Ganz Prosa enthält der Protea, S. 21. Das Gedicht ist gelegenheitlich, zum Theil epigrammatisch. Man lese noch außerdem: Zwölf Briefe, S. 58. — Antwort auf einer Doctores Beschwerde, S. 71. und die Ehrenrede Pregrinen, S. 83. Sogar Epigramme von Zwölfzeilen abgedruckt finden sich. — Unter den prosaischen Stücken dieses Bandes sind das Angedenken: Discurs zu Erweiterung des Alterthums der englischen Sprache: wahrscheinlich Satire auf die etymologischen Bestrebungen irgend eines damaligen Philologen. Der berühmte Bentley wird im Eingang genannt, und nicht ohne Seitenhieb erwähnt. Es heißt dort: „Während des Zehen-Krieges, diese letztern vierzig Jahre her, ist es ein melancholischer Anblick gewesen, die Philologie so gar verstummt zu sehen; die doch vorhin das Lieblingsstudium der größten Autoren nach Wiederherstellung der Wissenschaft in Europa war. Auch wäre ich seit der Revolution keines Menschen, der sie mit großem Eifrig betrieben hätte, als unser weltberühmt Mannsgesicht, (unser Mannsinn wollen wir) den Doctor Richard Bentley: mit welchem das Reich der Gelehrsamkeit, wie die Mathematik mit Sir Isaak Newton zu Grabe gehen wird. Seit meiner frühesten Jugend wird mich mein Eifrig mehr und mehr, vor diesem großen Sonnenschein (that great luminary) mit einem Wachslicht herzugehen, der vermöge ob einer kleine Hülfe in jenen kurzen Zwischenzeiten seyn möchte, da er sein Licht zu schwächen pflegt, aber damit unter einen Scheffel geht." An mehreren Beispielen wird sodann auf die lächerliche Art gezeigt, daß die neu-

Bilder die Erfindung gewesen, und geschickte, lateinische und deutsche Verse gleich vom Anfang bereit waren, einen englischen Sinn gehabt. — Heroen: Ein Vergleichen bisheriger Personen, welche in der Welt glänzende und klägliche Momente erlebt haben: mit genauer Angabe dieser Momente bey einer jeden. — Die Minister oder Vertraute ist vorzüglich in Deutschland Sache des Adels. Aus Hutten's Schwanenlied, S. 137. — Nach vorhergehender Besprechung der Brief an Salanova Neville, S. 141, voll deutscher Sprach- und Sittenübungen, besonders in wunderbaren Worten, und die Bücher- und mittelalterlichen Briefe an Behaim der Deutsch: schöner als ausdrückende Zeiten der historischen Wahrheitsliebe, letztere als natürlich bewundernde Gesandte zu Turin's Kenntniß im Chaldäa: denn es gab die sonderbarsten, abenteuerlichsten Zusammensetzungen, und die Sucht, am tiefsten seltene Dinge aus Pflanzenkräutern zu bereiten. Ein vergnügtes Mosaicum gute Laune's einfältige Tonkunst.

Sabaoth oder Heliopolis.

S. 1 „— und der Mensch ist so sehr zur Nachahmung geneigt, daß so viel von der Schaf-Natur in sich, einigermaßen, gewesen seyn) daß wenn nur einer, wäre es auch der geringste und der Heerde, den Weg hat, über die Bäche seiner Nachbarn den andern großen Sprung zu thun, die übrigen ihm allerdings nachspringen werden."

S. 2 „Diejenigen, welche unter einer so langen Regierungen gewisse persönlichen und politischen Eigenschaften zu unterscheiden beliebten, scheinen dazu berechtigt gewesen zu seyn, wenn sie sie Fürsten auch von was sie sind, beurtheilt haben. Denn ich glaube daß ich in der

[illegible] „Ich habe von alle gingt, und es in einer [illegible] deutschen Kinder wollten [illegible]: auf Kuba, und ich mit andern Pfarrern des Bezirks [illegible], gleichfalls zu arbeiten und mehr Patienten [illegible] wollen. Ich habe Recht; wichtig für Kranken nicht über Kinder [illegible] war, ist [illegible] auch Irrtum unter, und es war [illegible] Verfügungen [illegible] zu [illegible] von [illegible] [illegible] [illegible]: [illegible] Bezirk, über [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible] [illegible]
[illegible]
[illegible]
[

وَلَمْ تَكُنْ لَهُنَّ فِي الْبَيْتِ إِلَّا الْعَجُوزُ،
وَلَمْ تَكُنْ مِنْ أَرْضِ الْمَدِينَةِ.
وَكَانَ لَهَا مِنَ الْعُمْرِ، مَعَ ذَلِكَ، مَا يَكْفِي
لِأَنْ، مَعَ مَا هِيَ، لَمْ تَكُنْ تَعْرِفُ
الْمَكَانَ الَّذِي هُوَ، لَا مِنْ مَا،
لَمْ تَكُنْ تَعْرِفُ أَيْنَ تَمْشِي.
كَانَتْ تَعْرِفُ، غَيْرَ أَنَّهَا لَا تَدْرِي،
أَنَّ هُنَاكَ أَمْرًا لَا يَسْتَطِيعُ أَحَدٌ.
لَا أَحَدَ مِنْ أَهْلِ الْبَيْتِ وَلَا
أَحَدَ مِنَ الْمُتَرَدِّدِينَ يَسْتَطِيعُ،
أَنَّهُ لَا يَسْتَطِيعُ أَحَدٌ مِنَ الْبَشَرِ،
وَلَكِنَّ هُنَاكَ أَمْرًا لَا يَسْتَطِيعُ.
وَكَانَتْ تَعْرِفُ أَنَّ هُنَاكَ أَمْرًا،
وَلَكِنَّهَا لَا تَعْرِفُ مَا هُوَ.
وَكَانَتْ تَعْرِفُ أَنَّ هُنَاكَ أَمْرًا
لَا يَسْتَطِيعُ أَحَدٌ أَنْ يَعْرِفَهُ.
وَكَانَتْ تَعْرِفُ أَنَّ هُنَاكَ أَمْرًا
لَا يَسْتَطِيعُ أَحَدٌ أَنْ يَعْرِفَهُ،
وَلَكِنَّهَا لَا تَعْرِفُ مَا هُوَ.
وَكَانَتْ تَعْرِفُ أَنَّ هُنَاكَ أَمْرًا
لَا يَسْتَطِيعُ أَحَدٌ أَنْ يَعْرِفَهُ،
وَلَكِنَّهَا لَا تَعْرِفُ مَا هُوَ.

وَلَمْ تَكُنْ تَعْرِفُ، وَلَمْ تَكُنْ تَدْرِي،
مَا هُوَ، وَلَا مَا هِيَ، وَلَا مَا هُنَاكَ.
وَلَمْ تَكُنْ تَعْرِفُ، وَلَمْ تَكُنْ تَدْرِي،
أَنَّ هُنَاكَ أَمْرًا لَا يَسْتَطِيعُ أَحَدٌ.

Durch dichte Wälder weiß er stäten
Der schönsten Jagden zu berichten:
Sein Wunder hat er Acht verübt,
Was recht' ihr wenn er dichten will. —

Doch sie Mond, gehabe wir uns,
Daß nicht, und wieder sie Natur
Statt was das Mährchen und berichtet:
So abgeschmackt als eingedichtet.
Hier ist Verlangen nur Stand
Vom Erbse sie, von Hasel-Mond!
Das seinen Kopf sieht ab ihm hat
Daß er ein Thier-Verstümmter war.
Indem Gesichter, nun entdecken,
Weiß man er nun Natur bekennen:
Nur wir, sie mit Vernunft und Leben,
Menschlichen unsre Absichten.
Sie nun der Gist in verkehrt
Daß er Wagen zu sein begehrt',
Daß ist er, wir Natur gelungen,
Ja in das Innere Leben gedrungen.
Das Schädeln und Gesicht empfindt:
Drin haben sinnt er seine Pflicht,
Als ob wir Thiere innen haben,
Wenn Fühlen Blut', und Adern haben.

Da schaut mich in der Natur Wesen!
Der unbefriedigte Erscheinung
Die auf ewigen Kette sich bewegt;
Wenn sein menschlichen Gesichte
Ein Fremdlingen erreichen wird,
Gedichte wir, daß zu seiner Ehre
Der Thiere Bildung sinn und wenn
Vollendet mag — in Fleisch und Mann

Beweis-Grund

das

die Abschaffung des Christenthums

in England.

wie die Gegner sie deuten, einige Wahrscheinlichkeit mit sich führen, und endlich die unter jener Voraussetzung nöthige Berechtigung haben, die man ihr dann zuschreibt.

Nachdruck im Jahr —?

Ich erstaune lebhaft, welche Leichtsinnigkeit und Anmaßung es verrathe, wider die allgemeine Stimmung und Denkungsart der Welt mit Gründen auftreten zu wollen. Ich entsinne mich, daß man mit großer Unparteilichkeit, und gegenwärtiger Achtung gegen die Gerechtsame des Volkes, sowie der Presse, bei schwerer Strafe verboten hat, wider die Union zu schreiben, Partei zu wechseln, oder Wetten einzugehen, selbst ehe dieselbe noch durch Parlaments-Schluß bestätigt worden: eben weil man hierinn die Macht fand dem Strome der öffentlichen Meinung zu widerstreben, welches, abgesehn von der Thorheit des Unternehmens, ein offenbarer Bruch des Grund-Vertrages ist, der diese Stimmenmehrheit zum Gottes-Urthel erhoben hat. Eben so, und aus denselbigen Gründen mag es vielleicht weder bedachtsam noch weise gethan seyn, wider die Abschaffung des Christenthums zu einer Zeit sich aufzulehnen, da alle Parteien so einmüthig für die Sache entschieden zu haben scheinen, wie wir aus ihren Handlungen, Unterredungen und Schriften abzunehmen nicht vermögen; Gleichwohl weiß ich nicht, wie es kommen mag, sey es nun aus Neigung zum Sonderbaren, oder aus allgemeiner Verkehrtheit menschlicher Natur, genug so unglücklich muß es sich treffen, daß ich nicht

*) Geschrieben mit Abscheu gegen die Gräuel der Revolution, und zum Theil in Absicht auf Englands Verfassung, siehe darüber Burke's Werke V. B. p. 31 ff. und Hamburgische Neue [illegible]

gänzlich dieser Meinung seyn kann. Ja, wäre ich überzeugt, daß der Reichs-Fiskal bereits einen Befehl zu meiner schleunigen Verhaftnehmung ausgebracht hätte, so würde ich demohnerachtet zu bekennen fortfahren, daß ich, in der dermaligen Lage unsrer Angelegenheiten, daheim und auswärts, die unumgängliche Nothwendigkeit, das Christenthum unter uns auszurotten, nicht absehn könne.

Dieß dürfte vielleicht allzu parador scheinen, um selbst in unserm weisen, das Paradoxe liebenden Zeitalter durchzugehn. Darum werd' ich diesen Gegenstand mit möglichster Zartheit behandeln, und, ohne im Mindesten jener grossen, und tief begründeten Mehrheit vorzugreifen, welche der entgegengesetzten Meinung ist.

Und doch können Lehrbegierige sich, wenn sie wollen, überzeugen, wie sehr der Genius einer Nation in einem halben Menschenalter der Veränderlichkeit unterworfen ist. Ich habe es von einigen sehr bejahrten Personen für gewiß bestätigen hören, daß die entgegengesetzte Meinung, selbst noch zu ihrer Zeit eben so sehr in Ansehn gewesen sey, als die andere es gegenwärtig ist, und daß ein Project, das Christenthum abzuschaffen, damals so auffallend geschienen, und für so abgeschmackt gehalten worden seyn würde, wie heut zu Tag eine mündliche, oder schriftliche Vertheidigung desselben.

Deßhalb bekenne ich unverholen, daß aller Anschein gegen mich ist. Das Bibel-System, wie andre Systeme mehr, ist ganz und gar veraltet und in Vergessenheit gerathen, und der grosse Hause oder die Masse des gemeinen Volks, unter welchem es noch zuletzt in Aufnahme gewesen zu seyn scheint, schämen sich gegenwärtig desselben eben so sehr als ihre Vorgesetzten: da Meinungen, wie Moden, immer aus den höhern Ständen in die mittlere Classe, und von da zum Pöbel hinunter wandern, wo sie zuletzt liegen bleiben und verloren gehn.

Aber hier möcht' ich nicht mißverstanden seyn, und

ich kann nicht umhin mich zu erkühnen, einen Unterſchied von den Wortſtreitern der andern Partei zu entlehnen, wenn ſie zwiſchen wahren und ſogenannten [1]) Trinitariern diſtinguiren. Ich hoffe, keiner meiner Leſer wird mich für ſo beſchränkt halten, als wollte ich mich der Vertheidigung des wahren Chriſtenthums annehmen, ſo wie es in den erſten Jahrhunderten, (wenn wir den Geſchichtſchreibern jener Zeit trauen dürfen), auf der Menſchen Glauben und Lebenswandel ſeinen Einfluß zu verbreiten geeignet war. Die Wiederherſtellung dieſes Chriſtenthums anempfehlen wollen, würde in der That ein ſehr unbeſonnenes Unternehmen ſeyn. Es hieße die Grundveſten erſchüttern: mit einem Streiche den ganzen Witz, und die halbe Gelehrſamkeit des Königreichs vernichten: alle Form und Verfaſſung der Dinge darnieder brechen: die Gewerbe im Keim erſticken: Künſte und Wiſſenſchaften, ſammt den Profeſſoren derſelben vertilgen: mit einem Wort: alle unſre Gerichtshöfe, Börſenſäle und Kaufläden in Einöden verwandeln. Es wäre ein eben ſo ungereimter Vorſchlag, wie der, welchen Horaz den Römern thut, alle mit einem Mal ihre Vaterſtadt zu verlaſſen, und in irgend einer entlegenen Weltgegend neue Wohnſitze aufzuſuchen, um dem Verderbniß ihrer Sitten auf dieſe Weiſe zu entrinnen.

Es hätte daher, wie ich glauben ſollte, dieſer Rechtfertigung, genau genommen, wohl eigentlich nicht bedurft, (wie ſie denn von mir lediglich in der Abſicht eingeſchaltet worden, um jeder Möglichkeit eines Wortgefechtes vorzubauen) indem alle wohldenkenden Leſer ſich ohne Mühe überzeugen werden, daß meine Abhandlung ganz allein auf die Vertheidigung des ſogenannten Chriſtenthums berech-

[1]) Nominales und Reales, zwey Sekten, die ehemals im Hudibras vorkommen (und deren Häupter Duns Scotus und William Occam waren. E. d. H.)

net iſt, nachdem man das andere ſeit geraumer Zeit, mit allgemeiner Zuſtimmung, als unſern dermaligen Anſichten von Nacional-Reichthum und Völker-Intereſſe im höchſten Grade widerſtrebend, ein für allemal auf die Seite geſchoben hat.

Aber warum wir deßhalb den Namen, und das Beywort Chriſten abwerfen ſollten, das bekenne ich, ſo nachdrücklich auch die allgemeine Stimme dafür entſchieden haben mag, (in aller Unterwürfigkeit) nicht zu begreifen: noch leuchtet mir die Nothwendigkeit davon ein. Da die Unternehmer gleichwohl der Nation von dieſem Projecte ſo unüberſehliche Vortheile verſprechen, und mehrere, nicht unerhebliche Einwürfe wider das Syſtem des Chriſtenthums auf die Bahn bringen, ſo werd' ich in der Kürze die Stärke von beyden prüfen, ihnen ihr äuſſerſtes Gewicht ohne Abzug gelten laſſen, und ſo darauf antworten, wie es mir am vernünftigſten dünkt: worauf ich um Erlaubniß bitten werde, darzuthun, welche Unbequemlichkeiten möglicher Weiſe aus einer ſolchen Neuerung, in der gegenwärtigen Lage unſrer Angelegenheiten entſpringen dürften.

Ein Hauptvortheil, den man ſich von der Abſchaffung des Chriſtenthumes verſpricht, iſt erſtlich: daß es die Gewiſſensfreiheit gar ſehr befeſtigen und ausbreiten würde, jenes groſſe Bollwerk unſrer Nation und des proteſtantiſchen Glaubens, das, aller guten Abſichten der Regierung ungeachtet, durch Prieſter-Anſehn immer noch allzuſehr beengt iſt, wie uns erſt neuerlich ein hartes Verfahren davon überzeugt hat. Denn man verſichert aus guter Hand, daß zwei junge Edelleute von gegründeten Hoffnungen, glänzenden Geiſtesgaben und durchdringendem Verſtand, welche nach reiflicher Erwägung von Urſache und Wirkung, und im reinen Schwung ihrer natürlichen Fähigkeiten, ohne den mindeſten Anſtrich von Schul-Gelehrſamkeit, die Entdeckung gemacht, daß es keinen Gott gebe, und

ihre Gesinnungen zu allgemeinem Besten mit edler Freimüthigkeit weiter verbreitet hatten, vor nicht gar langer Zeit, mit einer Strenge, davon sich kein Beyspiel auffinden läßt, und, ich weiß nicht nach welchem längst vergessenen Gesetze, wegen Gotteslästerung cassirt worden seyen. Und, wie weislich bemerkt worden, wenn die Verfolgung einmal den Lauf nimmt, so weiß kein Mensch auf Erden, wie weit sie gehen, oder wo endlich stillstehn werde.

Um auf das alles zu antworten, glaube ich, ohne reiferen Einsichten im mindesten vorgreifen zu wollen, es beweise dieß vielmehr die Nothwendigkeit einer sogenannten Religion unter uns. Grosse Humoristen lieben mit den erhabensten Gegenständen nach Willkühr umzuspringen, und verstattet man ihnen nicht einen Gott zu verunglimpfen, oder abzuschwören, so werden sie von den höchsten Staats-Aemtern Uebles reden, die Regierung verleumden, oder sich Angriffe auf das Ministerium erlauben: und ich bin überzeugt, nur sehr wenige werden in Abrede seyn wollen, daß dergleichen nicht noch weit verderblichere Folgen haben könne; nach des Tiberius Ausspruch: Deorum offensa Diis curae. Was die besondere Thatsache betrifft, die man anführt, so halt' ich es nicht für wohlgethan, von einem einzigen Beispiele weiter zu schliessen: vielleicht, daß sich kein zweytes beibringen läßt. Wird doch Gotteslästerung, (und dieß muß Allen zum Trost gereichen, die wegen Gewissens-Druck in Besorgniß leben) in allen Tabernen, Kaffeehäusern, und wo sich sonst gute Gesellschaft zu versammeln pflegt, wie wir sämmtlich wissen, tausend und aber tausend Mal laut und ungehindert ausgesprochen. Man muß in der That übereinkommen, daß, einen englischen freygeborenen Offizier um dieser Gotteslästerung willen cassiren, auf das gelindeste von einem solchen Verfahren zu urtheilen, ein ausserordentlich auffallender Eingriff der höchsten Behörde gewesen. Wenig läßt sich zur Entschuldigung des Generals anführen.

Vielleicht befürchtete er, es möchte bei den Verbündeten Anstoß geben, unter denen es, so viel wir wissen, die Landessitte mit sich bringen mag, an einen Gott zu glauben. Wenn er aber, wie Manche gethan haben, aus einer missverstandenen Annahme folgerte, daß ein Offizier, welcher sich Gotteslästerung zu Schulden kommen lassen, über kurz oder lang sich so weit vergessen könne, eine Empörung anzustiften, so kann ihm die Bündigkeit dieser Schlußfolge auf keine Weise zugegeben werden, denn fürwahr, der Befehlshaber einer englischen Armee hat einen sehr bedingten Gehorsam zu erwarten, dem seine Soldaten keine grössere Scheu und Ergebenheit beweisen, als sie vor einem höchsten Wesen zu haben pflegen.

Man wendet ferner gegen das Bibel-System ein, daß es die Leute an Dinge zu glauben nöthige, die Freydenkern, und allen denen schwer eingehen, welche die Vorurtheile abgeschüttelt haben, die von einer beschränkten Erziehung in der Regel unzertrennlich sind. Hierauf erwidre ich: daß man doch wohl überlegen sollte, was es sagen wolle: Einwürfe zu erheben, die die Weisheit der Nation in Zweifel zieben. Hat nicht Jedermann volle Freyheit zu glauben, was ihm gut dünkt, und seinen Glauben zu jeder beliebigen Stunde bekannt zu machen, besonders wenn es eine Partei zu verstärken dienen kann, deren gerechte Sache unverkennbar ist? Könnte wohl ein unparteiischer Fremder, dem man die Possen zu lesen gäbe, so neuerlich von Asgil, *) Tindal, **) Toland, ***) Coward ****) und hundert Andern geschrieben worden,

*) Asgil schrieb einen Beweis, daß der Mensch aus dieser Welt in die künftige gelangen könne, ohne durch den Tod zu gehn.

**) Tindals Schriften waren gotteslästerlichen und atheistischen Inhalts. —

***) Toland ist der Vf. einiger deistischen Bücher.

****) Coward behauptete die Unsterblichkeit der Seele, und verlegte ihren Aufenthalt in's Blut.

auf den Gedanken gerathen, daß die Bibel unſers Glaubens-Richtſchnur, und vom Parlamente beſtätigt ſey? Wo lebt ein Menſch, der es glauben, oder zu glauben vorgeben, oder auch nur wünſchen möchte daß Andre von ihm der Meinung wären, er gebe vor, nur eine Sylbe davon zu glauben? Und hat ſich wohl Jemand um deßwillen über einen ſchlechteren Empfang in der Geſellſchaft zu beklagen, oder findet er daß ihm ſein Mangel an ſogenanntem Glauben bey der Bewerbung um Civil- oder Militair-Aemter irgend hinderlich ſey? Und, hätte er denn auch ein oder ein Paar alte, ſchlummernde Verordnungen gegen ſich, ſind ſie nicht bereits ſo von Grund aus vergeſſen, daß ſelbſt Empſon und Dudley, wenn ſie am Leben wären, es unmöglich finden würden, ſie in Ausübung zu bringen?

Man urgirt nicht minder, daß es in dieſem Königreiche, wie berechnet worden, über zehntauſend Pfarrer gebe, deren Einkünfte, zu denen von Ihren Gnaden den Biſchöffen geſchlagen, hinlänglich ſeyn würden, wenigſtens zweyhundert junge Cavaliere von Geiſt und Lebensluſt, freyer Denk-Art, Feinde des Prieſterthums, hypochondriſcher Grundſätze, pedantiſcher Geſinnungen, die eben ſo viele Zierden der Reſidenz und des Hofes ſeyn könnten, zu unterhalten: wie hinwiederum eine ſo bedeutende Anzahl (ſchlag-)fertiger Geiſtlicher, unſerer Flotte und den Armeen zur Verſtärkung gereichen könnte. Dieſe Bedenklichkeit ſcheint in der That einiges Gewicht zu haben: aber dann verdienen, auf der anderen Seite mehrere Umſtände gleichergeſtalt berückſichtigt zu werden: als, erſtlich: ob es nicht für rathſam befunden werden möchte, daß in gewiſſen Landesbezirken, dergleichen wir Parochieen nennen, zum mindeſten Ein Menſch wohnhaft wäre, der die Fertigkeit des Leſens und Schreibens beſäſſe? Sodann ſcheint es eine irrige Rechnung, daß die Einkünfte der Kirche innerhalb dieſer Inſel beträchtlich genug ſeyn würden, um

zweyhundert junge Cavaliere, oder auch nur die Hälfte dieſer Anzahl nach itziger verfeinerter Lebens-Art zu unterhalten, das heißt, um einem Jeden derſelben ſo viel Renten anzuweiſen daß ſie, wie der neuere Sprach-Gebrauch ſich ausdrückt, leben könnten. Aber noch ein gröſſeres Unheil im Gefolge dieſes Projectes iſt zurück, und wir ſollten uns vor der Thorheit des Weibes hüthen, die das Huhn tödtete, welches ihr jeden Morgen ein goldenes Ey legte. Denn was ſollte wohl im nächſten Menſchen alter aus der Generation werden, wenn wir keine weiteren Ausſichten hätten, als auf die rhachitiſchen, ſchwindſüchtigen Erzeugniſſe, womit uns unſre Weltleute von Witz und Erholungstrieb verſorgen, wenn ſie, nach Vergeudung ihrer Geſundheit, Lebenskraft und Beſitzungen ſich genöthigt ſehen, durch irgend eine unbequeme Heirath ihren zerrütteten Vermögens-Umſtänden zu Hülfe zu kommen, und Fäulniß und guten Anſtand auf ihre Nachkommen zu vererben? Hier ſind nun, durch die weiſen Verordnungen Heinrichs des achten, zehntauſend Perſonen auf die Nothwendigkeit einer einfachen Diät und mäſſigen Leibesbewegung ingewieſen: ſie ſind die einzigen groſſen Stammhalter unſerer Gattung, ohne welche die Nation binnen ein oder zwey Menſchenaltern ein groſſes Spital ſeyn würde.

Ei anderer Vortheil, den man von der Abſchaffung des Chriſtenthums erwartet, iſt der offenbare Gewinn Eines Tages unter ſieben, der itzt rein verloren geht, und wodurch mithin das Königreich um ein Siebentel Gewerbe, Handthierungen und Zeitvertreib geſchwächt wird; nicht zu gedenken, daß dem gemeinen Weſen ſo viele ſtattliche Gebäude entzogen bleiben die ſich in den Händen der Geiſtlichkeit befinden, und in Schauſpielhäuſer, Kaufhäuſer, Börſen-Hallen, gemeinſame Schlaf-Säle und andre öffentliche Anſtalten verwandeln ließen.

Ich hoffe Vergebung für ein hartes Wort zu finden, wenn ich dieß einen Streit um leere Worte nenne. Ich

gebe gern zu, daß in alter Zeit vor Menschengedenken eine Gewohnheit unter dem Volke bestanden habe, sich jeden Sonntag in den Kirchen zu versammeln, und daß man Kaufläden noch itzo häufig zuschließe, in der Absicht, wie man es deutet, um das Andenken dieser alten Sitte zu bewahren. Wie aber dieß ein Hinderniß für Gewerbe und Zeitvertreib werden könne, läßt sich schwer absehn. Wären nun auch die Vergnügungssüchtigen genöthigt, einen Tag in der Woche daheim zu spielen, statt im Chocolat-Haus: stehn ihnen nicht die Tabernen und Kaffeehäuser offen? Ließe sich wohl eine paßendere Zeit finden Arzney zu nehmen? werden etwa des Sonntags weniger Leute venerisch als an andern Tagen? Ist dieses nicht vor andern der Tag, an welchem Kaufleute die Rechnungen der Woche zusammenziehn, und Sachwalter ihre Schutzschriften vorbereiten? Aber lieb wäre es mir zu hören, wie man behaupten wolle, daß die Kirchen nicht zweckmäßig benutzt würden. Wo sind Bestellungen und galante Rendezvous mehr in der Ordnung? Wo bemerkt man ein eifrigeres Bestreben, in der vorderen Loge, mit reichlicherem Aufwande von Putz zu erscheinen? Wo kommen Unterhändler in größerer Masse zusammen? Wo werden zahlreichere Geschäfte jeder Gattung abgeschlossen, und wo fänden sich so mannigfaltige Bequemlichkeiten und Aufforderungen zum Schlaf?

Größer als irgend einer der bisher genannten Vortheile, so die Abschaffung des Christenthums hoffen läßt, ist der, daß es den Partei-Geist unter uns von Grund aus heben werde, so wie jene mißhelligen Unterschiede zwischen Ober- und Unter-Kirche, (high et low-church) Whigs und Tory's, Presbyterianern und englischen Kirch-Verwandten *) beseitigt

*) Ueber das Historische dieser Sekten und Volks-Partein, s. No 35 und 36 des Examiner (Swifts Werke VIII. p. 201 - 20). Dessen Abhandlung: The public Spirit of the Whigs (IX. 1 ff.) u. a.

wären, welche dermalen eben so viele leidige Anstöße bey öffentlichen Verhandlungen sind; mächtig genug die Menschen zu verleiten, daß sie ihrem persönlichen Triumph oder der Ueberwältigung des Gegners das allerheiligste Staatsinteresse zum Opfer bringen.

Ich gestehe es: könnte man sich versichert halten, daß der Nation ein so bedeutender Vortheil auf diesem Wege zuwachsen müßte, so würde ich verstummen und mich gefangen geben. Aber, wird wohl jemand behaupten wollen, daß, wenn ein Parlaments-Schluß die Worte: Huren, Saufen, Stehlen, Lügen und Betrügen aus der englischen Sprache und deren Wörterbüchern verwiesen hätte, wir alle insgesammt am nächsten Morgen keusch und mässig, gerecht und tugendhaft, und als Freunde der Wahrheit erwachen würden? Ist dieses eine bündige Folge? Oder wenn die Aerzte uns untersagten, die Worte: Gicht, Lustseuche, Rheumatismus und Stein in den Mund zu nehmen: würde dieß Mittel eben so viele Talismane darbieten, mit denen wir jene Uebel selbst auszurotten im Stande wären? Sind Sektengeist und Partei-Sucht in den Herzen der Menschen nicht fester gewurzelt, als einige, von der Religion hergenommene Benennungen, und liegen ihre Ursprünge etwa nicht tiefer? Oder ist unsre Mutter-Sprache so arm, daß wir keine andern Ausdrücke finden könnten, um sie zu bezeichnen? Sind Hochmuth, Habsucht, Neid und Ehrgeiz so schlechte Nomenclatoren, daß sie ihre Eigenthümer nicht mit Prädicaten versorgen sollten? Warum wäre nicht Heiduck und Mameluck, Mandarin und Pascha, oder jedes andre, nach Willkühr gebildete Wort gut genug, um diejenigen, welche im Ministerio sitzen, von Andern zu unterscheiden, die wohl hinein möchten, wenn sie dürften? Was wäre zum Beyspiel leichter, als die Redensart zu vertauschen, und statt des Wortes Kirche, es zu einer politischen

Streitfrage zu machen ob das Monument *) in Gefahr ſey? Weil Religion, die zunächſt lag, einige ſchickliche Phraſen hergegeben, hätte ſich unſer Erfindungsgeiſt bereits ſo erſchöpft, daß wir keine anderen mehr finden könnten? Man ſetze, um mehrerer Anſchaulichkeit willen, den Fall, daß die Tory's Margariten, die Whigs Madame Tofts, und die Neutralen (Trimmers) die Valentini **) begünſtigten, würden nicht Margaritaner, Toftianer und Valentinianer recht erträgliche Unterſcheidungszeichen ſeyn? Die Pazzini und Venini, zwo höchſt erbitterte Volksparteien in Italien, entſprangen, wenn mir recht iſt, aus einem Farben-Unterſchiede an Bändern, und wir könnten uns mit eben ſo gutem Anſtand über die Würde von Grün und Blau ſtreiten, welche ganz ſo wohl dazu geeignet wären, Hof, Parlament und Volk unter ſich zu theilen, als irgend ein von der Religion entlehnter Ausdruck. Und darum glaub' ich, iſt wenig Haltbarkeit in dieſem Einwurfe wider das

*) „Unweit der londoner Brücke ſteht das ſogenannte Monument, ein Werk des berühmten Baumeiſters Wreen. Dieß iſt eine Säule von der Doriſchen Ordnung, die zum Andenken der großen Feuersbrunſt, die 1666 London verwüſtete, aufgerichtet wurde, und zwar an dem nämlichen Orte, wo das Feuer ausbrach. Dieſer Einfall iſt der allerdings ſchlechte Einfall derſelben zuzuſchreiben. Sie iſt 202 Fuß hoch, und alſo höher als die trojaniſche Säule in Rom, und hat, ſo wie dieſe, inwendig eine Wendeltreppe. Ihre Errichtung koſtete 13,000 Pfund Sterling. Es iſt ſchon einigemal im Werke geweſen, ſie herunter zu reißen, da man ihren Umſturz befürchtet, der wahrſcheinlich entſetzliche Folgen haben würde. Sie iſt ganz mit Häuſern umringt, und dieſes in einer Gegend, wo lauter enge Gaſſen, reiche Kramläden, und große Waarenmagazine ſind; daher denn die Abtragung dieſes Steinklumpens eine ſehr nothwendige Maasregel wäre." Archenholz Engl. u. Ital. I, 218.

**) Damals berühmte, italiäniſche Sängerinnen. Margarita heirathete nachher den Dr. Pepuſch.

Christenthum, noch Aussicht auf einen so grossen Vortheil, als man sich von der Abschaffung desselben verspricht.

Man tadelt es ferner als eine äusserst lächerliche und abgeschmackte Gewohnheit, eine Kaste von Menschen nicht blos zu dulden, sondern eigens dafür in Amt und Lohn zu nehmen, daß sie an einem der sieben Wochentage wider jene best erprobten Mittel und Wege zu Erlangung von Ehre, Reichthum und Wohlleben ein Geschrey erheben, welche gleichwohl das unverrückte Augenmerk aller Lebendigen an den sechs übrigen zu seyn pflegen. Aber dieß Bedenken, sollt' ich meinen, sey ein wenig unter der Würde eines so aufgeklärten Zeitalters als das unsre ist. Wir wollen uns über diesen Gegenstand gelassen berathen. Ich appellire an das Selbst-Gefühl jedes gebildeten Zuschauers, ob er, während dem Streben nach Befriedigung irgend einer vorherrschenden Leidenschaft, nicht jedesmal einen wunderbaren Sporn in sich empfunden, wenn er dachte, die Sache sey verboten: und daher sehen wir auch, daß, in der Absicht diesen Geschmack mehr anzuregen, die Weisheit der Nation besondere Sorge getragen, damit die Frauen mit verbotener Seide, so wie die Männer mit verbotenem Weine versehen würden. Und in der That, es wäre zu wünschen, daß noch einige Verbote mehr durchgesetzt werden möchten, um den Vergnügungen der Hauptstadt einigermaasen aufzuhelfen, welche, aus Mangel ähnlicher Vorkehrungen, wie man mich versichern wollen, bereits matt und unschmackhaft zu werden drohen, und den mörderischen Anfällen des Spleens täglich ein weites Feld offen lassen.

Auch davon verspricht man dem Publikum einen grossen Gewinn, daß, wenn wir einmal das Bibel-System abdanken, alle Religion im Gefolge desselben für immer Landes verwiesen seyn werde, und mithin zugleich mit ihr alle jene drückenden Vorurtheile der Erziehung, welche, unter den Namen von Tugend, Ehrliebe, Gewissen, Recht-

keit und dergleichen, so geeignet sind, den Wurzeln der menschlichen Seele zu untergraben, und deren Einsprachen dem gräßten Nationalwahnsinn, der unumschränkten Vernunft so schwer zu entwurzeln fallen, ja, ihnen nicht selten im ganzen Laufe des Lebens zu schaffen machen.

Hier bemerk' ich zum ersten Mal, wie schwer es sey, einen Ausdruck loszuwerden, an welchem die Welt einmal hängt, wenn auch der Anlaß, dem er das Daseyn verdankt, schon seit geraumer Zeit hinlänglich beseitigt ist. Hatte, seit einer Reihe von Jahren, nur eines Menschen Nase nicht die gehörige Form, so wußten die tiefen Denker des Jahrhunderts die Schuld davon auf seine vernachlässigte Erziehung zu schieben. Aus dieser Quelle sollen sich alle unsre kindischen Begriffe von Frömmigkeit, Gerechtigkeit, Vaterlandsliebe, alle unsre Meinungen von Gott, künftigem Leben, Himmel und Hölle und ähnlichen Dingen herschreiben, und vielleicht, daß ehedem einiger Verwand zu dergleichen Verhaltungen vorhanden gewesen. Aber so wirksame Maasregeln sind seitdem zu Abstellung dieser Mißbräuche, Dank der grundaus umgewandelten Erziehungs-Norm unsrer abgeglätteten Weltverbesserer, ergriffen worden, daß in den jungen Edelleuten, wie man sie auf dem heutigen Schauplatz antrift, auch nicht die mindeste Spur dieser Einflüsse, auch nicht eine Faser jenes Unkrauts übrig geblieben zu seyn scheint: und wirklich wäre der Grund, das sogenannte Christenthum unter diesem Vorwande aufzuheben, vollkommen zurückgewiesen.

Im übrigen liese es vielleicht eine Untersuchung zu, ob die Austreibung aller Religions-Begriffe, wie sie immer heißen mögen, auch dem gemeinen Manne zuträglich seyn würde. Nicht, daß ich im mindesten einerlei Meinung mit Denen wäre, welche dafür halten, die Religion sey ursprünglich eine Erfindung der Politik gewesen, um, mit Hülfe der Furcht vor unsichtbaren Mächten, die vielere

Hälfte der Welt im Zaume zu halten: es wäre denn, daß es ehedem ganz eine andre Menschenart gegeben hätte, als heut zu Tage: denn in meinen Augen ist der große Haufe, oder die Masse des Volks hier in England eben so strenggläubig, das heißt: eben so leichtgläubig, als irgend einer von den höchsten Ständen. Sondern ich bilde mir vielmehr ein, daß einige hingeworfene Erinnerungen an ein höchstes Wesen, dem gemeinen Volk in sofern zu besonderm Frommen gereichen könnten, als sie vortreffliche Beschwichtigungsgründe für ungeduldige Kinder, so wie Stoff zur Unterhaltung in langweiligen Winter-Abenden darbieten würden.

Endlich wird es als ein nicht gemeiner Vortheil in Anschlag gebracht, daß die Abfassung des Christenthums zur Verbindung der Protestanten unter einander gar vieles beytragen werde, indem man auf diesem Wege die Bedingungen eines Glaubens-Vereines erweitern, so daß man alle Arten von Andersdenkenden, (Dissenters) aufnehmen könne, welche sich gegenwärtig um einiger wenigen Gebräuche willen, die alle Parteien für gleichgültig achten, von dem Schooß der Kirche ausgeschlossen sehen: daß hierdurch allein den großen Zwecken zu Begründung einer allgemeinen Glaubens-Vergleichung mit der That entsprochen, ja, ein weites, würdiges Thor eröffnet werde, wodurch alle Leider eingehen möchten, während das Hadern mit den Andersdenkenden, und das mäßen um diese oder jene Ceremonie nichts weiter ist, als ein Paar Hinterpförtchen halb offen anstehen lassen, wodurch nur einer auf einmal eindringen könne, und das nicht ohne Pülfen, Drängen und Leibesquetschung.

Auf alles dieses erwiedre ich: daß es eine Lieblings-Neigung unter den Menschen giebt, welche sich gemeiniglich in's Gefolge der Religion zu drängen pflegt, wenn sie schon weder deren Mutter, Base, noch Freundin ist, ich meine die Lust zu streiten, die lange vor dem Christen-

Chaos da gewesen, und gar täglich ohne Ende drohen kann. Untersuchen wir zum Beyspiel, worinn eigentlich der Zwiespalt unserer einheimischen Sekturer besteht, so werden wir finden, daß das Christenthum nicht den mindesten Theil daran habe. Schreibt die Bibel irgendwo krampfhafte, erkünstelte Gebärden, Krämpfe, förmlichen Gang, auffallende Tracht und Angewöhnungen, oder eine gesuchte, von der übrigen vernünftigen Menschheit abweichende Mundart vor? Und dennoch, sieht nicht das Christenthum seinen Namen her, vor den Riß zu treten, und diese Lauren zu beschützen oder abzuleugnen, so müßten nothwendig auf Uebertretung der Landes-Gesetze, auf öffentlichen Friedens-Bruch verfallen. Jeder Nation ist ihr Maaß von Enthusiasmus zu Theil worden, der, in Ermangelung hinlänglichen Stoffes, wenn er sich auslassen darf, hervorbrechen und alles in Flammen setzen wird. Kann die Ruhe eines Staates damit erkauft werden, daß man dem Volk einige wenige Narrheiten zum Vertändigen hinwirft, so ist dieß ein Preis, den ein Vernünftiger zu hoch finden wird. Mögen sich doch die Hofhunde an dem mit Heu ausgestopften Schaafelle vergnügen, wenn es sie nur, die Heerde zu bewachen verhindert. Die Errichtung von Klöstern im Auslande scheint von einer Seite betrachtet, das Werk einer ungewöhnlichen Verstandes, indem die menschliche Leidenschaft wenig Unregelmäßigkeiten erzeugen wird, die nicht in irgend einer jener Gemeinen sich Luft zu machen Gelegenheit fänden, als es eben so vielen Irrenhäusern, wo Grübler, schwermüthige, herrschsüchtige, verstockte, eigenwandte oder überhaupt Menschen sich Raum geben, als die schädlichen Säfte verrauchen lassen könnten. Eine jede dieser Klassen will auf unserer Insel in einer besonderen Manieren-Ecke verpflanzt seyn, und, wenn wir immer das Christenthum abschaffen mögen, die Regierung wird auf irgend eine andere Art sie zu beschäftigen oder zu zerstreuen bedacht

gen weiden. Denn wer kennt denn so, wie gründlich der Leser sey, und ob er entdeckt, wenn am Ende immer noch eine Lücke übrig bleibt, die einen Stolz und ein Verdienst darein setzen, nicht hindurch zu sehen?

Nachdem ich bisher die verschiedenen Einwürfe wider das Lesenlernen, so wie die wesentlichen Vortheile entgegen, welche man mit der Abkürzung verbinden vermag, mit möglichster Unparteilichkeit und Uebereinstimmung der reiferen Urtheil weiter gebe, und einige wenigen Lesefehler gebeichtet, die ich, im Fall die Lücke aufgedeckt würde, hervorthun könnten, und vielleicht von den Urhebern des Projectes nicht gehörig in Rechnung gebracht worden.

Und für's erste entgegne mir keinesweges, wie ich die geschriebenen, aufgemachten Weltweisheiten zu meinen und sie zu entdecken gewigt hab, denen Rabbi le vieux (Großvater) [1]) Gottesgelehrten, die ihnen in den Weg kommen, und ihre Ruhe beeinträchtigen. Aber zu gleicher Zeit suchen sie weitere Reformatoren aufzuhalten, welch ein Unrecht, ja, welche Gleichgültigkeit es für große Geister sey, sich zu jeder Stunde von Gegenständen des Lesens und der Forschung zwingen zu lassen, an denen sie ihre Talente üben und fortbilden, an denen sie das hohe Ziel erreichen können, damit es nicht an ihnen fehle oder gewaltsam auseinander zum Ausbruch komme: besonders wenn das Alter oder die unsichere von brechbare Gesetze für die Sicherheit ihrer Personen gebieten kann.

Und, um auf einen andern, nicht minder wichtigen Gesichtspunkt aufmerksam zu machen, wo nämlich wohl, wäre das Abkürzungen von aufgeben, die Lesebücher, die sprachgebräuchlichen Rechtschreib-Bücher, unsre grammatischen Schulbücher einen Gegenstand bey, der, wie dieser, auf die Entwickelung unsrer Fähigkeiten so von allen Ein-

[1]) Großvater. Anm.

[illegible] [illegible] [illegible] [

[illegible] [illegible] [illegible] [

[illegible]

[illegible] [illegible] [illegible] [

[illegible] Thiere und viele andere einheimische Thiere zur Nahrung und Bequemlichkeit zur Bekleidung. Sie hatten auch Schafe und Ziegen ihrer Fruchtbarkeit, aber alle andere Hausthiere, alle andere Getreidearten, die doch in der alten Welt in so hohem Grade, als hätten selbst dem Esel. Die Völker, welche den Ton großer Pferden, das Hornvieh und Schafen, das Halten schwimmender Thiere, den Gebrauch schwerer Lasten, die Möglichkeit Wechselleistungen leicht von Ort zu Ort fortzubringen haben, diese wären nicht so verschieden gewesen, daß sie Getreide, Thiere und Hausthiere oder die Kunst dieselbe zu gewinnen, daß sie diese nicht sich nahmen? Ein Volk, das einen Priesterstand, einen Adel hatte, und mehre Staatsverfassungen in den verschiedenen Theilen hatte, aber viele Völker, die durch Sprache, Sitten, Gebräuche und Einrichtungen sehr von einander abweichen, wie die Mexikaner und Peruaner, sie alle sollten der Bildung und der alten Welt haben, und doch das nicht besitzen, was den Grundlage aller Bildung der alten Welt ausmacht? — Jacht von lastentragenden und milchgebenden Thieren und Bau des großartigen Getreides? Es gibt Jagen und Schauplätze in Amerika, die hätten Thiere besitzen werden, wenn wir selbst annehmen, man hätte vergessen milch- und wollegebende Thiere einzuführen. Nur den Hund traf man von den Hausthieren gezähmt an. Mehre Völker brauchten ihn und brauchen ihn noch jetzt zum Tragen, häufig wird er gefressen. In Mexiko gab es dagegen eine große Menge Truthühner, die Tamemen, welche die Lastthiere ersetzten.

Wir können diese Resultate so beweisend, daß ich keine andere Einwendungen, als zufällige gelten lasse kann. Verschlagene Europäer, Matrosen und Sklaven mögen sich hier und dort mit den Amerikanern vermischt, und auch einigen auf ihre Bildung gelebt, allein schwerlich die Einwohner unterjocht haben. Zudem glaube ich,

Auch der Adel von Mexiko und die Peruaner von Peru und überhaupt alle Vornehmen in den alten gebildeten Staaten Amerikas, eben so gut amerikanischen Ursprungs waren, als die übrigen, die ihnen dienten und sich die, welche die Ursprachen damals redeten und noch leben. Nun die Hottentotten bleiche ich aus. Sie sind die Ueberreste des Menschengeschlechts und machen einen eigenen Stamm aus; wie die Negerarten, ihre Verbreitung auch auch den Umstand beweist, daß sie von den Europäern, den sogenannten Indianern, fast vertilgt werden. Indem ich mich hierdurch zu der Meinerschen Ansicht von den 5 Völkerstämmen der Erde bekenne, die auf eine gewisse Weise den 5 Erdtheilen entsprechen, und Amerika Ureinwohner zugeschrieben, die nicht eingewandert sind, so scheint es, als wenn ich dadurch von den heiligen Urkunden des Christenthums ab und allein statt eines Stamms wenigstens 5 Stamm an. Allein das ist nicht meine Ueberzeugung. Die Annahme von 5 Menschenstämmen läßt sich mit der Annahme eines einzigen Stamms recht gut vereinigen. Amerikaner, Neger, Malaien u. s. w. können von dem einen Stamm abstammen, aber auf an eigentliche Ein- und Auswanderungen über große Meere oder durch große Wüsten zu denken ist. Die, welche alle Bildung durch Einwanderungen erklären wollen, machen Menschen-Geschichte vor der Geschichte, und achten nicht genug auf das, was aller Menschengeschichte zum Grunde liegt, nämlich auf die Geschichte der Erde selbst. Sie lassen vom ersten Schöpfungstage an alle Thiere und Pflanzen, alle Stücke, Meere und Berge daseyn; gestatten höchstens manch Erdbeben und einige Wasserfluthen, die vertilgen und auch wohl zur Bildung beitragen, aber daß die ganze Erde mit allen ihren Thiergeschlechtern und allen ihren Pflanzen und Steinen allmählich wurde und noch immer wird — das übersehen sie.

Und doch war die erste Schöpfung der Erde, unter

Kugel, von der ich hier nur rede, doch wohl weiter nichts, als die Nachwirkung eines Weltereignisses in dem Weltenraum. Was sind die Schöpfungstage anders, als die Hochzeittage welche die Allmacht mit der Allliebe feiert? Wachen Euches ein Jahrtausend, wie viele tausend Jahrtausende wachen Welten wachen? Bringt der Mensch tausende von Gedanken hervor, von seiner Kindheit an bis zum Grabe, wie viele tausend Gedanken, d. h. Menschengeschlechter mag die Erde nicht nach einander schon erzeugt haben und noch erzeugen? — Weg mit dem Gedanken, daß die Erde mit einem Mal als ein Todtes und Fertiges gemacht sey, weg mit dem Gedanken, daß die Erde, als ein Todtes, jetzt fortliebe, als ein Leichnam, in dessen Innern bisweilen nur noch sonderbare unregelmäßige Todeszuckungen sich zeigten. Die Erde ist eben so gut ein lebendiges Wesen, als der Engel im Himmel und der Wurm im Staube; und es ist die höchste Aufgabe des Menschen, alle Volksgeschichte zur Menschengeschichte und alle Menschengeschichte zur Erdgeschichte zu machen, und so das vereinzelte Leben zu einem Ganzen auszuprägen, ohne das Einzelne selber zu vertilgen.

Die Erschaffung der Erdkugel war das Werk der göttlichen Allmacht. Sie warf einen Ball in die leere Weite. Die Allliebe setzte die Menschen darauf eingeschlossen in einen Garten, dem Gehege der Unschuld. So legt das Vöglein in einem Nest von der Liebe gebaut, so liegt das Kind an der Mutterbrust. Allein den Menschen gelüstet nach dem Weiten, er wollte schauen und versuchen. Liebend sein Eden und mit ihm das Göttlichere regte sich dennoch in ihm der Trieb in das unerforschliche Weite, er ergriff den Schlüssel, um es sich zu öffnen, und siehe da, das Paradies war auf immer für ihn verschlossen, und er Preis gegeben und hingegeben der jugendlichen wilden Erde. Er war nun unterthan der Macht, die Liebe, welche in dem Paradies thronte, verließ nicht ganz sein

Innern; allein die Macht herrſchte, der Unſterbliche ward ſterblich und unſterblich zugleich. Hier iſt der Sündenfall, der eben ſo nothwendig zur Entzifferung der ganzen Menſchengeſchichte erſcheint, als die Eiszeit die Key zur Entzifferung des Erdlebens. Nach dem Sündenfall gehört der Mensch ganz den Leidenſchaften der Erde an, und es war natürlich, daß die erkaltete Liebe geworfen in die Macht des Lebens, die Macht als ihren Gott erkannte und täglich dieſem Götzen Sünden über Sünden als Opfer brachte. Alle Stürme, welche die Erde durchzumachen hatte, waren auch Stürme dem Menſchen, und ſie drückten ihn tiefer als jedes andre Weſen, denn ſie laſteten doppelt auf ihm, als Unglück und als Sünde zugleich. Es ſtand dem Menſchen nun kein andrer Weg mehr offen, als der, ſich durch die Welt zu ſchlagen, alles ſtandhaft zu tragen, durch Duldung zu ſiegen, und durch Hinabſteigen in die Tiefen der Reue hinauf zu klimmen auf die Berge der Gnade. Weil er ſich umgekehrt hatte, ſo mußte er jetzt ſtets rückſchreiten, wenn er wahrhaft vorwärts wollte. Allein dies war nichts Leichtes, dies war etwas Unnatürliches, und darum verbreitete ſich der Menſch mit ſeinen Laſtern über die Erde, mehrte ſich und die Sünde, und der Menſchenſtamm ward ausgeführt über die Fläche, damit aus ihm die Menſchheit einſt ſich bilde. Dieſe ganze Ausbreitung liegt vor aller Geſchichte und muß vor aller Geſchichte liegen, weil die Geſchichte erſt da anfängt, wo aus dem ſinnlichen, ſündlichen Menſchen die Menſchheit anfängt geboren zu werden. Während ſo die Menſchen ſich zerſtreuten, bildete ſich die Erde weiter aus, Meere und Länder ſonderten ſich mehr, die erſten Pflanzen, als die erſten Jugendempfindungen der Erde gingen unter, die erſten Thiere, als die erſten Jugendleidenſchaften der Erde ſtarben aus oder wurden durch Feuer- und Waſſerkörper zerſtört; die vorher zuſammenhängenden Ländermaſſen

ſchieden ſich, um Einzelweſentlichkeit zu erzeugen.*) Nach ihrer Scheidung nahm jedes Erdtheil ſeine eigne Lebensrichtung, die alte Welt eilte der neuen voran. Dieſe aber erſetzte an Großartigkeit ihrer Grundzüge, was ihr an Zeit und Raum abging. Eigne Metalle, Pflanzen und Thiere erhielten ſo die alte Welt, die neuere und die neueſte (Neuholland). Die getrennten Menſchen, die alle einen Adam hatten, wurden jetzt Menſchenſtämme; die in ihrem Mittelpunkte ſich ſehr fern ſtehen, in ihren Umkreiſen ſich aber berühren, und in einander übergehen, gleich den Farben des Regenbogens. Wo Adam und das Paradies geweſen, bleibt hierbei gleichgültig, Thorheit, es jetzt aufzuſuchen und es iſt eine falſche geſchichtliche Anſicht, daß man, die Bildung der Völker rückwärts verfolgend, zuletzt in das Paradiesland kommen müſſe. Dieſe Anſicht nimmt die Fortdauer des paradieſiſchen Lebens nach der Vertreibung aus dem Paradieſe an; allein man durchlaufe den Erdkreis und beſuche alle wilde Völker, man trift die Sünde überall. Es iſt wahrhaft auffallend, wie weit die Wilden mancher Gegend gekommen ſind, und welche große Empfänglichkeit ſie für Laſter haben. Die meiſten Wilden Nordamerika's wiſſen gar

*) Man könnte ſagen: „wäre der Menſch von Anfang der Erdtage da geweſen und hätte er alle Bildungen der Erde durchgemacht, ſo würden ſich auch noch von ihm verſteinerte Knochengerippe finden wie von andern Weſen; welche man, mit Ausnahme eines zweifelhaften Falles in Neuholland, doch nicht gefunden hat." Allein 1) es iſt nicht ausgemacht, daß das, was nicht aufgefunden iſt, auch nicht da ſey; 2) muß ich die Verbreitung der Menſchen noch vor die Steinknochenbildung ſetzen, welche ſich erſt ereignete nach Sonderung der Erdtheile. 3) Steinknochen, Steinpflanzen und Steinabdrücke, welche bis jetzt aufgefunden ſind, weiſen darauf hin, daß mehr die niedern Weſen dem Steinreich in den Weltſtürmen übergeben wurden als die höhern.

nicht, was Menſchheit iſt; Pike fand bei einigen vollſtändige Hurenwirthſchaften. Die Aleuten, dieſe Robbenesſer und Thrantrinker, ſind nach dem Zeugniſſe mehrer Reiſenden Päderaſten. Wie viele Völker ſind nicht an Menſchenfleiſch gewöhnt! Genug — man trift nirgend ein Völklein, was in ſittiger Unſchuld ein fröhliches, friſches Naturleben à la Rousseau führte. Kniffe und Pfiffe dagegen herrſchen überall auch in der Rohheit. Und welche Ungeſtalten ſieht man unter den wilden Völkern! Dieſe ihre thieriſchen Züge, was deuten ſie anders an, als ſündliche Rohheit? So ſehen wir alſo alle Menſchenſtämme und Völker der Sünde dahin gegeben, und alle der Gnade des himmliſchen Vaters gleich bedürftig. Dieſe Gnade oder das Wiedereinkehren der Allliebe in den Menſchen von Oben herab, dieſe konnte eben ſo wenig ausbleiben, als die Sonne. Es fragt ſich nur, wann, wo und wie ſie eingetreten iſt; oder kurz geſagt: wie wurden die Menſchen aus dem ſündigen Naturzuſtand erlöſt, oder wie gelangten ſie zur Bildung? Ich bemerke hierbei, daß Bildung und Erlöſung gleich ſind, und daß mithin jede Bildung, die ohne Entſündigung ſich macht, keine Bildung ſeyn kann. Es iſt wohl anzunehmen, daß die Erde zu Anfang in keinem richtigen Verhältniß zur Sonne ſtand; entweder daß ſie zu ſehr von derſelben entfernt war, oder daß ihre Bewegungen nur einzelnen Stellen das Sonnenlicht zuführten. Vorzüglich aber verhüllten die Nebelmaſſen die Sonne; in ihnen lag die Erde wie der Schmetterling in der Puppe. Daß dieſer Zuſtand Jahrtauſende mag angehalten haben, iſt nicht unwahrſcheinlich; da die Entſtehung von feuerſpeienden Bergen wohl jetzt noch bewürkt, daß Landſtriche mehre Jahre der Sonne beraubt werden. Ich führe nur ein Beiſpiel an. Im Jahr 1795 bildete ſich bei der Halbinſel Unalaſchka in Amerika ein Felſen im Meere zu einer Inſel mit einem feuerſpeienden Berge um: die ganze

Gegend war dabei bis zum Jahr 1809, alſo 5 Jahr hindurch mit undurchdringlichem Nebel bedeckt. — Auch ohne an dies Beiſpiel weiter zu denken, iſt es ein ausgemachtes Geſetz der Schöpfung, daß jede organiſche Bildung, und eine andre gibt es auch in den Weltenräumen nicht, daß jede in Feuchtigkeit und Dunkelheit vorgeht. Vergleicht man nun die Dunkelheit und Feuchtigkeit der Thier- und Pflanzenbildung mit einander, und dieſe mit der Weltbildung, ſo iſt die Annahme von Jahrtauſenden, in denen die Welt mit Dunkel und Feuchtigkeit umgeben war, noch gering.

Ging aber erſt nach Jahrtauſenden das leibliche Licht der Erde auf, ſo können wir auch nicht annehmen, daß das geiſtige Licht früher aufging. Ob nun dieſes geiſtige Licht den geſunkenen Erdbewohnern durch Engel aufging, die gleichſam als Säugammen ſich der verlaſſenen Menſchenkinder annahmen oder ob auf göttliche Veranſtaltung durch Begeiſterung Einzelner und durch die allmähligen Fortſchritte der Schöpfung ſelbſt, welche beiden Kräfte ſich wie Stahl und Stein zu einander verhielten, der himmliſche Lebensfunke den Sterblichen zu Theil ward, das bleibt wohl eine Aufgabe, deren ſichere Löſung ſchwerlich Jemanden gelingen möchte. Die Erzählungen mehrer Völker, ja der meiſten, laſſen das Erſte vermuthen. Vielleicht fand beides zugleich ſtatt; ungern möchte ich das Erſte leugnen; obgleich auch dennoch die Bildung ein Werk der göttlichen Gnade bleibt, wenn keine beſondere überirdiſche Weſen ſie auf die Erde pflanzten. Auf welchem Wege das himmliſche Licht auch mag der Erde zugekommen ſeyn, keinesweges iſt es nothwendig, daß es nur auf einem Punkt aufging; dieſelben Boten, die es an den einen Ort brachten, oder dieſelben Urſachen, die es an dem einen Ort erzeugten, konnten es zu derſelben Zeit, oder zu einer andern, eben ſo gut an einen andern Ort bringen, oder an demſelben erzeugen. So ſcheint es mir, und die Geſchichte

zenget für meine Meynung. Wir finden in der alten Welt Hochasien von allen Ländern ausgezeichnet als einen Völkermittelpunkt. Die großen Wanderungen nehmen von da aus ihren Anfang, die jüdische Geschichte weist uns dahin, und alle große Begebenheiten der alten Welt haben ihre Keime in Südwestasien, das leiblich und geistig der Mittelpunkt der drei alten Erdtheile ist. Auf eine ähnliche Weise finden wir die Andenkette im südlichen Nordamerika und in Südamerika als einen solchen Mittelpunkt; nur mit dem bedeutsamen Unterschiede, daß nach den Erzählungen der alten Americaner sich hier die Völker auf die Höhen hinaufdrängen, während wir in der alten Welt das Gegentheil bemerken — eine Herabwanderung aus den Hochländern. Allein diese Verschiedenheit ließe sich vielleicht aus der Verschiedenheit des Standpunktes erklären, von wo aus diese Wanderungen angesehen werden. Es ist allerdings wahr, daß in einigen Zeiten, wie z. B. in der alten Welt im 3ten, 4ten und 5ten Jahrhundert alle Völkerzüge nach einer Richtung gehen, indem das eine Volk das andre treibt: aber die Züge der Völker gehen auch durcheinander, wie wir dies im alten Deutschland und jetzt in Nordamerika antreffen; und so glaube ich denn auch, daß in der alten und in der neuen Welt Völkerzüge sind Berg- auf und Berg- ab gegangen. Weil wir aber in der alten Welt fern von den Hochländern wohnen, so bemerken wir nur die Züge von daher; hätten wir eine sichere Geschichte vom Kaukasus und Oberindien, so würden wir auch von Einwanderungen in jene Hochländer hören. Dagegen in Amerika haben wir nur geschichtliche Nachrichten von den Völkern der Hochebnen, weil die Thalbewohner wegen ihrer Rohheit ohne Geschichte waren, und somit erfahren wir nur etwas von den Einwanderungen in die Hochebenen. Doch ich will die Verschiedenartigkeit der Völkerwanderungen Amerika's und Asien's gar nicht auf

dieſe Art vermitteln, obgleich eine ſolche Vermittelung wohl begründet iſt; ſondern ich glaube, daß jene Verſchiedenheit einen tiefern Grund hat, ſie liegt nämlich in der Ungleichartigkeit beider Welten in Zeit und Raum. Um dieſes näher zu zeigen, müſſen wir auf das Zuſammendrängen der Völker auf Hochebnen zurückkommen. Dieſes Zuſammendrängen auf Hochebenen finden wir in Aſien wie in Amerika; es iſt kein Zuſammendrängen auf öden Felſen, ſondern auf fruchtbaren Hochländern. Woher dies? — Die Hochländer wurden zuerſt dem Regen, dem Nebel und überhaupt der Waſſerherrſchaft bei der Ausbildung der Erde entriſſen, Pflanzen und Thiere höherer Art ſiedelten ſich da an, und der Menſch mußte ſolche Gegenden lieb gewinnen, welche ihm die erſten Hofnungen zur Wiedergewinnung des Paradieſes gaben. Auf dieſen Höhen bildete ſich der Menſch ſchon darum beſſer aus, weil er einen freundlichern Himmel hatte. Das Zuſammendrängen mochte auch viel zur Entwickelung mancher ſchlummernden Anlagen beitragen. Weil unſrer Annahme nach die alte Welt ſich früher ausbildete, ſo mußte die Zuſammendrängung auf den aſiatiſchen Höhen früher eintreten, als die auf den amerikaniſchen. Erſtere liegt vor unſerer Geſchichte, die uns Babel zeigt als ein großes Reich, und uns Chaldäa und Indien wohl dahinter noch ahnen aber nicht ſehen läßt. Wir können ſicher annehmen, daß jene Zuſammendrängungen in Aſien ſchon 2000 Jahr vor Chriſtus geſchehen ſind, während die in Amerika wenigſtens Jahrhunderte, theilweis auch erſt ein Jahrtauſend nach Chriſtus einfallen. Darum müſſen wir, wollen wir Amerika mit Aſien vergleichen, letzteres einige Jahrtauſend zurückſetzen. Was uns aber hier zunächſt angeht, iſt, daß während ſich die Völker auf den Hochebnen bilden, allmählig die andern Länder der Waſſerherrſchaft ſich mehr und mehr entheben, ja die Hochebnen oft zu ſehr, wie wir dies in Aſien finden. Die Nachkommen der Einwandrer in die

Hochebnen beſitzen allmählig ein ſchlechteres Land, als das umliegende iſt; die ſtarke Bevölkerung treibt ſie auch auseinander, und daher ſahen wir aus Hochaſien mehre Jahrhunderte hindurch Völkerauswanderungen, und können es jetzt kaum faſſen, wie in jenem Steppenland einſt ſo viele Völker gewohnt haben. Dieſe Auswanderungszeit von den Bergen hatte Amerika bei ſeiner Entdeckung noch nicht erlebt, darum fanden die Europäer die zuſammengedrängten Völker auf den Hochebnen. Allein die Veränderung derſelben zeigt ſich namentlich in Mexiko von Jahr zu Jahr mehr. Das Hochland trocknet zu ſehr aus, und während Ueberſchwemmungen es in einer Jahreszeit heimſuchen, treten in anderen ſehr ſcharfe Winde ein. Doch ſind die Hochebnen Amerikas noch jetzt und vielleicht noch Jahrtauſende hindurch ſchöne und fruchtbare Ebnen, während das niedre Land immer mehr und mehr aus der Waſſerherrſchaft hervortritt. Dieſe Waſſerherrſchaft iſt noch in Süd- und Nordamerika. *) Die großen Savennen Südamerika's werden über hundert Meilen weit überſchwemmt, und der Boden, ſpäterhin von der Hitze aufgeriſſen, iſt nur der Aufenthalt von Molchen und Schlangen. Die ungeheueren Flußgebiete des Orinokko und des Marannon (Amazonenfluſſes) ſind noch nicht geſchieden, obgleich ſie faſt entgegengeſetzte Waſſeradern bilden. Weit mehr iſt Nordamerika zurück. In den Regenzeiten verei-

*) Wer ſich eine klare Vorſtellung von der Waſſerherrſchaft in Landebnen machen will, der leſe Oxley's Entdeckungsreiſen im Innern und an der Küſte von Neu-Südwallis, unternommen in den Jahren 1817, 18 u. 19. Er wird dort finden, daß die Gebirgsgegenden völlig ausgebildet ſind, wie bei uns, daß die ſchönſten Thäler darin von den herrlichſten Flüſſen durchſtrömt werden, die, wenn man ſie abwärts verfolgt, ſich aber alle im Innern des Landes in ungeheure Sumpfſteppen verlieren, welche aller Wahrſcheinlichkeit nach den größten Theil des neueſten Feſtlands jetzt unbewohnbar machen.

nigt ſich das Flußgebiet des Miſſiſippi an mehren Stellen mit dem des Lorenz. Die großen Seen dieſes Stromes verſprechen nach Jahrtauſenden Länder, die 30 Millionen Menſchen ernähren können. Das ganze Nordland enthält faſt eben ſo viel Waſſer als Land. Doch tritt das Waſſer überall zurück. Mehre Pelzhändler führen die auffallendſten Beiſpiele davon an; und es ſind hier im Norden unter dem gemäßigten Erdſtrich die herrlichſten Fruchtebnen zu erwarten. Ja ich glaube, daß die neueſte Niederlaſſung die der Graf Selkirk am rothen Fluß vor einigen Jahren gemacht hat, nach einem Jahrhundert ſchon eine berühmte Hauptſtadt des innern Nordamerikas ſeyn wird.

Dieſe Ausſichten bei Seite geſetzt, muß ich mir ſelber noch die Frage aufwerfen: fanden denn nur die Volkszuſammendrängungen in jenen beiden Hochländern der alten und neuen Welt ſtatt, die ſo gerade in der Mitte liegen, und ſchon wegen ihrer Lage und wegen ihres Himmelsſtriches ſo anziehend waren, oder auch in andern minder gut gelegenen und kleinern Hochländern? Ich bejahe das letzte; denn die Geſchichte zeigt uns überall an Gebirgen einen tüchtigen Menſchenſtamm, und was namentlich Nordamerika betrift, ſo hatten die Bewohner des Alegbannigebirgs, und haben noch heut zu Tage die Bewohner des Nordweſtgebirgslandes eine größere Bildung als die Bewohner der Ebnen. Von den Nordweſtgebirgsbewohnern ſtammen auch die meiſten Urbewohner Neuſpaniens namentlich die Tulteken und Azteken (die eigentlichen Mexicaner) von erſtern wahrſcheinlich die Otamiten. Vor 2 Jahren ward auch in Kentucky eine Mumie gefunden, wohl erhalten und reich geſchmückt; ſie deutet auf eine frühere Bildung am Alegbannigebirge. Wahrſcheinlich war dieſe bei den Otamiten, deren Wanderungszug vielleicht durch die Erdfeſten im Obio- und Miſſuri-Gebiet angedeutet iſt. Von den Bergbewohnern der alten Welt rede ich weiter nicht, dagegen will ich jetzt das aufſtellen, was mir

aus meiner Unterſuchung als Hauptergebniß hervorzugehen ſcheint. Es iſt dies folgendes:

1) Obwohl alle Menſchen eines Stammes ſind, und alle Menſchenſtämme nur Aeſten aus einer gemeinſamen Wurzel gleichen, ſo ſind doch die Urbewohner Amerikas keine eigentlichen Einwanderer übers Meer.

2) Die Bildung, welche man bei Entdeckung Amerika's traf, iſt eine echt amerikaniſche eben ſo urſprünglich, als die der alten Welt.

3) Amerika iſt eine jüngere aber großartigere Schweſter der alten Welt, darum ſchwächer und doch erhabner.

4) Meer-Einwandrer braucht man bei Amerika nicht wegzuleugnen, aber ſie haben keineswegs Amerikas Bevölkerung und Amerikas Bildung hervorgebracht.

Einige Uebereinſtimmungen zwiſchen Amerika und der alten Welt mögen ſich aus Einwanderungen erklären laſſen, die meiſten aber haben einen tiefern Grund, ſie liegen in der Uebereinſtimmung des Menſchen an der Schöpfung in beiden Welten. Ueberhaupt ſcheint mir ein ängſtliches Suchen und Haſchen nach Uebereinſtimmungen zwiſchen zwei Völkern eine böſe Arbeit zu ſeyn; man ſucht einerſeits das, was man ſchon hat und nicht erſt zu ſuchen braucht und andrerſeits findet man nur das, was man ſehen will. Man ſtelle alle Völker der alten Welt mit den Amerikanern zuſammen, nämlich in einzelnen Zügen; überall trift man Uebereinſtimmungen. Bei der nähern Betrachtung der Wilden Nordamerikas, ſagte ich oft zu mir ſelbſt: das iſt doch nur bei den alten Deutſchen. Die Schutzmauern der Alaskalaner führen einen zu den Mauern der Chineſen, hört man die Indianer ſingen, ſo ſitzt man gleich in einer

Judenschule, sieht man ihr Kunstgeflechte, so denkt man an die Südseebewohner, die mexikanischen Stände erinnern an Egypten und an Indien; ja hört man, daß ein Alaskalaischer Rathsherr Xicotencatle seinen eignen Sohn einen großen Staatsfeldherrn zum Tode verurtheilt, weil er dem Rathe nicht folgt, so glaubt man im alten Rom zu seyn; denkt man an die großen Reichsschätze, so wird man an Krösus erinnert; die Kinderopfer vergegenwärtigen den Molochdienst, u.s.w. Man vergleiche welche Sprache man will, an Wortähnlichkeiten wird es nicht fehlen. So stellt Molina mehre chilesische (araukanische) Wörter mit Lateinischen und Griechischen zusammen, z. B. nau-cal; pymü; vai-nai; pere-reun; reuve-ipum; lumen-lumlumen; manus-man; munus-munun; unus-une; valere vallin. Folgern kann man daraus nur, daß ähnliche Uebereinstimmungen zwischen tartarischen und amerikanischen Sprachen eben so wenig etwas beweisen als diese. Am Tiefsten hat unstreitig Humboldt die Sach-Aehnlichkeiten aufgefaßt; und er findet eine große Uebereinstimmung in dem Leben der Mexikaner und der Babilonier. Diese Uebereinstimmung fällt gewiß jedem auf; allein ich glaube, sie ist höchst natürlich. Babilonien war der Staat, der aus der Zusammendrängung oder nach der Zusammendrängung der asiatischen Völker auf den Vorgebnen sich bildete; Mexiko war dies in der neuen Welt. Die Völker beider Staaten kamen aus wasserreichen Gegenden; darum schätzten sie beide das Wasser und waren vertraut mit ihm, hatten Wasserkünste, Gräben, schwimmende Gärten u. s. w. Von der andern Seite bot beiden das Gebirge die schönsten Felsenwasser dar; und die zweckmäßige Benutzung von Fels und Wasser sind die beiden Hauptkünste beider Völker. Beider Tempel waren der Natur entlehnt, sie bildeten Säulen. Eine gleiche Uebereinstimmung findet man, und dies aus gleichen Gründen, zwischen den Mexikanern und Egyptern. Doch ich will in diesen

Vergleichungen nicht weiter geben, die bei den ſchwankenden Nachrichten, welche wir von den Herrlichkeiten aller dieſer Völker haben, etwas unſicher bleiben. Weit wichtiger, als die bisher angeſtellten Vergleichungen ſind, zwiſchen dem alten Amerika und der vergangenen alten Welt, erſcheinen mir die zwiſchen der jetzigen alten und der jetzigen neuen Welt. Sie ruhen auf Thatſachen und nicht auf einzelnen Wort- und Sachanklängen. Solche Vergleichungen können uns fähig machen, daß wir die Zukunft deuten, und einen tiefern Blick in die Weltgeſchichte thun. Was Jefferſon in der Vergangenheit liegen ſah, nämlich, daß alle Bildung Aſiens aus Amerika eingewandert ſey, und daß mithin die Bildung eine Umwandelung um die Erde machen; das liegt wohl in der Zukunft. So wie die Meeresſtrömungen von Afrika aus nach Amerika hinüber gehen, und ſelbſt den Kolumbus hinüber führten, ſo iſt jetzt die Bildung Europas nach Amerika übergeſtrömt. Wie aber jene Gewäſſer in dem Golfſtrom nach Europa wieder zurückkehren und warme Gewäſſer den kältern Gegenden zu führen, ſo wird die von Europa ausgegangene Bildung Amerikas einen Einfluß auf Europa gewinnen, den wir jetzt kaum hier ahnen. Die engliſche Verfaſſung iſt die erſte Anwendung der germaniſchen Freiheit auf Staaten. Dieſe Verfaſſung ward die Mutter der amerikaniſchen Freiſtaaten. Von da aus durchwandert das deutſche Kind manche Räume, tummelt und dammelt ſich im jugendlichen Leichtſinn in der Fremde umher, kehrt aber ſicher, geſtärkt durch amerikaniſche Großartigkeit, nach Hauſe zurück. Ich glaube keineswegs, daß das Aufblühen der neuen Welt den Untergang der alten im Gefolge hat, ſondern daß die jüngere Schweſter die ältere mit erfriſchen und erquicken wird. Beide können in Freundſchaft ihre Bahnen wandern; verſteht ſich, daß die alte dabei nicht länger die Grundſätze hegen darf, die ſie aus Aſien erhalten hat. Die Syrier haben in Mexiko das Europa-

tenreich des Montezuma, und in Peru das Priesterreich, was von dieser Welt war, zerstört. Was Europa an Amerika gethan, muß es an sich thun. Das wird geschehen. Wie Christus Geburt mit Augustus Weltherrschaft, Luthers Kampf für Freiheit mit der Entdeckung Amerikas zusammen fiel, so werden auch jetzt aus weiten Fernen scheinbar getrennte Weltbegebenheiten auf ein Ziel hinarbeiten, und scheinbar getrennte Gesinnungen sich vereinigen, um die Aufgabe der ganzen Menschheit, die Selbsterlösung weiter zu fördern.

Worauf ist

im Frieden zu sehen,

damit ein

Volk für den Krieg vorbereitet sey!

Von

Wilhelm von Schmeling.

Wenn man die Feldzüge — besonders der Neueren — mit Aufmerksamkeit betrachtet, so ist bald zu bemerken, daß die Erfolge im Kriege zwar einen Theil vom Glück, d. h. von einem Zusammentreffen günstiger Umstände abhängen, die wir nicht in unserer Gewalt haben, größtentheils aber doch die Früchte thätiger, klug geleiteter Anschläge sind. Gewiß lehrt wenigstens die Geschichte aller Zeiten, daß ein tüchtiger und beharrlicher Wille, der auch nicht von einem sonnenbeschienen Glücke begleitet ist, vor jenen großen Unglücksfällen bewahrt, die in anderen Lagen das Schicksal ganzer Völker und Staaten so oft auf die Spitze gestellt haben. Auch ist das Glück selbst nicht — wie es beim ersten Anblick erscheint — etwas so rein Zufälliges und Zufälliges; sondern es hängt, wenn gleich auf eine mehr geistige und unsichtbare Weise, mit der großen, tüchtigen Gesinnung zusammen. Doch von der wir eben reden, hier genügt es, daß ihr ein bedeutender Einfluß auf die Erfolge im Kriege nicht abgesprochen werden kann, und daß also auf einer gewissen Weise die Völker ihr Schicksal immer selbst bereiten. Es sey mir daher vergönnt hierbei stehen zu bleiben, und zu fragen: warum ein Volk seiner Aufmerksamkeit so nöthig habe, damit es für den Krieg wohlgerüstet sey?

Damit die Punkte klar werden, auf die es hierbei ankommt, will ich einige der gewöhnlichsten Verhältnisse durchgehen, die hierüber im Klaren sind, und sich gewissermaßen auch bestimmten Kriegsvorfällen vergleichen lassen. Denn

gehört zuvörderst das Urtheil, daß alles auf die Vertheidigung ankomme, und der Krieg nie früher werde, wenn die Rüstungen gut ist. Hierüber spricht, daß wir die Heere eines und desselben Staates unter ganz verschiedenen Regierungen und unter ähnlichen vereinigt sehen. So waren die Oesterreicher in dem Feldzuge von 1796 unter dem Erzherzog Carl in Deutschland glücklich, während sie in Italien in allen Gefechten geschlagen wurden. So wie dies Beispiel die Wahrheit der behaupteten Sätze zu bestätigen scheint, so beweist ein anderes, daß der Krieg oft in einer so weiten Ausdehnung geführt wird, daß das Urtheil der allgemein, daß nur in der schnellen Führung von vielen die Größe Kunst zu suchen sey, auch es davon beachtet werden müsse, wenn Friedrich der Große auch wie in jüngern Kriegen an der Spitze des Kriegsheeres gestanden hätte. Indem hier ein jeder vollkommen das ganze Verhältniß Friedrich des Großen zu seinen Feldzügen in der späten Zeit wie überwiegt, und ganz davon absieht, daß gegenwärtig der Staat, das Kriegsheer und das Verhältniß beider zu allen andern Staaten völlig umgewandelt worden ist, bedarf es gar weiter auf einen vorhanden schwankenden Punkt, wo jener Fall möglich ist, so daß wir hier nichts weiter anführen können, als daß ein solches Urtheil gar nicht gefällt werden soll. — Jedoch auch auf die vor Friedrich Zeit angewandte, scheint das Urtheil auch einer Berichtigung, und einem jeden wird nicht klar werden, daß es auch manchmal andere Betrachtungen giebt, wo man nicht überlegen darf. Zweitens Feldzug von 1758 Beweise dann, daß es nicht nothwendig war auf die Fortsetzung des Feldzuges anzutragen, wenn der Erbprinz Carl, welcher so rühmlich in Deutschland gefochten hatte, verhindert nicht Prinzessin's ferneren Verbindungen gegen Preußen einen Einfall entgegen zu setzen. Kommt aber einmal Lage, wie Feldzug von der letzten schlesischen Campagne, scheinen auch

Wenn nun, wie wir vorhin bemerkt haben, in der Zeit des Zeitalters von einer zu hohen, wie es sich auch nicht gegen Wenn verwendet, sich die der Wirkung und der Stärke der Gebäude bei Gebrauchs und weiter höheren Niederlagen des Mineral Boxes, an die Spitze des Ganzen stellt.

Wir den erwähnten Gebäude Mängel ein anderes gewesen, welches ebenfalls unter gewissen Verhältnissen seine vollkommene Richtigkeit hat, nämlich daß es hauptsächlich auf auf den Druck der Wasser ankommt. Da auch für sich in beiden Gebäude eben die entgegengesetzt, indem der Druck des Wassers abhängt: einmal von der Tiefe unter Klüftchen der Gebäude und dem Gewichte des darüber befindlichen Wassers; — zweitens von der Ausgedehntheit des Ganzen Gebäude und der Abhängigkeit befindlichen an Ordnung und Mannigfaltigkeit; — drittens endlich auch der ungleich oder Abweichung Lage gegen Horizontale. Durch die erste Bedingung kommt eine Gebäude gleichmäßig; durch die zweite — nämlich Ausgedehntheit und Mannigfaltigkeit — entsteht Gebäudeschwere, indem jeder an in gewisse Tiefe Gebäude einen Widerstand hervorbringt, als ob einzelne Gebäude in Ordnung von Gebäudeschwere hätte hervorbringt; der Gebäude gegen Gebäude endlich wenigen allein jene Mängel Ausgedehnung und Gebäudeschwere in Gebäude, aber die alle Gebäude angehörig hat. In Ansehung von der Tiefe in den Gebäuden des Gebäudes von einer Gebäude Gebäudegebäude, aber und weiter, aber von allen ist — gleich in gewissen aber auch verwandten; Gebäude ist gewöhnlich gewiß, daß gut einige für den Gebäude des Gebäudes in Gebäude ist, wenn alle Gebäude Gebäudegebäude Gebäude aber gut den Gebäude in Gebäudegebäude ist.

Von ganz entgegengesetzter Art ist der zweifelhafte Gebäude in der Gebäude, daß zwischen allemal in Gebäude verschiedene Gebäude. In dem gewissen, Gebäudegebäude Gebäude

[illegible]

Das

Symbol der Theokratie im Judenthum.

---

von

Dr. Hon. von Gülle.

Das Symbol der Theokratie im Hebräerland.

Bei allen positiven Religionen sieht man auf die Erscheinung, daß die Ideen von dem göttlichen Wesen und seinen Verhältnissen unter fortgewälzten Zeichen (Symbolen) zu einer Art von sinnlicher Anschauung gebracht und gleichsam verkörpert werden. So lange diese Zeichen als solche erkannt und von der bezeichneten Sache im Bewußtsein unterschieden werden, erhöhet die religiöse Symbolik alle ihre Bemühe, und erfüllt ihren Zweck, durch die Zeichen die zu Grunde liegenden Ideen lebhafter zu wecken und deutlicher zu vergegenwärtigen. Aber bei einem langen Fortbestand des Gebrauches, verbunden mit einem Mangel an reflektirenden und kritischen Organen der Symbole, verliert sich diese Unterscheidung im Bewußtsein; das Zeichen wird mit der bezeichneten Sache verwechselt und für diese genommen; die zu Grunde liegenden Ideen verdunkeln sich, ja verschwinden gänzlich aus dem Bewußtsein; es bildet sich eine sinnliche und leblose Ansicht von den göttlichen Dingen, und eine, ihr entsprechende, auf das Aeußerliche gerichtete, fleischliche Denkart und Handlungsweise. Wird nun, nach langer Fortdauer, diese falsche Richtung des religiösen Gefühls von den besser Denkenden erkannt, so entstehen Bemühungen, den Symbolen ihre ursprüngliche Deutung und ihren eigentlichen Gehalt wieder zu verschaffen, welche nicht ohne Kampf mit der herrschen-

den Ansicht sich äußern können, und, nur zum Theile durchgeführet, entzweigehende religiöse Partheien, und heftige Reibungen der Gemüther hervorbringen müßen. Die Anhänger der fleischlichen Denkart, welche, bei ihrer beschränkten Ansichtsweise, den großen Haufen, die Masse der Ungebildeten auf ihrer Seite haben müßen, bilden sich zur herrschenden Kirche, und ihnen gegenüber stehen die Kundigen, als Freidenker verfolgt, ein kleines Häuflein, aber das Salz im Volke. Indeß erhält die richtigere Einsicht dennoch zuletzt den Sieg; eine Reformation der ganzen Masse erfolgt unerwartet, verbreitet sich mit Schnelligkeit, und fühet auf dem morschen Gebäude der alten, mißverstandenen Symbolik ein neues auf, in welchem nicht nur das ursprüngliche Verhältniß der Symbole wiederhergestellt, sondern ihnen auch selbst eine neue Richtung oder eine weitere Ausdehnung ertheilt wird.

Dieser Entwickelungsgang des religiösen Symbolei, hier nur in seinen Hauptpunkten angedeutet, aber in mehren Religionen wiederkehrend, läßt sich auf das deutlichste bei einem Symbole darlegen, welches, unter mannigfachen Formen, von dem frühesten Alterthume bis auf unsere Zeit herab seine Bedeutung behalten, und auf die Auffassung der religiösen Ideen den wesentlichsten Einfluß geäußert hat, nämlich bei der symbolischen Auffassung der göttlichen Weltordnung unter dem Bilde eines Staates, eines göttlichen Reiches, oder bei dem theokratischen Symbole.

Es möchten überhaupt wenige Völker des Alterthums seyn, bei welchen sich dies Symbol nicht entwickelt und seinen Einfluß geäußert hätte. Daher denn auch alle Staaten des Alterthums auf Religion gegründet erscheinen und die Politik in ihren Unternehmungen immer durch den Willen des herrschenden Gottes, wie er sich durch den Mund seiner Diener und Vertrauten, der Priester und Propheten kund giebt, geleitet und bedingt wird. Schon

haft wäre es alſo, wenn man die Theokratie überhaupt als etwas die Staatsverfaſſung der Hebräer auszeichnendes betrachten wollte.

Aber bei dieſem Gemeinſchaftlichen findet ſich auch ein Unterſcheidendes, welches uns allerdings berechtigt, den hebräiſchen Staat vorzugsweiſe als einen theokratiſchen zu betrachten. Zwar zeigt ſich auch bei ihm, wie bei den andern Staaten des Alterthums, das theokratiſche Symbol ſogleich in einer partikulariſtiſchen Beſchränkung gefaßt. Denn es iſt bei Allen nicht das große Weltall überhaupt, welches als weltregierender Gottesſtaat, als allgemeines, nach allen ſeinen Theilen mit gleicher Sorgfalt regiertes, Gottesreich gedacht wird; ſondern eben nur der beſondere Nationalſtaat erſcheint aus dieſem Geſichtspunkte. In ihm allein offenbart ſich die göttliche Regierung; an ſeiner Spitze allein thront der unſichtbare göttliche Herrſcher. Wenn nun in den übrigen Staaten dieſer Partikulariſmus in dem theokratiſchen Symbole ausſchließlich feſtgehalten wird, ſo erhält, daß der über dem Staate herrſchende Gott lediglich als Volks- und Staatsgott gedacht wird, neben welchem anderen Göttern, von gleicher Weſenheit, die Herrſchaft über andere Staaten und Völker verbleibet; ſo verbindet ſich im Hebraismus mit demſelben auf eine merkwürdige Weiſe ein religiöſer Univerſalismus. Denn derſelbe Gott, welcher dem Staate vorſtehet, erſcheint zugleich auch als der allgemeine Weltengott, welcher Himmel und Erde geſchaffen hat, und die Götter der andern Völker ſind als weſenloſe Einbildungen ohne wirkliches Daſeyn anzuſehen. Aus dieſem Grunde erſcheint der hebräiſche Staat allein als wahrhafte Theokratie, weil er allein unter der Herrſchaft des wahrhaften Gottes ſtehet. Sodann aber auch weil in keinem Staate dieß Symbol mit gleicher Vollſtändigkeit entwickelt werden, und alle Theile die Staatsverfaſſung in gleichem Maaße

durchdrungen, endlich in keinem auf die ganze Gestaltung der religiösen Ansichtsweise einen gleichen Einfluß ausgeübt hat.

Um aber die Wirksamkeit dieses Symboles bei den Hebräern nach allen ihren Seiten vollständig aufzufassen, muß es in einer dreifachen Beziehung betrachtet werden:

1) Nach der Art und Weise, wie es sich gesetzlich im Staate und in der Kirche darstellen sollte.
2) Nach dem Einflusse, welchen es auf die religiösen Ideen selbst und auf das sittliche Verhalten ausübte.
3) Nach der idealischen Gestalt, welche man sich von seiner zukünftigen vollendeten Erscheinung entwarf.

Der ganze Umfang des Begriffes der Theokratie ist in der Gesetzesstelle 2. M. XIX. 5. 6. vollständig gegeben:

„Wenn ihr auf meine Stimme höret, und meinen „Bund beobachtet; so sollt ihr mir ein Eigenthum „seyn vor allen Völkern; denn mein ist die ganze „Erde! Und ihr sollt mir ein Königreich von „Priestern seyn, und ein heiliges Volk.

Deutlich zeigt sich hier die Anschließung des Partikularismus an den Universalismus. Gott kann unter allen Völkern der Erde sich Eines zu seinem besonderen Eigenthume auswählen, weil seine Herrschaft sich über alle Völker erstreckt. Dieses erscheint nun als sein Volk, stehet unter seiner besonderen Leitung und Versorge; sein Staat bildet ein priesterliches Königreich; denn alle seine Mitbürger sind zum Dienste Gottes geweihet; ein heiliges Volk, streng abgesondert von allem unheiligen Dienste der Ausländer, von allem Profanen! Seinen einzelnen Merkmalen nach wird das theokratische Verhältniß sodann ausgedrückt:

a) Von Seiten des Volkes, wenn es ein Volk des Eigenthumes (עַם סְגֻלָּה, λαὸς περιούσιος einmal λαὸς εἰς περιποίησιν) genannt wird, oder auch das

Erbthum, Beſitzthum Jehovas (נַחֲלַת יְהוָה, κληρονομία τοῦ κυρίου), oder ein heiliges Volk, d. h. ein zum Dienſte Jehovas von den andern Völkern ausgeſondertes. Für dieſe Ausſonderung werden die Ausdrücke: erwählen (בָּחַר, ἐκλέγεσθαι) und abſondern von (בָּדַל מִן, ἀφορίζειν) gebraucht.

b.) Von Seiten Jehovas, indem er bezeichnet wird als der König (מֶלֶךְ) des Volkes (5. M. XXXIII. 5), welcher über daſſelbe herrſchet (מָלַךְ 1. Sam. VIII. 7.) zugleich ſein Geſetzgeber (מְחֹקֵק) und ſein Richter (שֹׁפֵט Jeſ. XXXIII. 22.) Dieſe Bezeichnung des theokratiſchen Verhältniſſes unter den Zeichen eines politiſchen iſt bei weitem die gewöhnlichſte, aber nicht die einzige; denn auch von dem häuslichen Verhältniſſe, dem Familienſtaate, werden die Zeichen hergenommen. Daher erſcheint Jehovah als der Eheherr (בַּעַל) in Beziehung auf das Volk. Dieſes hat ſich ihm zur ehelichen Treue verpflichtet, und der Abfall wird daher gedeutet als eheliche Untreue, Hurerei. Dieſe Bezeichnung iſt bei den Propheten die gewöhnlichſte. Bei Hoſea C. I—III. liegt ſie einer Reihe von ſymboliſchen Handlungen des Propheten zu Grunde; am ſtärkſten aber wird ſie ausgeführt bei Ezechiel, welcher alle Einzelheiten in dem Verhältniſſe zweier Liebenden und Ehegatten auf daß Verhältniß Jehovahs zu dem Volke überträgt, aber auch, im Gegenſatze, den Abfall mit allen Beſonderheiten der Unzucht und Buhlerei ohne irgend eine Milderung oder züchtige Zurückhaltung ſchildert C. XVI. XXIII. Ob auch das Hohelied aus dieſer theokratiſchen Symbolik, wie Hug und Roſenmüller vermutheten, gedeutet werden könne, ſcheint mir wenigſtens zweifelhaft. Dieſelbe Vergleichung mit dem Familienſtaate liegt nun auch

zu Grunde, wenn Jehovah als der Vater des Volkes, dieſes als ſeine Kinder (בָּנִים) bezeichnet wird. Dieſe Bezeichnung iſt beſonders merkwürdig, theils weil ſie das theokratiſche Verhältniß nicht bloß als das einer ſtrengen Gerechtigkeit, ſondern auch als ein Verhältniß der Liebe und zarten Schonung darſtellt; theils weil aus derſelben einflußreiche, religiöſe und ſittliche Folgerungen hergeleitet wurden und endlich weil in ihr die Keime zu der Vorſtellung des Chriſtenthums, daß Gott der Vater aller Menſchen ſey, enthalten ſind. Am gewöhnlichſten wird Gott als der Vater des geſammten Volkes bezeichnet. Als Vater (אָב) ſollen ihn die Iſraeliten anrufen, oder ihm nahen mit kindlichem Sinne Jerem. III. 19. vergl. 3. Im Buche Jeſaja wird er angeredet: unſer Vater (אָבִינוּ) und die Hoffnung ſtützt ſich auf die Liebe dieſes Vaters Jeſ. LXIII. 16. Schon das Geſetzbuch fordert: das Volk ſolle ihm wie einem Vater danken, oder kindlichen Dank darbringen 5 M. XXXII. 8. Maleachi ſetzt hinzu: es ſolle ihn ehren, wie der Sohn den Vater ehret, alſo kindliche Ehrfurcht erweiſen I. 6.; es ſolle daran gedenken, daß es Einen Vater habe, von Einem Gotte ſey erſchaffen worden, und deshalb Keiner treulos handeln gegen den Bruder, und ſo den väterlichen Bund (בְּרִית אֲבוֹתֵינוּ) entweihen II, 6. So wird alſo dieſe ſchöne Bezeichnung bereits in dem Geſetze und in den Propheten zu religiöſen und ſittlichen Zwecken auf eine fruchtbare Weiſe benutzt, indem die Geſinnungen der Liebe, des Dankes, der Ehrfurcht gegen Gott und der Liebe zu den Brüdern im Volke darauf geſtützt werden. Insbeſondere aber heißt Gott der Vater Davids und der Davididen; denn es wird dieſem Geſchlechte als eine beſondere Auszeichnung verheißen, daß Gott ſein Vater ſeyn wolle 2 Sam. VII. 14. 1 Chron. XVII. 13. 14; die

Dichter feiern dieſen Vorzug der Davidiſchen Familie in eignen Liedern Pſ. II. LXXXIX, und ſie ſetzen denſelben darin, daß Gott die Davidiſchen Ablömmlinge mit ſchonender Liebe behandeln, das Geſchlecht ſelbſt aber für beſtändig (לְעוֹלָם) erhalten wolle. Pſ. LXXXIX. 29—38.—

Von der andern Seite heißen denn auch die Iſraeliten die Söhne Gottes: (בְּנֵי עֵל), welche er aufgebracht und großgezogen hat, wie ein Vater ſeinen Sohn groß ziehet. Jeſ. I. 2. Seinen Sohn hat Jehovah aus Aegypten ausgeführt, Hoſ. XI. 1, ſeinen erſtgeborenen Sohn (בְּנִי בְכוֹרִי) 2. M. IV. 22, ſeinen geliebten Sohn (בֵּן יְקִיר); denn

Iſt nicht Ephraim mir ein theurer Sohn,
Iſt er mir nicht ein Kind der Freude?
Wie oft ich von ihm rede, ſtets gedenk ich ſein in Luſt,
Mein Inneres wallet auf für ihn!

wenn ſo Jeremia XXXI. 20. das zarte Verhältniß der Liebe, welches in jener Bezeichnung ausgedrückt liegt, auf das gefühlvollſte beſchreibt, ſo ſtoßen wir auf Aehnliches faſt bei allen Propheten. Maleachi ſagt: Gott ſchonet ſeines Volkes, wie ein Vater ſeines Sohnes ſchonet III. 17; er kann ſeines Volkes ſo wenig vergeſſen, wie das Weib ihres Kindes und des Sohnes ihres Leibes, ſagt Jeſaja XLIX. 15. Bei den meiſten Propheten ſind es ſeine Söhne und Töchter, welche Gott aus der Zerſtreuung ſammelt, und in die Heimath aus der Verbannung wieder zurückführet.

Aber bleibt nun der Hebraismus durchaus bei der partikulariſtiſchen Behandlung jenes Bildes ſtehen, oder betrachtet er Jehovah nur als den Vater des Volkes, nicht als den Vater der Menſchen überhaupt?

Die erſten Keime zu der letzteren, weiteren Ausdehnung der ſymboliſchen Bezeichnung laſſen ſich zwar ſchon

in den Ausdrücken: erstgeborener, geliebter Sohn, welche dem Volke beigelegt werden, entdecken. Denn setzen diese Bezeichnungen nicht einen Vorzug in den Sohnesrechten und eine vorzüglichere Liebe des Vaters voraus, welche nur alsdann eintreten können, wenn andre Kinder da sind, welche mindere Vorzüge, geringere Liebe des Vaters genießen? Also dunkel schon die Vorstellung: die Menschen sind überhaupt Kinder Gottes, ihres Vaters, die Israeliten sind es nur Vorzugsweise, sie sind die Erstgebornen, die Geliebtesten. Noch etwas deutlicher tritt die Vorstellung hervor, Jerem. III. 19. Jehovah sagt dort zum Volke: welche Stelle soll ich dir unter den Söhnen (בבנים) geben? was dem Zusammenhange nach heißen muß: welches Besitzthum soll ich dir unter den Völkern anweisen? denn es folgt: und ich gab dir ein Land der Wonne u. s. w. Hier heißen also die Völker überhaupt Gottessöhne, und Gott vertheilt unter sie die Länder der Erde wie 5 M. XXXII. 8. Aber die Folgerung daraus, daß diese Kinder Eines Vaters auch die gleiche Liebe desselben genießen müßten, ergiebt sich nicht als nothwendig. Der Vater hat einen Erstgeborenen, diesem ertheilt er von Rechtswegen Vorzüge und schenket ihm einen höheren Grad der väterlichen Liebe!

Jedoch nicht allein durch die Rede und im religiösen Vortrage sollte sich das theokratische Symbol darstellen; es sollte auch die Verhältnisse des gesammten bürgerlichen und religiösen Volkslebens durchdringen, ihm eine heilige Weihe und nach allen seinen Beziehungen eine Richtung auf das göttliche Wesen verleihen. Daher wurde nicht nur der öffentliche Dienst daran angeknüpft, sondern auch das ganze öffentliche Rechtsverhältniß des Staates und die besonderen Rechtsverhältnisse der Staatsbürger, endlich eine Reihe polizeylicher Anstalten fanden darin ihren Grund und gleichsam den Mittelpunkt, welcher sie vereinigte.

Am vollſtändigſten konnte das Symbol der Theokratie in dem öffentlichen Cultus und in den kirchlichen Verhältniſſen dargeſtellt und entwickelt werden. Zwar giebt es in dieſem Cultus für den theokratiſchen Herrſcher, für Gott ſelbſt, kein unmittelbares Symbol, und ſollte keines ſich finden. Denn der einzige, unſichtbare König hat kein Zeichen, kein Bildniß unter welchem er dargeſtellt werden könnte. Aber wohl kann die theokratiſche Idee, daß Gott ganz beſonders unter dem Volke verweile, daß er in ſeiner Mitte wohne, die ſtete Nähe und Gegenwart des göttlichen Herrſchers unter ſeinem Volke kann durch ein Symbol vergegenwärtigt werden. Dieß geſchieht durch die Errichtung des Heiligthumes oder des Hauſes der Wohnung Gottes in Iſrael, 2. M. XXV. 8. 3. M. XXVI. 11. Dieß Heiligthum iſt verſchieden nach den Zuſtänden des Volkes. Während daſſelbe nomadiſch die Wüſte durchziehet, und unter Gezelten wohnet, beſteht es in einem heiligen Verſammlungszelte (אֹהֶל מוֹעֵד)

welches auch in den Zeiten des erſten, unſicheren Beſitzes des heiligen Landes noch unſtät umherziehet, 1. Chron. XVII. 5., und erſt, als David das Land vollſtändig erobert und ſeinen königlichen Sitz auf dem Zion aufgeſchlagen hat, gleichfalls daſelbſt ſeine bleibende Stätte findet. Neben dem ſichtbaren Herrſcher, ſeinem Stellvertreter, wohnet ſeitdem der Unſichtbare, er iſt nun der Thronende auf Zion (יֹשֵׁב צִיּוֹן) auf dem heiligen Berge (הַר קֹדֶשׁ). Vergl. die Erzählungen 2. Sam. VI. 1. Chron. XIII. XV. XVI. und die Stellen Pſ. XV. 1. XXIV. 3. XLIII. 3. XLVIII. 2. 3. LXVIII. 17. Unter dem Prachtliebenden Könige Salomo wird endlich das alte Zeltheiligthum in einen prachtvollen Pallaſt (הֵיכָל) umgewandelt, in welchem die Gottheit wieder auf eine feierliche Art ihre Wohnung einnimmt, 1. Kön. VIII. 10 — 12. vergl. VI. 13. Aber in dem Heiligthume ſelbſt bleibt die Lade

des Bundes (ארון ברית) das Symbol für die unmittelbarste Gegenwart Gottes, welcher über den beiden, die Lade mit ihren Flügeln bedeckenden, Wundergestalten der Cherubs seinen unsichtbaren Thron hat, und daher der auf Cherubs Thronende (ישב כרוב) geheißen ist, 1. Sam IV. 4. 2. Sam. VI. 2. Ps. LXXX. 2, daher zieht die Lade des Bundes mit hinaus in den Krieg, ein Zeichen von der Gegenwart des Heeresgottes, und man hoffet den Sieg von ihrer Gegenwart, 1. Sam. IV. 3 — 7, so wie sie, bei der Rückkehr aus siegreichen Kriegen, mit Triumphgesängen, wie der Siegesgott selbst, empfangen wird, Ps. XXIV. LXVIII. Ja, mit dem erhabenen Gottesnamen selbst wird sie angeredet bei dem feierlichen Aufbruche zum Kampfe, 4. M. X. 35. Aber die heller Denkenden betrachten sie fortwährend als frei gewähltes Symbol, an welches die Sache selbst nicht gebunden ist. Selbst die heilige Lade des Bundes wird überflüssig in der vollendeten Theokratie, wenn die geistige Gotteskenntniß allgemein worden, und man keiner Symbole mehr bedarf. Jerem. III. 16. Hatte doch auch der religiöse Mythus des Volkes früher bereits andere Symbole gedichtet, durch welche die göttliche Gegenwart sich den Vätern kund gethan, bevor die Lade des Bundes errichtet worden — jene Wolkensäule, welche Tags, jene Feuersäule, welche Nachts die Wüstenzüge leiten (2. M. XIII. 20—22.) von den Feinden wunderbar errettet (2. M. XIV. 19. 20.) und endlich das heilige Versammlungszelt erfüllen (2. M. XL. 34 — 38. IV. M. IX. 15 — 23), so wie späterhin Gewölk den Salomonischen Tempel (1. Kön. VIII. 10.) und Rauchgewölk den Tempel, in welchem Jesaja die Gegenwart Gottes im Gesichte schaut, Jes. VI. 4. In einer durchgängig theokratischen Beziehung stand sodann der wesentliche Bestandtheil des Cultus, die Opfer (זְבָחִים). Sie sollten nämlich

theils die Erinnerung an das theokratische Verhältniß über-

haupt rege erhalten, daher wurde die feierliche Weihe des Bundes bei den Opfern regelmäßig wiederholt, und das orientalische Symbol der Verbündung, das Salz (מֶלַח) durfte bei keinem Opfer fehlen, 2. M. II. 13. Ezech. XLIII. 24. vergl. Marc. IX. 49. Sodann aber sollten sie auch insbesondere die dankbare Anerkennung der von dem theokratischen Herrscher empfangenen Wohlthoten erwecken. Diese Absicht hatte insbesondere das unblutige Opfer (מִנְחָה), aus Mehl und Früchten bestehend, 3. M. II. 1 — 13. 4. M. XV. 1 — 16; ferner auch die Dank- und Freudenopfer (שלמים 3. M. III. 1 — 17.), welche nur zum Theile auf den Altar kamen, sonst aber in gemeinschaftlichen Mahlzeiten verzehrt wurden; endlich das, zum dankbaren Angedenken des Auszuges aus Aegypten dienende, Opfer des Passahlammes 4. M. IX. 4. 13 u. ö. — Zuletzt sollten sie aber auch von der Gnade des unsichtbaren Herrschers überzeugen, und das Bedürfniß derselben wecken, indem sie das Gefühl der Sündhaftigkeit sowohl im Allgemeinen (der Sündhaftigkeit des ganzen Volkes), als auch im Besonderen (der Einzelnen im Volke) aussprachen. Im Allgemeinen dienten dazu die Brandopfer (עולה) welche im täglichen Tempeldienste (עולת תמיד) Jehovah dargebracht wurden, und ganz auf den Altar kamen. 4. M. XXVIII. 3 — 8. Das Zeichen der stellvertretenden Versöhnung für das ganze Volk war aber vornämlich das Opfer des großen Versöhnungstages (יום הכפורים) 3. M. XVI. XXIII. 26 — 32. 4. M. XXIX. 7 — 11. Für die Versöhnung der Einzelnen im Volke diente endlich das Sündopfer (חַטָּאת) und das Schuldopfer (אָשָׁם). Obwohl beide im Gesetze deutlich unterschieden werden, läßt sich doch der Grund dieser Unterscheidung nicht näher nachweisen; denn auch was Josephus (Arch. III. 9, 3) angiebt, daß das Sündopfer

für unwiſſentliche, das Schuldopfer für wiſſentliche Sünden dargebracht werde, ſtimmt nicht mit den einzelnen Fällen, für welche das Geſetz beide fordert, überein, und mag auf ſpäterer Deutung beruhen. Dieſe Opfer bleiben überhaupt größtentheils Gewiſſensſache des Einzelnen, da ſie für Sünden dargebracht wurden, welche ihrer Natur nach nicht ausgemittelt und geſetzlich verfolgt werden konnten, und ſo dienten ſie dazu die Stimme des Gewiſſens bei dem Volke rege zu erhalten, und die Sünde nicht blos in den geſetzlich unterſagten, ſondern auch in den, nur von der inneren Stimme des Rechts gerügten, Handlungen aufzuſuchen. Die ſtreitige Frage aber, ob die durch die Sünd- und Schuldopfer herbeigeführte Verſöhnung als eine ſtellvertretende, oder als eine blos ſymboliſche von dem Geſetzgeber gefaßt worden ſey, bedürfte einer weitläufigen Unterſuchung, und kann, da ihnen in beiden Fällen die theokratiſche Beziehung bleibt, unentſchieden gelaſſen werden, obwohl ſich die meiſten Gründe für die ſtellvertretende Kraft der Sünd-Opfer erklären möchten.

Obwohl der Cultus, in wiefern er durch die Prieſterſchaft vollzogen wurde, ununterbrochen fortdauerte, ſo waren doch zur gemeinſamen Feier heilige Tage und Zeiten feſtgeſetzt worden, welche ſämmtlich, neben der theokratiſch partikulariſtiſchen, eine univerſale Bedeutung erhielten, oder nicht nur an die Auszeichnungen, welche das Volk von ſeinem unſichtbaren Herrſcher erhalten, ſondern auch an die allgemeinen Wohlthaten des Natur- und Weltengottes erinnern ſollten. Dahin gehörte der Sabbath, als heiliger Tag, welcher, nach den Beſtimmungen des Geſetzes, daran erinnern ſollte, daß der theokratiſche Herrſcher zugleich auch der Weltſchöpfer ſey, 2. M. XX. 11. XXXI. 17., ſo wie an die allgemeine Wohlthat der Theokratie, oder die Ausſonderung und Heiligung Iſraels vor allen Völkern 2. M. XXXI. 13.; endlich an die beſondere theokratiſche Wohlthat der Befreiung aus Aegypten, 5. M. V. 15.

Aber auch die drei hohen Festzeiten im Jahre, welche das gesammte Volk am Orte des Heiligthumes vereinen, und in Fröhlichkeit vor dem Herrn, in gemeinschaftlichen Opfermahlzeiten und Lustbarkeiten gefeiert werden sollten, verrathen neben der besonderen theokratischen, diese allgemeine religiöse Beziehung. So das Fest der Befreiung (מַצּוֹת) im Aehrenmonde, und im eigentlichsten Sinne Nationalfest, da nur bei diesem die Theilnahme der Unbeschnittenen unbedingt untersagt war, 2. M. XII. 43. 44. Denn neben dem Angedenken an die Befreiung aus Aegypten, welches durch die Darbringung des eigenthümlichen Opfers, eines jährigen, makellosen, männlichen Schaaf- oder Ziegenlammes, welches unzerstückt genossen wurde, und dessen Blut, nach der Sage, die Wohnungen der Väter von dem Tode der Erstgeborenen errettet hatte, geweckt werden sollte, so wie durch die bitteren Kräuter und die ungesäuerten Brode, welche in dem Laufe der Festzeit genossen wurden; mußte alsdann auch die Erstlingsgarbe dargebracht, und so der allgemeine Naturgott, welcher die Gaben der Erndte ertheilet, dankbar verehrt werden, 3. M. XXXI. 9 — 14. Diese letztere, universalistische Beziehung tritt aber auch bei der zweiten Festzeit, dem Feste der Wochen (5. M. XVI. 16.) oder der Erndte, oder der Erstlingsfrüchte (2. M. XXIII. 16.) ganz ausschließlich hervor. Denn dieses Fest, welches am funfzigsten Tage nach dem Anfange des Befreiungsfestes begann (daher später πεντηκοστή) sollte nur als Erndtefest begangen, und durch Darbringung der Erstlingsbrode und vorzüglich reichliche Opfermahlzeiten gefeiert werden. Die Beziehung nämlich auf die Sinaitische Gesetzgebung, welche man späterhin in diese Festzeit hinübertrug, ist dem Gesetzgeber durchaus unbekannt. Jene doppelte Bedeutung aber zeigt sich wieder bei der dritten Festzeit, schon in dem zweifachen Namen. Es heißt nämlich bald das Fest der Lese חַג הָאָסִיף

2. M. XXIII. 16., weil es zur Feier der glücklichen Vollendung des Herbstes, der glücklich eingesammelten Früchte dienen sollte; theils aber auch das Fest der Hütten (חַג הַסֻּכּוֹת) 3. M. XXIII. 34., denn man sollte zur dankbaren Erinnerung an den theokratischen Volksgott, welcher das Volk während seinen Nomadenzügen, da es in Hütten wohnte, beschützt hatte, in grünen Hütten aus Baumzweigen von Palmbäumen und Bachweiden geflochten, ein heiteres Naturleben führen, und vor allen anderen Festzeiten fröhlich seyn vor dem Herrn in gemeinsamen Opfermahlzeiten. So wußte also die Weisheit des Gesetzgebers den engherzigen Particularismus zu verhindern, indem sie bei allen festlichen Zeiten, eine universale mit der theokratischen Beziehung in Verbindung setzte, so daß nicht nur die Erinnerung an den Volksgott, welcher sein Volk befreiet und erhalten, sondern auch die Erinnerung an den großen Naturgott durch dieselben angefacht wurde, welcher die Erde befruchtet, und ihr Erzeugniß segnet; so in das Fest der Wochen wurde allein diese letztere universale Beziehung hinein gelegt, so daß sie als die vorherrschende erscheinen muß.

In besonderer theokratischer Beziehung stehen endlich auch die heiligen Personen, welchen der Dienst des unsichtbaren Herrschers anvertrauet worden, die Leviten, die Priester und der Hoherpriester. Theokratisch-symbolisch werden sie betrachtet als das Eigenthum Jehovas, welches sich derselbe statt der Erstgeborenen des Volkes, welche ihm hätten zufallen sollen, zu seinem Dienste ausgesondert (geheiligt) habe, 4. M. VIII. 14 — 18. Sie nähren sich daher von dem Tische Jehovas, und haben kein Besitzthum in Israel. 4. M. XXVII. 21 — 33. Die Leviten, welchen der gesammte Dienst des Heiligthums, mit Ausschließung des Opferdienstes, übertragen worden, und welche den Priestern untergeben sind, nähren sich von dem Zehnten des Volkes, bekommen einen Antheil an sei-

den Opfermahlzeiten, und haben außerdem in allen Stämmen eigene Städte sammt ihrem Umkreise, zu welchen auch die sechs Freistädte gehören, zu ihrem Unterhalte angewiesen bekommen. *) Aus der Mitte dieses Stammes ist das Geschlecht des Aaron ausgesondert, und ihm das Priesterthum als ewiges Recht zuerkannt worden. Durch eine feierliche Weihe werden den Aaroniten die Vorrechte ihres Amtes mitgetheilt, aber bei jedesmaligem Eintritt in das Heiligthum müssen sie sich von Neuem weihen durch Abwaschung; ihr Körper muß ohne Gebrechen, ihre Ehe rein, ihre Speise heilige Speise seyn. Sie haben als Vorrecht den Dienst am Altare, auf welchem sie die Opfer darbringen, und sie versöhnen das Volk mit dem Blute der Opferthiere. Diese Auszeichnung des Aaronitischen Geschlechtes läßt der gesetzliche Mythus durch ein Wunder bestätigt werden, und die Israeliten, welche sich eigenmächtig die Rechte des Priesterthums aneignen wollten, läßt er durch ein wunderbares Strafgericht umgerettet werden.

Auch die Priester nähren sich vom Tische des Herrn. Ihnen gebühret als Antheil die Brust und die rechte Schulter der Opferthiere, mit Ausschluß der Brandopfer; ihnen gehörten die Erstlinge des gesammten Volkes an Menschen, Vieh und Früchten, die letzteren in natura, während die erstgeborenen Kinder durch Geld müssen gelöst werden; endlich fällt ihnen der Zehnte zu von dem Zehnten, welchen die Leviten an sie abzugeben haben. Auf diese Weise wird dafür gesorgt, daß dem Priesterstande auch durch ein sehr reichliches Einkommen, der äußere Glanz gesichert werde, welchen er in einem theokratischen Staate nothwendig behaupten muß; dagegen sind den Priestern nicht, wie den Leviten, eigene Wohnstädte angewiesen, sondern sie haben

*) 4. M. 1. 53 — 54. III. 5. 8. XVIII. 1. III. 6. 9. 5. M. XXVII. 30 — VI. 9. M. XXXV. 1 — 8. 5. M. XII. 12 XXVI. 12 — 15.

über Mahnung zu nehmen am Orte des Heiligthums. *)

Der Hohepriester endlich, an der Spitze des Priesterstandes, vereinigt in seiner Hand die volle Gewalt der verschiedenen priesterlichen Würdenschaft. Er allein darf einmal im Jahre, am Versöhnungstage, in das Allerheiligste eintreten, um dort, mit dem Blute des Sündopfers, die Sünden des gesammten Volkes, der Priesterschaft und auch die eigenen zu sühnen. Er allein trägt das heilige Brustbild mit den Urim und Thummim (Licht und Recht), in welche symbolischen, wahrscheinlich von den Aegyptischen Priestern entlehnten, Zeichen, der Empfang der göttlichen Orakel gebunden ist. Auch seine Weihe ist ausgezeichnet; er allein empfängt sie durch das heilige Salböl, er ist der einzige Gesalbte (מָשִׁיחַ) unter den Priestern. Darum muß er sich aber auch durch eine ganz besondere äußere Heiligkeit auszeichnen. Keine Trauer, auch um Vater und Mutter nicht, darf ihn entweihen, er ist an das Heiligthum gebunden, und nur eine noch unberührte Jungfrau darf er sich zur Gattin erwählen. **)

Uebergehen wir nun die einzelnen Symbole in dem Schmucke des Heiligthums und in den heiligen Gerätschaften, deren Deutung, so wie die Nachweisung ihrer theokratischen Beziehung, uns zu tief in die Alterthümer des Volkes hineinführen würde, so tritt uns die theokratische

*) s. M. XXVIII. 9. s. XXIX. 9. 4. M. XVIII. 9. 8. M. XVIII. 8. 8. M. I — VII. vergl. 4. M. XVIII. 3. 7. IV. 17 — 19. 8. M. XXI — XXII. 26. s. M. XXIV. 1 — 26. 5. M. VIII. s. M. XXX. 17 — 21. 4. M. XVII. 1 — 15. XVI — XVIII. 8 — 11. s. M. XVIII. 27. 28. 4. M. XVIII. 19 — 19 26. 28.

**) 3. M. XVI. 30. 31. 4. 16. 18 — 19. 24 — 26. vergl. Hebr. IX. 7. s. M. XXVIII. 15 — 20. vergl. Kalkbi Par. Hier. XIV. 24. Diod. Sic. I. 96. 5. M. XXII. 9 — 7. 3. M. VIII. 10. XXI. 10 — 15.

ihre Demokratie zunächst wieder entgegen in der Auffassung des ganzen Staatsverhältnisses, so wie in den Grundgesetzen des Staates. Wir finden sie nämlich zuvörderst darin, daß der Art nach das Recht des Besitzes von Liegenschaften begründet wird. Dieses Recht nämlich fließt sich weder auf gewaltsame Eroberung noch auch auf vertragsmäßige Abtretung, sondern es wird abgeleitet von einem Geschenke des unsichtbaren Herrschers, welcher, da er der Herr der ganzen Erde ist, seinem Volke eben dieses Land zum Besitzthume angewiesen hat. *) Aber auch der Besitz selbst ist lediglich von der Theokratie abhängig; denn er geht verloren, sobald die theokratischen Grundgesetze nicht beobachtet werden. 3. M. XXVIII. 63. 64. Diese sind folgende:

1) Die Entlegung von der Abgötterei und dem Götzendienste. 2. M. XX. 3. 5. 3. M. IV. 3. 9. 15. 19
2) Die strenge Absonderung von Nachbarn, vorzüglich von den alten Landesbewohnern, 2. M. XXIII. 27. 32. XXXIV. 12 — 16. 5. M. VII. 1 — 5. XXIII. 4 — 8.
3) Die Annahme der Beschneidung, um das Bürgerrecht in Israel zu erhalten, 2. M. XII. 43. 48. 3. M. XII. 3.

Die höchste Staatsgewalt vereinigte anfänglich Moses in seiner Person, als der Mittler, oder das Organ, durch welches der unsichtbare König seinen Willen kund gibt, so daß sein Ausspruch im theokratischen Sinne als königlicher Befehl gelten mußte. 3. M. XXXIV. 30 — 32. Er aber selbst trägt die gesetzgebende Gewalt über auf den Hohenpriester, welchem der göttliche Wille durch das Urim

*) 3. M. XXXII. 8. 9. Ueber die wirkliche Beschaffenheit des Landes siehe noch oben zum Pentateuch 4. M. XIV. 24. XXV. 4. 5. M. VIII. 7. so wie die Abhandlung „Land Jehovah's" Bd. V. pag. LXXV. u. f.

und Theokratie sind wird, 4 M. XXVII, 21.; die weltliche Obergewalt er dem Josua, welcher, ohne wegen seiner Trennung der Gewalten, von dem Hohenpriester Eleazar sie sich machte, 3. M. XXVII, 15 — 23. 5 M. XXXIV, 9. Jedoch wird schon der Hebräerrichter noch eine freiere theokratische Mittelgewalt, welche sie, selbst an das Gesetz und Theokratie gebunden, Propheten ausüben, privatlich geübter, und ihre Rechtssprüche selbst nicht weniger als göttliche Befehle gelten und streng beobachtet worden, 5. M. XVIII, 18. 19.

Es ist also der Staat, nach dem Willen des Obergesetzes, auch dem Geiste seiner Verfassung nach, ein priesterliches Königreich, da der oberste Priester der Theokratie neuer und ausdrücklicher Stellvertreter ist, 3. M. XXVIII, 9 — 11., obwohl hier die Offenbarung seiner Befehle nicht an die Person bestimmte אורים binden, sondern sich auch noch Verfassung nach freier Wahl erwählt, welches es hierhin mittheilt. Diese theokratischen Verordnungen nun wurden von Josua nur zum Theile benutzt, da verhältnisse nicht immer abhängig von der priesterlichen Mittelgewalt handeln, Jos. 9, 14., und sie verhalten gleichsam in dem Zeitraume der Richter, während dessen eine Art von Staatsverfassung, ohne feste theokratische Mittelmacht der Obergewalt, gebräuchlich zu sein scheint. Denn nur Ausnahmsweise rufen einzelne Männer, durch Ueberlegenheit des Geistes und Körpers, diese Obergewalt in Zeiten der theokratischen Noth an sich und diese sie scheinen unabhängig von einer priesterlichen Mittelgewalt und, indem sie nur mittelbar über den Willen des theokratischen Regenten, wie die Propheten, befragt worden. z. B. Richter, VI, 36. VII, 3. 4. 9. Erst unter Eli und Samuel scheinen wir die volle theokratische Mittelgewalt wieder in den Händen des Hohenpriesters, aber auch schon unter dem letzteren erfolgt die Einführung des Königthums, gegen die theokratische Grundgesetze 1. Sam. VIII, 7.

[illegible] [illegible] [illegible] [

[illegible]

[illegible] [illegible] [illegible] [

Wenn durch Wiederholung in der Erscheinung, auch diese wirkliche Erklärung klarer wurde und so der Erwartung einer vollkommenen hier, welche auch erfüllt wird, aber einen deutlichen Gegensatz, welchen die Wiederholung allein uns einer vollständigen Vergleichung fand und Sicherheit verschaffen wird.

Der Verfasser Gegenstand war keine gefährliche Lehrlinge und eigentlich mit einer der Deutschen Sprache, aber auch eine Sache, verwirklicht wurden, keine Kunst einer Deutsche Sachen wurde die Theorie vorzüglich und lehren war, Ihre wegen der Trennung der beiden Teile nicht so eine vollständige Vergleichung der Verfassen Indianer zu suchen, wenn auch einzelne Übungs in Form, wie Prüfen und Suche, sich in theoretischen Kenntnis verbinden machen. Daher kam es kam, und war in der Deutschen Sprachlehre auch die Wiederholung zu dem gründlichen, befestigenden Unterricht erhalten. Ein Schulbuch nach einem besseren Muster, wie die Methode war dem Inhalte der Theorien, befestigend in und der Trennung und vollständigen Stellung der beiden Teile enthalten, besonderen wurden, war es war einen der Übungen von Form und Wort, so sie sich passt in regelmäßige Sprachübungen kann soll. Denn in Form der Wort war der Deutsche ist es von Wichtigen enthalten, sich mit einer besseren Fertigkeit zu gewöhnen, und sich mit der richtigen Formen, ohne mit die deutlichen Teile sich anzueignen. Die allgemeine Lage der Teilen war eben bei den Schülern, bei der Trennung der Teile niemals recht glücklich. Daher Deutsch war sie kann auch kommt der Forderungen einen besseren Sinn, denn Wort, wenn eine die eigentümliche Verschiedenheit meiner Teilen bestimmt, vorherrschend als Wort einen Theorien kennenlernen machen, indem es sich, so ihm und Gegenteil zu Stelle hatte gewonnen, auch bei seinen Nachbarn in die Intensität nicht aufgehen konnte. Die besseren Formen der Dinge,

eines Verbrechens der Thatsache, welche gewiß den Schmerz
der Menschen am empfindlichsten erregen? Diese
Strenge scheint viele Verfasser in den Fehler der Übertreibung auch in dem, dem Todesstrafe entgehenden, Verbrechen. Die Lage gewisser übelgesinnten Subjekte der Gesellschaft, welche man in dem vorigen, oder in den Abschnitten §. XXVII. 1 — 11. und §. XXVIII. 1 — 11. versetzt, glaubte man nur auf die Zukunft übertragen zu dürfen, um den Fall von dem Verbrechen der Lage in einem gewissen verbesserten und glücklichen Gesichtspunkt zu setzen, von welchen wichtigen Gründen man, da die Verbrechungen des Gesetzes zu Verordnung der Todesstrafe Ursachen gefunden waren, abbringt die Hoffnung liegen durfte. Es war nachweislich aus vielen Quelle hergeflossen, wenn man eine Lage Verbrechen der Person, einen schädlichen Betrieb und Handel über Güter der Leben, eine angewandte Verwendung der Verbrechen, denen einen beschädigten inneren Frieden und gänzlichen Aufgang der Leute und den schädlichen Mord der Mörder und die Verbrechen der Natur zu Lage in dem Zustande der Dinge zu suchen soll verursachen, in welchen Gott seine Ordnung in Hand die innere weise aufgeschlossen haben. Wenn sich aber kann die wichtige Hoffnung entdeckt, daß die Verordnung Ursache sich unter allen Völkern verbreiten werde, so könne man suchte auf die Verbrechungen gegründet zu haben, welche aus den Einwendungen, Abraham und Noah erhalten werden sind: daß in ihren Verbrechungen alle Völker seinen gesegnet werden. Wie Noah seine Strafen dagegen die zum Fluche verdammen, als Gottes mit den verbrechenden Völkern in Handelsgeschäfte eintrat, so braucht sich auch die Natur Hoffnung seinen, daß durch solche durchgreifende Übung, Grundlage Abraham, sich die Gesinnungen aller Völker verbessern werden, und in diesen Zeit war es auch, wie man andeutig. Die einen Lagen

von den Thoren zu sammeln und zu überliefern. Andere Gelehrte aber, welche als Beweis jener Hoffnungen schöne gefunden haben, suchen den bereits Begeisterten, schärfen die Hörerlich nachweisen lassen; denn die bekannten Stelle der zweiten Schöpfungsurkunde, welche man hinter prg. redet nur von einer Heimsuchung gewissen der Menschen und der Schlange, welche die Frage im eigentlichen Sinne als den Messias betrachtet, und in dem Protevangelio 1. M. XVIII. 15. wird nicht ein einzelner Treffen, sondern es werden eben die Propheten überhaupt verstanden. Weil aber bereits man Ephesier die Juden, welche Paulus für sein Christenthum erhalten hatte, und welche über seinen, in einer anderen Beziehung, berufen werden mußten, zu der bekümmerten Hoffnung, daß die alte Tempelstadt in dem neuen Gottesreiche wieder aufleben und für Heidenvölker sein werde. Paulus schien auch ein altes, wahrscheinlich auch verbreitetes, Weissagen zu sein, in welchem der Stammvater Juda seinen Segen über die zwölf Söhne aussprach, und es von Juda, dem Stammvater des Davidischen Königshauses, also heißt:

Nicht weicht der Scepter von Juda,
Noch der Herrscherstab von seinen Füßen,
Bis komme wer noch Schiloh heißt,
Und auf ihn (den Stamm Juda) hoffen die Völker —

Das Heiligthum kann ich bezogen zu Ezech 1. Chron. IV. 4. und der Psalter will sagen: so lange man das Heiligthum besitze, also für beständig, werde die Herrlichkeit bei diesem Stamme verbleiben. Da man nun auf viele Weise in der prophetischen Theokratie die Davidische wiederkehren sah, so regte es sich von selbst, und man auch die Weissagung, welche man an David als Hervorhebung bezogen hatte, auf den aber die prophetischen Davidus übertrug, und den theokratischen Gottesstaat [illegible] gewiss von Juda gewissermaßen.

Sobald man von dem Inhalt dieser Idee, oder die einzelnen Züge, welche ihm eigenthümlich sind, allein betrachtet, fällt sogleich ein wesentlicher Unterschied, welcher in Beziehung auf die gewissen den Richtern und den Propheten statt findet, in die Augen. Obwohl nämlich bei den Richtern sich die Erwartung nur als Hoffnung und fromme Wunsch aus, so nimmt sie bei den Propheten die Form bestimmter göttlicher Verheißungen an, und wird in Verbindung eingekleidet; hatten sich bei den Richtern die Züge allgemein und unbestimmt, dergestalt, daß die Erscheinung des theokratischen Gottesstaates auch nicht einmal an das Davidische Haus, geschweige denn an einen einzelnen Daviden angeknüpft wird, so erhalten sie bei den Propheten nicht nur eine größere Bestimmtheit, sondern die Erscheinung wird auch mit Gewißheit an die Davidische Familie, ja an einen einzelnen Daviden gebunden. In den ältesten Liedern der Art wird die allgemeine Hoffnung ausgesprochen, daß von hier aus sich die allgemeine Gottesverehrung verbreiten (Ps. XXII. 28. §. 1 und Jerusalem die Hauptstadt der Völker sein werde, Ps. LXXXVII., die auch in den Liedern auf den Verbannung wiederkehrt, z. B. Ps. CII. 16. 23, hier aber sich mit der Erwartung einer Rückkehr aus der Verbannung eng natürlich verbindet Ps. LXXXV. 2—14. CXLIV. 11—15. Daß solche Hoffnungen an das Davidische Haus oder einen Daviden geknüpft werden, fällt sich aber nicht verkennen, obwohl in Huldigungsanreden, welche an einen bestimmten Davidischen König bei seiner Regierungsantritte gerichtet werden, ähnliche Hoffnungen von der Verherrlichung seiner Regierung als Selbstverständlichkeiten vorkommen, welche in den Königsliedern Ps. II. XLV. LXXII. CX. die wahrscheinlich sämmtlich an Salomo gerichtet worden, der Fall ist. So findet man denn u. a. gründet, daß der neue König seine Herrschaft über alle Feindlichen ausdehnen werde, Ps. XLV. 5. LXXII. 10. 11. und man hegte durch einen göttlichen

Prophetenspruch verkündigt werden läßt, Ps. II. 8. 9.; daß der Thron des Königs ewig bestehen, oder seine Dynastie nicht enden werde, Ps. XLV. 7. LXXII. 5. 17.; ja daß er die königliche mit der Priesterwürde verbinden werde, weil man von einer solchen Einheit der theokratischen Gewalt das Glück des Staates zuversichtlich erwartete, Ps. CX. 4.; auch ist es nicht unerwartet, in diesen Weissagungen den König einen Sohn Gottes (Ps. II. 7.) oder auch Gott (Ps. XLV. 7.) benannt zu finden, um ihn als Muster eines theokratischen Regenten, als vollkommenen Stellvertreter Gottes zu bezeichnen. Alle diese Lieder verrathen auch nicht die mindeste Spur, daß sie von einem noch zu erwartenden Könige verstanden seyn wollen. Sie richten sich durchaus an einen schon gegenwärtigen, welchen der Dichter schon bestimmt vor Augen, dessen Regierung schon ihren Anfang genommen hat, und ihr Inhalt wird am besten mit den Hoffnungen verglichen, welchen später die Hilkia die Regierung angetreten, als der Prophet Jesaja öffentlich, Jes. XXXII. 1—8. Indeß mögen auch diese früheren Huldigungslieder in der Folge den Propheten als Quelle gedient haben, aus welcher sie die Züge zu ihrem idealischen Gottesknige hernahmen.

Diese sind nun bei den früheren Propheten noch eben so allgemein und unbestimmt als bei den Dichtern, und es läßt sich beinahe Schritt für Schritt nachweisen wie sie allmählig, im Fortgange der Zeit, einen bestimmteren Charakter gewannen. Bei dem ältesten Propheten, Joel, tragen sie zwar von der einen Seite ein sehr reines, geistiges Gepräge; denn es wird eine Theokratie verheißen, in welcher die göttliche Offenbarung allgemein herrschen werde, so daß alle Israeliten, nicht bloß, wie früher, die Priester und Propheten, alsdann als Gottvertraute und Gottbegeisterte erscheinen III. 1. 2., daran schließen sich jedoch die sinnlichen, obwohl aus dem Segen des Gesetzes entlehnten, Erwartungen von einem allgemeinen göttlichen

Strafgerichte über die Heiden und einer üppigen Anechtbarkeit des Landes. Amos, welcher sodann folgt, hält zwar gleichfalls an solchen, aus dem Gesetze bekannten, Schilderungen der Glückseligkeit fest, so wie er auch, indem er die wirkliche Erscheinung des Gottesstaates bedingt seyn läßt, durch die Reinigung des Volkes von Sünden, IX. 8 — 10. nur dem richtig verstandenen Sinne des Gesetzbuches gefolgt ist; aber abweichend könnte es, wenigstens auf den ersten Blick dünken, wenn er IX. 14. 15. das Eintreten der Theokratie mit der Rückkehr des Volkes aus der Verbannung verbindet, da doch eine solche zu seiner Zeit noch nicht statt fand, indem die Hinwegführung einzelner Gefangenen von den Feinden, worüber schon Joel III. 11. Klage führte, nicht als eine Verbannung des Volkes vom vaterländischen Boden angesehen werden konnte. Indessen muß man bedenken, daß schon der Fluch des Gesetzes eine Zerstreuung des ganzen Volkes unter die Nachbarn als Strafe angedroht hatte, 3. M. XXVI. 33. 5. M. XXVIII. 64. Diese Stellen des Gesetzbuches brauchen keineswegs erst nach der wirklich erfolgten Zerstreuung niedergeschrieben zu seyn; denn gerade wie die zuvor angedrohten Landplagen nicht alle, und noch weniger in dem angegebenen Grade, schon wirklich eingetreten, sondern frei gewählt waren unter solchen Unglücksfällen, von welchen jene Gegenden vor andern pflegen heimgesucht zu werden, als da sind: Dürre, Hungersnoth, Pest, Aussatz, Raubthiere, Heuschrecken; so konnte auch die letztere Drohung aus der Asiatischen Kriegessitte, überwundene Völker in fremde Wohnsitze zu versetzen, eben so wohl ohne wirklich Statt gefundene Versetzung, entlehnt werden. Da nun der Prophet gerade diesen Fluch des Gesetzes zuvor angedrohet hatte IX. 10., so konnte er die bessere Theokratie nicht früher eintreten lassen, bis die Rückkehr aus der Verbannung erfolgt war. Wenn er aber, was wir bei Joel noch nicht wahrnehmen, auch die Hoff-

nung einer Wiederherstellung der Davidischen Familie aus-
spricht in den Worten: In jener Zeit wird Gott die ge-
fallene Hütte Davids wieder aufbauen, wie in den Tagen
der Vorzeit IX. 11., so müssen ihm dabei die dem David
ertheilten Verheißungen vorgeschwebt haben. Diese bei-
den Züge nun, Rückkehr aus der Zerstreuung und Davi-
dische Herrschaft, werden bei den folgenden vorzugsweise
ausgebildet, und erhalten eine immer bestimmtere Gestalt.
Bei Hosea, dem zunächst im Reiche Israel Folgenden,
welcher die Zerstreuung gleichfalls als Strafe angedrohet
hatte, IX. 3. X. 10. XI. 5., wird die Rückkehr bereits mit
dem Auszuge aus Aegypten verglichen, und demnach als
eine gar wunderbare und herrliche gedacht II. 14. 15. XI.
10. 11.; die Wiederherstellung der Davidischen Herrscher-
familie III. 5. verbindet er mit der Aussicht auf eine Wie-
dervereinigung des gesammten Volkes unter Einen Herr-
scher I. 11., wobei man sich vergegenwärtigen muß, daß
die unheilbringende Trennung der beiden Reiche dem Sa-
lomo als göttliche Strafe war gedrohet worden, 1. Kön.
XI. 11 — 13. also in der vollkommenen Theokratie, wo
die göttlichen Strafen überhaupt ein Ende nehmen, sich
unmöglich wieder einstellen konnte. Bei seinem Zeitgenos-
sen im Reiche Judah, dem Propheten Micha, finden wir
darauf zuerst IV. 10. Babel mit Bestimmtheit als das
Land der Verbannung angeführt. Wir lesen nämlich Je-
saja XXXIX. 3 — 7., daß um diese Zeit, unter Hiskia,
eine Gesandtschaft aus Babel angelangt sey, vor welcher
der König unverständig und ruhmredig mit seinen Schäz-
zen geprunkt habe, wofür der Prophet Jesaja seinen Nach-
kommen eine Auswanderung in eben dieses Land ankün-
digte. In dieser Thatsache sehen wir zugleich die Quelle
aus welcher sich unserm Propheten jene bestimmte Kunde
vom Lande der Verbannung so frühzeitig schon er-
geben hatte. Die Rückkehr aus der Verbannung erfolgt
sodann, bei der Wiederherstellung der Theokratie, im Ste-

geszuge; ſie iſt ein Wunder, wie der Auszug aus Aegypten, II. 13. IV. 13. VII. 15., und ſie iſt verbunden mit der Wiedervereinigung der Zerſtreueten zu Einem Volke, IV. 6. 7. 12. II. 12. An jener ſiegreichen Heimkehr des Volkes erkennen die Ausländer die Macht ſeines Gottes, VII. 12. 16. 17., deſſen Verehrung ſodann von Zion aus ſich allgemein verbreitet IV. 1 — 3. Dieſes Orakel von allgemeiner Verbreitung der Gottesverehrung von Zion aus, welches unſer Prophet mit Jeſaja II. 1—4. gemeinſchaftlich hat, ſcheint Bruchſtück zu ſeyn aus der Rede eines ältern Propheten, welche beide benutzten, ſo wie daſſelbe auch, ſeinem Geiſte nach, den älteren, allgemeinen Erwartungen entſpricht. Aber am bemerkenswertheſten iſt bei Micha, daß er die idealiſche Theokratie nicht nur, wie ſchon Amos und Hoſea gethan hatten, an das Davidiſche Haus, ſondern ganz beſtimmt an einen einzelnen Davididen anknüpft, deſſen Abkunft, Geburtsort, Geburt u. Herrſchergaben er vollſtändig angiebt. Dieſer zukünftige Herrſcher (מוֹשֵׁל) nämlich ſoll in dem Judäiſchen Bethlehem geboren werden, einem unbedeutenden Orte, nicht volkreich genug, um eine Chiliade zu ſtellen, aber der alte Stammort Davids, 1. Sam. XVII. 12., und daher zu ſolchem Vorzuge auserſehen. Sein Geſchlecht ſtammet her aus den Tagen der Vorwelt (מִימֵי קֶדֶם); denn das Davidiſche Haus wußten die Geſchlechtstafeln bis auf Judah, und durch dieſen bis auf Adam zurückzuleiten, 1. Chron. I. II. 1 — 15. Heißt es aber ſodann, „er werde erſcheinen zur Zeit wann die Gebärerin gebieret," ſo ſcheint es, als ob die Geburt ſelbſt in der geheimnißvoll klingenden Formel als etwas Wunderbares ſolle angedeutet werden. Da ferner derſelbe ſein Volk mit göttlicher Kraft und Majeſtät weiden wird, ſo finden wir, daß ihm auch bereits göttliche Prädicate beigelegt werden. Auch das bildliche, und ſchon früher von den Dichtern gebrauchte,

weiden für regieren, ist in dieser Verbindung nicht zu übersehen, denn es entwickelt sich daraus die, bei den späteren Propheten ausgeführte, Vergleichung des idealischen Gotteskönigs mit einem guten Hirten. Wenn aber endlich seine Herrschaft sich bis an die Enden der Erde ausdehnen, Friede unter ihm Statt finden, und er die Feinde besiegen soll, so sehen wir hier, wie Einzelheiten, welche früher von dem zukünftigen Zustande der Dinge überhaupt gelten, an die Persönlichkeit des zukünftigen Herrschers angeknüpft werden, und dadurch allerdings auch eine festere Haltung gewinnen. An Micha schließen sich eben sowohl der Zeit, als auch dem Geiste der theokratischen Hoffnungen nach, zunächst die ächten Bestandtheile des Buches Jesaja. Bei diesem Propheten läßt es sich besonders deutlich zeigen, wie seine idealischen Erwartungen sich an den jedesmaligen Zeitverhältnissen bildeten, ja durch dieselben bedingt wurden, und sie müssen, vornehmlich aus diesem Grunde, streng nach der Zeitfolge betrachtet werden. Nachdem er sich nämlich früher nur einen ältern, auch bei Micha benutzten, Ausspruch der Art von allgemeinem Inhalte angeeignet hatte, erweckt, unter Ahab, die gegenwärtige Noth des Reiches Judah, welche durch den kriegerischen Einfall der verbündeten Könige von Syrien und Israel war herbeigeführt worden, bei ihm die Hoffnung, daß die vollständige Befreiung durch die Erscheinung des idealischen Gotteskönigs werde bewirkt und mit der Wiederherstellung der Theokratie verbunden seyn. Wir haben es aus diesen Verhältnissen zu erklären, daß der Blick des Propheten bei dem Ausspruche VIII.23. — IX. 4. zuvörderst auf die Stammländer Sebulon und Naphtali gerichtet ist. Diese Bezirke, an den Nordgränzen gelegen, und einen Theil Galiläas bildend, waren von jeher den Kriegeszügen der fremden Völker am meisten ausgesetzt gewesen, und, was davon eine Folge war, zugleich auch der Vermischung mit denselben und der Hin-

neigung zum abgöttiſchen Dienſte, und ſie galten aus dieſem Grunde bei dem Volke als die verächtlichſten Theile des Staates. Ein beſonders hartes Schickſal aber hatte ſie gerade in dieſen Zeiten betroffen; denn unter Pekach hatte der Aſſyrer Tiglath-Pileſſar dieſe Gegenden verheeret, und die meiſten Einwohner gefangen fortgeführt, 2. Kön. XV. 29. Aber der Troſt der zukünftigen Theokratie wird gerade den Armen und Niedrigen des Volkes, nach der Hoffnung des Propheten, vorzugsweiſe zufließen. Sebulon und Naphtali, das Volk des Druckes und der Verachtung, das Volk, welches im Dunkel ſchmachtet, dem Elende Preis gegeben iſt, wird das Licht, die Seligkeit der beſſeren Zeit vornehmlich ſchauen!

Als ſodann im ſechsten Jahre des Hiskia der Untergang des Reiches Iſrael und die Verbannung ſeiner Mitbürger wirklich eingetreten war, überließ ſich zwar der Prophet der Klage über den Fall des Schweſterſtaates in einer Reihe von Liedern XXIV—XXVIII., ihn zugleich als Warnung für das noch übrige Reich Juda benutzend, aber daneben auch der Hoffnung einer, mit einer allgemeinen Verehrung Gottes zu Jeruſalem verbundenen Wiedervereinigung des Volkes, die ſich indeß ganz im Unbeſtimmten und Allgemeinen hält XXVII. 12. 13. Zu großen theokratiſchen Hoffnungen ſchien zunächſt die wunderbare Errettung Jeruſalems von dem Angriffe des Aſſyrers Sanherib im XIV. Jahre des Hiskia zu berechtigen. Wirklich verbindet auch der Prophet mit der Ankündigung dieſer Befreiung die Ausſicht auf eine alsdann ſofort eintretende Wiederherſtellung der Theokratie, welche als ein ganz idealiſcher Zuſtand der Dinge, als eine goldene Zeit der urſprünglichen Unſchuld und des erſten Friedens geſchildert wird, in welcher die ſchädlichen und feindſeligen Kräfte aus der Natur überhaupt verſchwinden, und Gotteserkenntniß in reicher Fülle herrſchend iſt, XI. 1 — 16.

Wahrſcheinlich in dieſelbe Zeit, veranlaßt durch eine verunglückte Unternehmung Sanheribs auf Aegypten, fällt

das Orakel über dieſes Reich, in welchem ihm eine wundervolle Befreiung durch Jehova verheißen wird, C. XIX. Die Einwohner werden dadurch zur Verehrung deſſelben bewogen werden; fünf Städte, unter welchen Eine den ſymboliſchen Namen עִיר הַהֶרֶס Stadt der Errettung trägt, reden die Sprache Canaans und ſchwören bei Jehova, d. h. ſie nehmen die religiöſen Grundſätze der Hebräer an; aber bald verbreitet ſich die Verehrung allgemeiner, Aegypten und Aſſyrien bringen Gott Geſchenke dar zu Jeruſalem, und er erkennt ſie für ſein Volk, für das Werk ſeiner Hände. Hier ſehen wir einen einzelnen Zug in den theokratiſchen Hoffnungen, die allgemeine Verbreitung der Gottesverehrung, an eine beſtimmte Thatſache, die Befreiung Aegyptens von den Aſſyrern, mit Gewißheit angeknüpft. In der Folge, unter den Ptolemäern, als die Helleniſten, in Alexandrien übermächtig geworden, unter Onias ihren eigenen Tempel zu On oder Heliopolis erhielten, erblickten ſie in dieſem Ereigniſſe die Erfüllung der prophetiſchen Weiſſagung. Joseph. Arch. XIII. 3. In anderen Jeſajaniſchen Ausſprüchen der Art, wie XXIX. 18 — 24. XXX. 18 — 26. XXXII. 15 — 20., halten ſich die Erwartungen unbeſtimmter, und ſie erſcheinen beinahe nur als prophetiſche Umarbeitungen vom Segen des Geſetzes. Wir leſen hier wieder, daß Gott in der neuen Theokratie vorzugsweiſe ſich der Armen und Bedrängten im Volke (עֲנִיִּים die πτωχοὶ des N. T.) annehmen werde, XXIX. 19., und wenn geſagt wird, daß er dem Volke alsdann Lehrer ſenden werde, welche es auf den rechten Weg leiten ſollen, XXX. 20. 21. und daß er den Geiſt der Höhe (den Gottesgeiſt) über daſſelbe ergießen werde, XXXII. 15., ſo erſcheint hier wieder die geiſtige Seite jener Hoffnungen, welche ſchon bei Joel wahrgenommen wurde.

Betrachtet man ſodann das theokratiſche Königsideal bei dieſem Propheten, ſo findet man es mit aller Maje-

ſtät einer göttlichen Erſcheinung ausgeſtattet. Dieſer ideale Gottesköniq iſt ein Davide, ein Sprößling aus der Wurzel Iſais XI. 1. Seine Geburt iſt ein Wunder, eine Jungfrauengeburt, VII. 14. Um dem zweifelnden Ahas ein Zeichen der nahen Errettung von den Feinden zu geben, wird er von dem Propheten auf die nahe bevorſtehende Geburt der Jungfrau (עַלְמָה) verwieſen. Daß aber der ſo wunderbar Erzeugte als der theokratiſche Herrſcher gedacht werde, liegt theils in dem Namen Immanuel angedeutet, welcher ihn als eine göttliche Erſcheinung Θεάνθρωπος bezeichnet, ſo wie er ſpäter IX. 5. אֵל גִּבּוֹר ein Gottesheld genannt wird, theils in der Stelle VIII. 8., wo der Staat ein Land Immanuels genannt wird, eben als ob der wunderbar erzeugte ſein Beherrſcher ſey; dazu kommt denn, daß ſchon Micha von der Geburt des Gottesköniqs auf eine geheimnißvoll dunkle Art geredet hatte, und daß unſer Prophet ſelbſt IX. 5. ſich von ihm ſo ausdrückt: ein Kind (יֶלֶד) iſt uns geboren, ein Sohn (בֵּן) iſt uns gegeben. Wozu dieſe ungewöhnlichen, niemals wiederkehrenden Bezeichnungen deſſelben durch Kind, Sohn, wenn nicht der Prophet zurückweiſen wollte auf die kurz zuvor VII. 14. angedeutete wundervolle Geburt deſſelben? Man darf endlich auch die zahlreichen Analogien des Alterthums, welches Götter und hohe Helden von reinen Jungfrauen, ohne Zuthun eines Mannes, geboren werden läßt, nicht überſehen. Das einzig Scheinbare, was man dagegen erinnern könnte, daß nämlich die Geburt dieſes Immanuel als nahe bevorſtehend geſchildert werde, kann, bei einer Bekanntſchaft mit der Art der prophetiſchen Ausſprüche, nicht auffallend erſcheinen. Die Erſcheinung des theokratiſchen Ideales wird nämlich von den Propheten unmittelbar an die Errettung aus der gegenwärtigen Noth angeſchloſſen, dieſe aber iſt dem Propheten

ſo gewiß, daß er ſchon die Jungfrau ſchwanger ſieht, welche den wunderbaren Retter gebären ſoll, gerade wie er auch an einer andern Stelle die Schilderung des theokratiſchen Herrſchers (XI. 1—5.) unmittelbar an die Befreiung von dem Aſſyrer Sanherib (X. 28—32.) anknüpfte. Daraus entſtanden denn in der Folge natürlich Klagen über Verzögerung der göttlichen Verheißungen, wie wir ſie Ezech. XII. 22. leſen. Eben ſo wunderbar, als die Ankunft dieſes neuen Königs auf der Erde, wird uns aber auch ſeine ganze Perſon von dem Propheten geſchildert. In dem Abſchnitte IX. 5. 6. erſchöpft er ſich in ehrenden Beinamen deſſelben, welche ihm göttliche Attribute beizulegen ſcheinen, und XI. 1 — 6. läßt er den Gottesgeiſt in ſeiner größeſten Fülle auf demſelben ruhen. Es wird uns mit Einem Worte nicht mehr ein menſchlicher König, ein Davide, wie er geweſen war, oder doch menſchlich erſcheinen konnte; es wird uns die Erſcheinung des Göttlichen ſelbſt in einer Incarnation, in der menſchlichen Geſtalt eines Daviden angekündigt!

Das theokratiſche Gemälde der Zukunft bei Zephanja III. 9—20, welcher zunächſt, in der früheren Zeit des Joſia, ſich anſchließt, giebt die erſten unbeſtimmten und allgemeinen Züge, wie ſie ſchon bei Joel und in den Dichtern hervortreten, und hält ſich nicht an die beſtimmtere Hoffnung einer Wiederherſtellung des Davidiſchen Hauſes: doch verdient es Bemerkung, daß die Ablegung des Nationalſtolzes, Demuth, Wahrhaftigkeit und Redlichkeit als ſittliche Züge in dem Bilde der zukünftigen theokratiſchen Mitbürger hervorgehoben werden. Die Wirkſamkeit ſeines Zeitgenoſſen, Jeremia, erſtreckte ſich durch eine verhängnißvolle Zeit; denn er erlebte noch die Zerſtörung der heiligen Stadt, des Tempels, und die Verbannung des Volkes. Dieſe traurigen Schickſale führen ihn auf die Betrachtung des großen Ganges der Theokratie und ihrer endlichen Entwickelung. Ehe der Gottesſtaat kann errichtet

werden, müſſen zuvor läuternde Strafgerichte Gottes über alle Völker ergehen, durch welche ſie zur Bekehrung geführt werden, IX. 24. 25. XII. 14. XXV. 15. 38. L. 14. Mit der Reinigung und religiöſen Bekehrung der Völker III. 17. XII. 15 — 17. folgt alsdann auch ihre Wiederherſtellung und ihre Heimkehr in die alten Wohnſitze. XII. 15. und im Einzelnen XLVIII. 47. XLIX. 6. 39. Auch die Rückkehr des Iſraelitiſchen Volkes iſt bedingt durch ſeine Reinigung von Sünden und ſeine Bekehrung zu Gott, III. 14. 22 — 24. IV. 2. XXIV. 5 - 10. Die Heimführung ſelbſt wird mit dichteriſcher Begeiſterung ausgemalt XXXI. Sie iſt noch wunderbarer, als der Auszug aus Aegypten XXIII. 7. 8., überhaupt wird ſehr oft von ihr geredet III. 14. IV. 1. XXX. 2. 3. 8. 18 — 22. XXXIII. XLVI. 27. 28., ja es wird, für die Dauer der Verbannung mit Beſtimmtheit der Zeitraum von ſiebenzig Jahren angenommen, nach deren Ablauf die Rückkehr erfolgen werde, XXV. 11 — 14. XXIX. 10 — 15. Dieſe Zeitangabe ſcheint als runde oder heilige Zahl genommen werden zu müſſen, wie denn auch das wahrſcheinlich gleichzeitige, in das Buch Jeſaja eingeſchaltete, Orakel über Tyrus die Sklaverei deſſelben gleichfalls auf ſiebenzig Jahre anberaumt, XXIII. 15. 17. vergl. 2.Chron. XXXVI. 21. Sofort mit der Rückkehr, oder mit dem Ablaufe der ſiebenzig Jahre, nimmt ſodann, nach Jeremia, auch die neue Theokratie ihren Anfang. Die Zurückgekehrten wenden ſich zu Jehova, und ſchließen mit ihm einen ewigen Bund, der nicht vergeſſen wird, L. 5. vergl. XXXII. 40., ein neues Bündniß (καινὴ διαθήκη ברית חדשה) XXXI. 31. Dieſes Bündniß iſt ein Bund der Treue, das Volk trägt Gottes Geſetz unwandelbar in ſeinem Herzen; ein Bund der Gnade, Gott iſt ſeinem Volke gnädig und verleiht ihm ſeinen Schutz, er iſt ihr Gott, und ſie ſind ſein Volk; ein Bund der Erkenntniß, alt und jung ſind von Gotteserkenntniß erfüllt; endlich ein

Bund der Versöhnung, Jehovah vergiebet die Sünden des Volkes und gedenkt ihrer nicht mehr. XXXI. 33. 34. XXXIII. 8. L. 20.

Damit beginnen alsdann ganz neue Verhältnisse; Jehova schaffet Neues auf Erden XXXI. 22. Juda und Israel sind wieder vereinigt und ein köstliches Land ihr Antheil, das Volk vermehrt sich und ist fruchtbar, Stadt und Land werden wieder angebaut; bei dauerhaftem Frieden kehren Ernde und Familienglück wieder zurück; das Weib umgiebt wieder den Mann XXXI. 22. Unnöthig erscheinen jetzt die früheren theokratischen Symbole, auch die Bundeslade als Symbol der Gegenwart Gottes, denn der gegenwärtige Gott wird von allen Völkern anerkannt, III. 16. 17. An die Stelle der bösen Hirten endlich, welche früher das Volk irre leiteten, setzt Gott nun gute Hirten über dasselbe XXIII. 1 — 4. vergl. III. 15. Ein Majestätischer, ein Herrscher wird alsdann aus der Mitte des Volkes hervorgehen; denn Jehova erweckt dem David einen Sproß (צֶמַח), ihm und dem David, seinem Könige, welchen Gott erwecken wird, soll das Volk Gehorsam leisten, da er Recht und Gerechtigkeit, Heil und Frieden im Lande verbreiten wird. *) Der Prophet nennt diesen König „Jehova, unsere Gerechtigkeit," scheint ihn also, wie Jesaja, als eine Gotteserscheinung genommen zu haben. **) Ungewiß bleibt jedoch ob er sich dabei einen einzelnen Davviden, oder eine neue Davidische Dynastie gedacht habe, da seine unbestimmten Ausdrücke eher noch das Letztere als das Erstere voraussetzen lassen. In den, dem Zacharia beigegebenen, Orakeln eines früheren Propheten aus diesen Zeiten (IX — XIV) herrscht eine ähnliche Ansicht von dem Gang der zukünftigen Theokratie, als bei Jeremia.

*) XXX. 21. XXXII. 5. XXXIII. 15. XXIII. 5. 6. XXX. 9.

**) XXIII. 6. Jedoch bleibt sich der Prophet hier nicht gleich; denn XXXIII. 16. ist dieß Name des neuen Jerusalems.

Große, läuternde Strafgerichte ergehen zuvor über alle Völker, IX. 1—6. und über Israel insbesondere so scharf, daß zwei Drittheile des Volkes darin untergehen, und nur ein Drittheil geläutert daraus hervortritt, XIII. 8. 9. Sodann die allgemeine Bekehrung der Völker IX. 7. welche nun nach Jerusalem kommen, und dort das Fest der Hütten mitfeiern, XIV. 16 — 19. So wird ein allgemeiner Zug, die allgemeine Verehrung Gottes, in der Folge der Zeit immer mehr individualisiret! Aber auch für Israel erfolgt ein besserer Zustand; das Volk wendet sich zu Jehova, den es durchbohret, bitter beleidigt hatte XII. 10ff., und beklagt seinen Abfall; eine allgemeine Sündenvergebung erfolgt (es wird eine Quelle eröffnet für das Haus Davids und für Jerusalem gegen Sünde und Unreinigkeit XIII. 1.) Um des mit Blut geweiheten (Sinaitischen) Bündnisses willen, führt Jehova die Gefangenen siegreich heim IX. 11., und ertheilt ihnen doppelten Ersatz (12); Kriegesführer, Obersten, Helden gehen aus des Volkes Mitte hervor, X. 4 — 12. Alles wird alsdann Jehova geheiligt, bis auf die Schellen der Rosse, bis auf das Kochgeschirr, kein Unheiliger ist mehr im Hause Jehovas, XIV. 20. 21. Aber unnöthig erscheinen die früheren theokratischen Formen man braucht keine Propheten mehr, da Jeder ein Gottbegeisterter ist XIII. 1—6. Dann wird jeder Schwache im Volke ein Held seyn, wie David, das Haus Davids aber wie das Haus Gottes (die Engel), wie der führende Engel, welcher vor den Israeliten einherzog, XII. 8. Ein gerechter, aus dem Elende der Prüfung geretteter, und sanfter König ziehet in Jerusalem ein, auf dem friedlichen (zum Kriege unbrauchbaren) Esel, IX. 9. Auch sein Reich ist ein Reich des Friedens; Roß und Wagen und kriegerisches Schwerdt nehmen in ihm ein Ende, und mit seiner allgemeinen Herrschaft beglückt allgemeiner Friede die Völker. — Bei den nächsten Propheten, Habakuk und Obadja, haben sich nur sehr allgemeine theokratische Hoffnungen in

unsicheren Zügen erhalten; dagegen lebt die Schilderung des idealischen Gottesreiches wieder auf bei Ezechiel, und wird bei ihm mit großer Vorliebe behandelt. Außer den, schon aus den früheren Propheten bekannten, Zügen, verzeichnet er das Gemälde mit folgenden eigenthümlichen:

1) Er schildert den Jehova, in wiefern er das zurückgekehrte Volk wieder huldreich und gnädig regieret, unter dem Bilde eines guten Hirten, welches er vollständig ausführt, zuerst versammelt er die Heerde, führet sie dann zurück auf eine fette Weide, nimmt sich der Verirrten und Schwachen an, heilet die Verwundeten und Kranken, strafet aber auch die widerspänstigen Widder und Böcke. XXXIV. 11 — 22.

2) Die Wiederherstellung des Volkes schildert er unter dem Bilde einer Auferstehung der Todten XXXVII. 1 — 14. Früher schon hatte Jesaja ein politisches Wiederaufleben des Reiches Juda, aber nicht des zur idealen Theokratie unter demselben Bilde gezeichnet XXVI. 19. In diesen Stellen wird nun zwar nicht eigentlich von der Auferstehung der Todten geredet; aber der Gebrauch des Bildes setzt doch bereits die Bekanntschaft mit der Vorstellung selbst voraus.

3) Auch nach der Rückkehr läßt er noch einen furchtbaren feindlichen Ueberfall (Gog und Magog) erfolgen, und mit ihm die schrecklichsten Zeiten. Aber dieser feindliche Ueberfall ist nicht als ein Strafgericht Gottes zu betrachten, sondern er erfolgt bloß, damit Gott die Herrlichkeit seines Namens an der Vernichtung der Feinde offenbare, und erst nach diesem Kampfe beginnt die eigentliche Gestaltung der neuen Theokratie; C. XXXVIII. XXXIX. Diese Aussichten des Ezechiel sind deshalb merkwürdig, weil sich aus ihnen die spätere Vorstellung entwickelt, daß

große Kriege, Ueberfall mächtiger Feinde, mit Einem Worte eine schreckliche Zeit der Verdrängung die Juden von dem Herannahen der idealen Theokratie zurückschrecken würden.

4) Ezechiel entwirft einen vollständigen, und allen seinen Einzelheiten nach ausgeführten, Riß von dem Zustande der Dinge in der neuen Theokratie. Er schildert den neuen Tempel, wie nach einem vorliegenden Risse, seinen Theilen und allen deren Verhältnissen nach; den neuen Cultus und alle Verrichtungen der Priester, die neue Stadt, Jerusalem, ihre Größe, die Anzahl ihrer Thore u. s. w., so wie die neue Landesvertheilung, C. XL.—XLVIII.

Ueber den zukünftigen theokratischen Herrscher endlich drückt sich dieser Prophet eben so unbestimmt aus, als Jeremia; denn er läßt es unentschieden, ob er an eine Davidische Herrscherreihe, oder an die bestimmte Persönlichkeit eines einzelnen Daviden gedacht wissen wolle. XXXIV. 23. 24. XXXVII. 24. 25.

Aus den Zeiten der Verbannung ist dem Buche Jesaja ein Anhang von unbekannter Hand beigefügt worden, in welchem die Rückkehr der Verbannten als ein Triumphzug unter Gottes Anführung und als eine vollständige Erfüllung aller prophetischen Verheißungen hochgepriesen wird, XL. — LXVI. Bei einem solchen Gegenstande lagen die Hoffnungen von der Erscheinung der idealen Theokratie nahe, und es läßt sich erwarten, daß sie häufig verübet werden. Indeß würde es überflüssig seyn, dieses, obwohl sehr vollständige, Gemälde hier aufzustellen, da es beinahe Zug für Zug mit den früheren Ausführungen übereinkommt, und nur das mag bemerkt werden, daß die neue Theokratie durch die Formel „ein neuer Himmel und eine neue Erde" LXV. 17. eigenthümlich bezeichnet wird.

um so die neue Weltordnung, welche mit ihr eintreten werde, recht eigentlich anzudeuten. Schwierig dagegen und häufig im Streit gezogen ist die Entscheidung der Frage, ob dieser unbekannte Prophet auch den idealen Weltenkönig erwähne; denn obwohl er in einigen Stellen, Jehova ausdrücklich allein regieren und Alles ausführen läßt, LII. 7. LIX. 20., so erwähnt er doch in andern einen Knecht Gottes, in welchem man eben den idealen König hat erblicken wollen.

Wäre nun diese Deutung die richtige, so hätten wir alsdann bei ihm eine, allen Propheten unbekannte, Verkörperung von einem idealen Weltenkönige, welcher durch Leiden zur Herrlichkeit gelangt, und für die Missethaten seines Volkes büßet. Dagegen spricht jedoch der herrschende Sprachgebrauch, nach welchem der Prophet mit dem Ausdrucke Knecht Gottes auf eine deutliche Weise die Gesammtheit des Volkes bezeichnet [*]). Wird aber in andern Stellen der Knecht Gottes wieder eben so deutlich von dem Volke unterschieden [**]), so muß dieß aus einem emphatischen Gebrauche des Ausdruckes erklärt werden. Denn obwohl das Ganze des Volkes, als ein heiliges, im Allgemeinen als Knecht oder Diener Gottes bezeichnet werden kann, so kommt doch dieser Name im eigentlichen oder nachdrücklichen Sinne nur der Auswahl des Volkes, den wahrhaften Israeliten zu [***]). Von diesen, den Besseren im Volke ist es nämlich allein zu ver-

*) XLII. 19. vgl. XLIII. 8. XLIV. 1. 2. 21. XLV. 4. XLIX. 3. LIV. 17. LXV. 9. 13 — 15. LXVI. 14.

**) XLIV. 26. XLII. 8. 1. 10.

***) Am deutlichsten ergiebt sich diese engere Bedeutung aus LXV. 8., wonach der Knecht Gottes im Ganzen ist, wie der Most in den Trauben.

Gebet, wenn gesagt wird, daß der Knecht Gottes Gerechtigkeit und Recht und das göttliche Gesetz unter den Völkern verbreiten und Gott seinen Geist auf ihn ergießen werde, XLII. 1 — 4., daß er Jakob geschäftigen, und ein Licht für die Völker seyn werde, XLIX. 1. 6. In dreyfachem Sinne muß der Knecht Gottes auch in dem bekannten Abschnitte, LII. 13. LIII. genommen werden, wenn man den Propheten durch sich selbst deuten will. Mit der Masse des Volkes waren auch die Frommen, Treue Jehovah, in die Verbannung gerathen; sie waren niedrig, verachtet, schwach geworden; Gott schien sie für die Sünden des Volkes zu strafen, auf sie die Missethaten Aller zu werfen; dennoch hatten sie geduldig und ohne Klage, wie ein Lamm, welches zur Schlachtbank geführet wird, sich unter den göttlichen Strafen bewiesen. Sie waren hingerichtet im Lande der Verbannung, sie hatten treu ihre Gottergebenheit bei den Ungläubigen und Sündern geübet; aber nun ruft sie Gott wieder zurück aus der Verbannung (er öffnet gleichsam ihr Grab, wie Ezechiel XXXVII. 12. 13. sich darüber ausdrückte); der Wille Gottes wird durch seinen Knecht erfüllt, die richtige Gotteserkenntniß durch ihn den Heiden mitgetheilt, und für seine unverdienten Leiden, welche er um Andrer willen erduldete, empfängt er eine reiche Belohnung. Wenn nun gleich, nach dieser bisherigen Deutung des Abschnittes, darin nicht die Rede ist von einem zukünftigen Gottesknige, welcher, etwa nach dem Vorbilde Davids, durch Leiden zur Herrlichkeit gelangen werde, so muß doch auch die Ausführung des Gedankens, daß die Frommen im Volke für den sündlichen Haufen zu duldend bluten, und durch ihre unverdienten Leiden für diesen das Heil zu Wege bringen, zu den Eigenthümlichkeiten dieses unbekannten Propheten gerechnet werden.

Die ähnlichen Hoffnungen treten wieder hervor bei den drei Propheten, welche unter den ersten Achämeniden in

Palästina, nach der Rückkehr auf die Verheißung wirken wollen, Haggai, Sacharja und Maleachi. Ueber ihre Wirksamkeit und ihren historischen Boden ist vom Jahre 520 hinreichend, daß er den ersten König ganz unbedeutend den Namen Serubbabel (סְרֻבָּבֶל) trennt. III. 8. IV. 12. 13. Ihre

die Hoffnung Israels die Erfüllung, daß damit Jerusalem, der Zionsberg der reinen Gottesverehrung, welcher jenem Weissagung auf das Zukünftige Gerichtsbild geschildert, I. Chron. III. 1 — 21., auch auch von vielen späteren Propheten über oder ebenwohl ausgesprochen wird, Haggai II. 23. Zach. IV. 6. 7., gewiesen, und demnach eben für den messianischen Gottesdienst gehalten werden soll. Es kommt somit vor, wenn dem Serubbabel die Erbauung des Tempels geweissagt wird, Zach. VI. 12., wenn aber gleich darauf Zach. VI. 13. dem die messianische Königs- und Priesterwürde übertragen wird (wobei auch Ps. 110. gedacht scheint), so trennt man Serubbabel, den bloßen Zemanns eine Gottheit-ähnlichkeit des Namens, Gen. III. 3. vgl. I. Chron. VI. 15. und der Prophet die hohen anstrebend gehört, IV. 1 — 7. Dazu kommt, daß der „Sproß" als auch gehörig gebildet wird III. 8., Serubbabel aber schon gegründet war. Betrachten wir nun, daß die Verheißung des ersten Königs durch Sprossen Jehovah schon bei Jesaja, durch Sprossen Davids aber weiterentwickelt bei Jeremia vorkam, so wird es erklärlich, wie der spätere Prophet den gewohnten durch den Sprossen Verheißenen kennen, ohne die Gelegenheit zu befürchten, daß man ihn mißverstehen werde.

Bei Maleachi kommt Gott als wirklich ein Gottesname (יְהוָה) der Herr auf den übergetragen, welcher er, auch schon nach dem Vergange der früheren Propheten, allerdings wegen kommt, zugleich erscheint er als Angeführt Gottes-

Die Anordnung mit dem Zeitpunkte der Verkündung [illegible] nach Volksversammlungen zusetzt, bis auf die Zeiten des Gesetzes Publikationen verschieben. Die auf diese kurze Zeit der Volksversammlungen wollte es also die neue [illegible] verbrauchte Zeit für die Verhandlung benutzen sollen. Indem es dann auch den Anfang der neuen Tribunale in anderen Städten in ausdrücklicher Verbindung bringt mit dem Ende jener Sessionen, VII. 8 — 11. vergl. 11. 18. und II. 40. 6. Die neue Tribunale sind verbunden [illegible] einer folgenden eigenthümlichen Regel:

1) Die Zahl 30 einer großen Provinzialen, und mit dieser Classen ist eine örtliche Bedeutung aber [illegible] neue verbundene XIII. 1 — 3. Man sieht, der spätere Gesetzgeber hatte Symbol der Regel, aber diese [illegible] ursprüngliche Bedeutung war einer eigentlichen.

2) Der neue Gerichtshof ist ein Theil der Provinz des Alterthümer VII. 19. 20. 27. Sind dort die ersten Classen zu den Tribunalen in örtlichen Sessionen heißen: *duumviri* und *haud aber β* war eigentl.

3) Der dritte Theil wird gebildet als ein gleichartiger Theil. Er erscheint in zwei Formen, auf Gesetze gegründet, und wird von dem Theile der Gesetze [illegible] neuen Namen bezeichnet. Aber es hat eine Analogie mit der Form eines Gesetzes nicht vollständig VII. 11. 19. vergl. 1. 21. Auf diese Weise glaubte vielleicht neben Provinzen die gesetzlichen und gleichen Tribunale, welche die früheren Provinzen von Gesetzgebung gegründet hatten, auf eine analogische Weise vorzugsweise zu können.

Sind schon diese die einzelnen Züge, unter welchen das Ideal der Tribunale von den Dichtern und Propheten

[illegible] [illegible] [illegible] [

[illegible] [illegible] [illegible] [

verbreitete sich der Ruf der Weisheit. Wer von ihm zu wissen begehrte, der mußte seine Lehrstunde in Ehren erfragen: der alte ritterliche Eifer des Volkes hatte ihre Geltung verloren: Lehre, Beredsamkeit, Klugheit und Thatkraft waren ihre Preise, wenn sie sich nicht im Gewande Heiliger, dem Volke gefälliger, als übernatürliche Persönlichkeit Hoffnung zu verbürgen wußten. Selbst die bereits erblühten Künste, Architektur, Bildhauerei und Malerei, dienten bald nur noch einer Prunksucht und verschwenderischen Üppigkeit, weil die höheren Begeisterungen des Lebens, die ihnen ihre wahre Würde gegeben haben würden, zu Grabe getragen waren.

Selbst die ernsten Männer, die auf der anderen Seite sich vergebens entgegenstellten, durch alle Hebel sich bemühten zu Hemmen, überhaupt durch abschreckende Strenge und Beschränkung gewirkt, und durch ein glänzendes Beispiel der ausgezeichnetsten geistigen Thätigkeit einst schon einmal noch gewaltsam, gewiß aber durch eigene Kraft zu Tag gefördert: sie vergrößten sich diese Volksbestrebungen auf die entgegengesetzte Weise, durch Abneigung sich ihnen alles Lange bekämpfenden Ernstes und durch das unbedingte aufgeregte Leben gewaltigen, dem Volke nur zu verführerischen Strebens. Solche Männer ausgezeichneter Volkseigenheit wie Thrasybulos, wie Perikles vorgestellt haben, konnten wohl nicht mehr gefunden oder gebildet werden: sie mußten sich selbst hingegeben aufgerieben, und Volk und Stadt verloren.

In solchen Verhältnissen sahen sich viele Männer allerdings als die Berufenen ihres Vaterlandes an, weil sie den Geist wahrer Überlieferung, besonders aber weil sie durch die Verhältnisse höher gezogen zu solchen Entschlossenheiten schienen. Voll, entlastet von bedrängender Rücksicht auf ihre wenig wahrscheinlichen Rückkehr-

[illegible] [illegible] [illegible] [

leben, und war der Mittelpunkt einer allseitigen geistigen Regsamkeit, die in einem Zeitraum von weniger als achtzig Jahren eine Fülle von Entwicklungen zusammendrängte, wie sie seit jener Zeit schwerlich aus Jahrtausenden wieder zusammengelesen werden kann, und die nur bei dieser völligen Freilassung aller Kräfte möglich war.

Das Eine hatte Perikles nicht berechnet, daß die Kraft des Oberhauptes in gleichem Verhältniß mit der Unabhängigkeit des Volkes wachsen müsse. Daß darum, bei mangelnder Gewaltbeschränkung von dieser Seite, sein früheres Vorschreiten gewissem Untergang entgegenführte, konnte ihm selbst in der letzten Zeit seines Wirkens schwerlich mehr verborgen sein. Aber damals war alles schon so weit gediehen, daß an ein Umkehren und Einlenken nicht mehr zu denken war: so endete er in demselben Sinne, in welchem er begonnen hatte, und stellte es den schirmenden Göttern anheim, ob sie ihn den Athenern zu erhalten beschließen hätten oder nicht.

Mit Perikles schließt sich die erste Reihe der Volksvertreter, die uns das Alterthum als Demagogen beschrieben hat. Alle diese Männer vereinigt das ungetheilte Bestreben, durch völlige Gleichstellung aller Bürger und durch gleiche Berechtigung zu den Staatsämtern jeder noch vorhandenen Kraft Anregung und Nahrung zu geben. Dabei erblickten sie in unaufhörlichem Kampfe gegen das Ueberlieferte und Vorgefundene, weil die Aristokratische Form in Athen die ältere gewesen war, die in vielen Einrichtungen fortbestand, und erst gänzlich hinweg getilgt werden mußte, ehe das freie Spiel demokratischen Lebens beginnen konnte. So im ersten Kriege gegen das Alte, unaufhaltig vorwärtsdringend zu ihrem Ziele, sind sie solange das erfrischende, dem Staate Regsamkeit und Leben gebende Element, als der Aristokratismus zu verhältnißmäßigem Widerstand übrig war. Dieser wohlthätige Widerstand mußte aber in einem Staate, der von jeher zu der-

mokratischer Gestaltung hinzeigte, desto schneller sein Ende finden, je außerordentlicher die Kräfte waren, die sich zu seinem Untergange verbündet hatten. Perikles war es, der, wie ein alter Schriftsteller sagt [1], nach Ueberwältigung des Areopags seinen Athenern den Tanmelbecher lauterer und ungemischter Volksfreiheit zutrank. Da ganz nichts Höheres mehr zu erringen übrig, und ein weises Erhalten des Errungenen überhaupt nicht eben der Athener Sache war, ließ sich jäher Verfall als nahe bevorstehend voraussehen. Die Reinigung der Gesinnung, welche jedes angestrengte Trachten nach einem edeln Gut von selbst zu erzeugen pflegt, die sorgfältige Auswahl der Mittel, die verständige Mäßigung bei jedem Gelingen, die aufgeboten werden mußten, um den Sieg zu erlangen, schienen ihren Werth verloren zu haben, sobald der Sieg entschieden war. Das ganze Gewicht von Perikles alles bändigender Persönlichkeit war erforderlich, um eine bedeutende Reihe von Jahren hindurch einen Schwebezustand auf gleicher Höhe zu erhalten. Sein Tod hob dieß künstliche Gleichgewicht auf, das nun unwiederbringlich dahin war.

Wir haben diese Männer Demagogen genannt, weil alte Schriftsteller ihnen diesen Namen gaben [2], und weil ihr Wirken dieser Wortbezeichnung im besten Sinn entspricht. Doch bleibt es ungewiß, ob auch ihre Zeitgenossen schon diese Benennung zuerkannten: ja man möchte daran zweifeln, wenn man bedenkt, daß das ganze Wort sich bei keinem aus erhaltenen griechischen Schriftsteller vor Vollendung der Demokratie findet, und weil es da, wo es zuerst vorkommt, bei Aristophanes, nur von Menschen gebraucht wird, deren Leben schon in die Zeit der unbedingten Volksherrschaft fällt, während der Ausdruck selbst

[1] Plutarch im Perikl. 9. 1. Vergl. Plut. im Perikl. 7.

[2] S. p. 107, 176. die letzte Anmerk.

bereits mit einem ſolchen Uebermaaß von Verachtung belaſtet iſt, daß er gleich von ſeinem Entſtehn an für einen Menſchenſchlag gebraucht zu ſeyn ſcheint, der mit den bisher genannten Männern nicht mehr verglichen werden kann. Vielmehr bezeichnet der Demagog bei allen wahrhaft alten Schriftſtellern, namentlich bei den Komikern, bei Lyſias, Demoſthenes und Ariſtoteles, nie den Volksführer und Volksvertreter, ſondern durchaus nur den Volksverführer, den Volksſchmeichler, und wo es die Gelegenheit giebt den eigennützigen Volksplacker. Erſt Spätere, wie Diodoros von Sicilien und beſonders der noch jüngere Plutarchos, die zum Theil ſelbſt vom griechiſchen Boden fern das alte Atheniſche Volksleben nur noch wie wir aus ſchriftlichen Ueberlieferungen kannten, die die Hellenenſprache ſchon als eine todte zu handhaben begannen, und daher leicht in den Fall kamen, zu ihrem ſchriftſtelleriſchen Bedarf die grammatiſch-etymologiſche Bedeutung eines Wortes ſeiner geſchichtlich-lebendigen vorzuziehn, erſt dieſe, die theils aus Unkunde und mangelhafter Auffaſſung, theils aus eignen, einſeitigen Anſichten ſo manches Alte entſtellt haben, nennen auch die Gründer und Vollender der Atheniſchen Volksfreiheit, namentlich den Themiſtokles, Ephialtes und Perikles, oft genug ohne allen tadelnden Nebenbegriff Demagogen. Sie wollen ſie dadurch bloß als diejenigen, die das Volk zu ſeiner geſchichtlichen Beſtimmung führten, ihren Ariſtokratiſchen Widerſachern entgegenſtellen, welchen Zweck ſie durch die ächte, alte, anſpruchloſe Benennung des Vorſtandes *), freilich nicht erreicht haben würden, da weder der Ausdruck, noch die Sache eine von beiden Partheien ausſchließlich bezeichnete. Auch iſt es an ſich wenig glaubhaft, daß ein leidenſchaftlich demokratiſches, auf ſeine demokratiſche Verfaſſung unmäßig eiferſüchtiges Volk, das

*) Ariſtot. polit. 5, 4, 5. Aeſchin über Ktesiph. p. 36.

ſich als geſetzgebende Macht betrachtet wiſſen will, ſeine Freunde und Stützen zugleich ausdrücklich als ſeine Führer und Lenker anerkannt haben ſollte.

Wenn daher auch der Gegenſatz zwiſchen Ariſtokraten und Demokraten in der Sprache früh vorhanden geweſen, und vielleicht eben ſo alt iſt wie die Sache, ſo glauben wir doch annehmen zu dürfen, daß während dieſes erſten, wahrhaft großartigen Abſchnittes in der demokratiſchen Verwaltung Athens bis zu Perikles blühendſter Zeit der Vorſtand das geſchichtlich ächte Wort für das jedesmalige Volkshaupt war. Dagegen war von Demagogen ſchwerlich vor dem vollendeten Siege des Volkes über den Adel die Rede: anjetzt aber, da die Lenkung des Gemeinweſens ein ganz verändertes Anſehn bekam, und das Unweſen ſeinen Anfang nahm, das Ariſtophanes und der dem einreißenden Verderben wahrſcheinlich eben ſo abholde Eupolis zuerſt Demagogie benannt zu haben ſcheinen, trat auch anſtatt des Vorſtandes eine Benennung ein, die das Volk gewiß keinem ſeiner Günſtlinge beilegte, und deren der Inhaber ſich nicht eben zu freuen hatte, allem Anſchein nach eine Erfindung der Komiker, aber von der Menge ſo angemeſſen befunden, daß der Demagog bald in den allgemeinſten Umlauf kam.

Will man dieß Wort nichts deſtoweniger auch den Volksvertretern des erſten Zeitraums der atheniſchen Demokratie, von Solon an bis Perikles, beilegen, ſo darf wenigſtens ſein gänzlich verändertes Gepräge dabei nicht unbeachtet bleiben. Sowie die Leitung der Volksangelegenheiten erſt in der Epoche, die mit Perikles Tode beginnt, eine unbedingt verwerfliche Richtung nimmt, ſo bekommen auch die ſich auf ſie beziehenden Ausdrücke erſt jetzt eine herabwürdigende Bedeutung, die die Sache nothwendig herbeiführte.

Solange Perikles des durch ihn unbeſchränkt mündig geſprochnen Volkes Vorſtand war, konnten die gefährel-

len Keime, die ſein kühnes Werk in ſich ſchloß, nicht eben bemerklich hervorbrechen. Allerdings waren die Athener, ſeit Themiſtokles den erſten folgenreichen Anſtoß gegeben hatte, ſo unaufhaltſam ins Vorwärtseilen gekommen, daß ihnen ein plötzliches Stillestehn auf der einmal gebrochnen und nur immer weiter lockenden Bahn unmöglich gefallen konnte. Unter allen Gelüſten iſt das nach Unabhängigkeit, ſowie ihm einmal Raum ſich zu entwickeln gegeben ward, das unerſättlichſte, das hinfort keine Grenzen mehr kennt: daher iſt jede verfrühte Demokratie ſchon im Augenblick ihres Entſtehens zur Herrſchaft des ſtets unmündigen und grade darum am heftigſten wollenden Haufens, zur Ochlokratie, reif. Nur Perikles, ſein ganzes Zeitalter aufwiegend, vermochte es, den unvermeidlich nothwendigen Erfolg des vor ihm eingeleiteten auf eine Weile zu hemmen: er hielt das Volk in den mächtigſten und in den ſanfteſten Zügeln, und wußte durch Redlichkeit, Ernſt und den würdigſten Zauber der Beredtſamkeit alle Ausbrüche demokratiſcher Zügelloſigkeit zu beſchwören.

Aber freilich auch nur die Ausbrüche! Im Innern rächte der übereilte Bildungsgang ſich längſt durch eben ſo reißend um ſich freſſende Entartung der zu früh freigegebenen und ſich ſelbſt überlaſſenen Kräfte, die, lange in Schranken gehalten, nach dem Hintritt des Einen gewaltigen Mannes mit doppelt verderblicher Uebermacht losbrechen mußten.

Sowie Perikles im zweiten Jahre des Peloponneſiſchen Krieges Opfer der Attika verheerenden Seuche geworden war, zeigte ſich auch der Wechſel der Dinge ſofort darin, daß die leitende Macht in Athen ihre bisherige Einheit verlor. Viele ſtreckten zugleich ihre Hände nach dem aus, was er bis dahin allein beſeſſen hatte, und da keiner unter dieſen an Reinheit und an Kraft des Willens ihm auch nur nahe kam, war dem Spiel wechſelnder Partheiungen freier Raum gegeben. Edle Abkunft und bedeuten-

des Vermögen, ausgezeichnete Erziehung, nahe persönliche Verbindung mit Perikles und bei dem alten eine verschwenderisch reiche Ausstattung mit den schönsten und größten Naturanlagen gaben dem Alkibiades das nächste Anrecht auf die Gunst des Volkes und den entschiedensten Einfluß auf die Stimmung desselben. Allein durch Wandelbarkeit und Unstätigkeit der Sinnesart zerstörte er selbst alle diese Vortheile wieder, so daß er zwar für Augenblicke der Liebling des eben so beweglichen Haufens seyn, nie aber ihn mit Nachdruck und Gewicht zügeln konnte. Denn unverkennbar ist es, daß die zwei feindlichen Elemente, die bis dahin alle Athener in zwei große Massen auseinander geschieden hatten, in ihm auf die unglücklichste Weise durcheinander gemengt waren, und ihn in sich selbst zerrissen, so daß er uns in der Geschichte bald mit allen Ansprüchen des eifrigen Aristokraten bis zur lakonischen Strenge in Leben und Gesinnung, bald in voller Losgelassenheit des ungemäßigten Demokraten, in beiden Rollen aber gleich sehr als unruhiges Parteihaupt und ausgemachter Selbstling erscheint. Bei diesem gänzlichen Mangel an innerer Haltung, die nur in einer, rein für die Sache begeisterten Seele heimisch werden kann, glückten ihm wohl einzelne bedeutende Schläge, aber zu einem dauernden, folgerecht auf ein bewußtes Ziel hinsteuernden Einfluß gelangte er nie.

Mit mehr Erfolg buhlten um diesen zwei Männer, die Beide gerade an beharrlichem Willen dem Alkibiades eben so weit überlegen waren, als sie in jeder andern Hinsicht tief unter ihm standen, Nikias, des Nikeratos Sohn, und Kleon der Gerber. Beide hatten sich gründlich befestigt in den Einseitigkeiten der entgegengesetzten Stände, denen sie angehörten, beiden war dadurch eine feste Bahn zu einem bestimmten Zielpunkte vorgezeichnet, und wenn sie auch sonst in allen übrigen Beziehungen von einander

abwichen, ſo waren ſie ſich doch an Beharrlichkeit und an Ehrgeiz gleich.

Nikias gründete ſeine Anſprüche auf uralten Geburtsadel, auf großen Reichthum und auf anerkannte, durch oft erprobtes Kriegsglück verherrlichte Feldherrentugenden. Was ihm an klar entwickelten und zeitgemäßen politiſchen Grundſätzen abging, erſetzte er einigermaßen durch wahres Wohlwollen gegen ſein Vaterland, durch ruhigen Verſtand, ſittlichen Ernſt und milde Mäßigkeit der Geſinnung: ſeine oft ins Kleinliche gehende Eitelkeit aber wußte er unter unbegrenzter Freigebigkeit geſchickt zu verbergen. Dieſen Mangelhaftigkeiten ſeines Weſens zum Trotz würde er vielleicht grade durch ſeine gutartige Nachgiebigkeit an die Spitze des Volks geſtellt ſeyn, da ſein eifriger Wunſch, im Staat eine ausgezeichnete Rolle zu ſpielen, ihn gar manchen ariſtokratiſchen Eigenheiten und Starrheiten entſagen ließ, wenn ihn nicht zu ſeinem Unglück das Eine gefehlt hätte, welches ſeit Perikles Tod, von wo an die Zerſtückelung und Vereinzelung der früher noch verbunden geweſenen Athenischen Bürgertugenden immer mehr überhand nahm, in allen öffentlichen Verhältniſſen den Ausſchlag gab. Denn ſo bewährt und unerſchütterlich Nikias Muth dem Feinde gegenüber und in den bedenklichſten Lagen des Krieges war, ſo nachdrücklich er in der Schlacht ſelbſt das Schwerdt zu führen, und mit den Tugenden des Feldherrn die des gemeinen Kriegers zu paaren wußte, ſo unmännlich zaghaft erwies er ſich, wenn er Angeſichts des Volkes als Redner aufzutreten, und des Haufens Beifall oder Mißfallen zu erproben hatte. Nur widerſtrebend entſchloß er ſich das Wort zu nehmen, und konnte er nicht umhin, ſo war ſeine Rede, wenn auch verſtändig und wohlgemeint, doch ohne Feuer, ohne Nachdruck und ohne das kräftige Selbſtvertrauen, das vor allem erfodert ward, um Wirkung auf das Volk hervorzubringen. Wenn daher auch er uns

allerdings ziemlich uneigentlich als Demagog aufgeführt wird *), so müssen wir dies mehr auf das beziehn, was er zu seyn wünschte, als auf das, was er war. In der That erschien er nur zu tüchtiger Vollstreckung kriegerischer Beschlüsse brauchbar, eine willenlose Waffe, die von der Willkühr der stimmführenden Menge ihre Richtung und Anwendung empfing, anstatt diese selbst zu bestimmen: und so fiel ihm zuletzt das traurige Loos, als Opfer des von ihm dringend abgerathnen Eroberungsversuches gegen Syrakus am Fluß Asinaros ein unglückliches, wenn gleich keineswegs unrühmliches Ende zu finden. **)

Alles was diesen guten und ehrenhaften Mann zierte fehlte seinem Widersacher, dem Gerber Kleon ***), der sich aber zum reichen Ersatz für solche überflüssig gewordne Aristokratentugenden grade jenes Einen, woran es dem Nikias gebrach, dreister Redegabe ohne Schaam und Scheu wie keiner seiner Zeitgenossen bemächtigt hatte. Vielleicht nicht einmal ein freigeborner Athenischer Bürger, gewiß von so niedriger Abkunft, als von schlechter und verwahrlöster Erziehung, frech im Frieden, feig im Kriege, und doch nach Gutdünken schaltend mit der Volksstimmung, steht er als der giftigste Glückspilz da, den die übereilte Athenische Volksfreiheit aufgetrieben hat. Schon unter Perikles wollte er von ihren Segnungen einen handgreiflichen Theil für sich beseitigen: er glaubte daher seine öffentliche Laufbahn nicht bezeichnender betreten zu können,

*) Plutarch im Nikias. 3. 4. und im Alkib. 13. viel zu seinem Lobe bei Platon im Laches, vom Anf.

**) Thukyd. 7, 86.

***) „Der Demagog Kleon von Friedr. Kortüm," in den Philologischen Beyträgen aus der Schweiz, herausgeg. von Bremi und Döderlein, 1. p. 35. eine vortreffliche, leider noch unvollendete Darstellung. Sie bricht bald nach dem Unternehmen gegen Sphakteria ab.

als mit einem Angriff auf Perikles selbst, der ihm aber zu Athens Ehre so gänzlich mislang, daß er zum Gespött der Lustspieldichter ward, und schleunig in sein Dunkel zurückgewichen zu seyn scheint.

Sowie aber jener erhabne Mann sein Haupt zur Ruhe legte, richtete Kleon das seinige dreister wieder empor. Die freche Zuversicht, die ihn sein ganzes Leben durch begleitete, unterstützt durch eine verruchte Gewandtheit, die Schwächen andrer zu seinem Vortheil zu benutzen, und vielleicht durch einen erkauften Schwarm lauter Anhänger, ließ ihn sofort dem durch Perikles herrenlos gewordnen Staatsruder nachtrachten.

Die Künste, durch die er sich unglaublich schnellen Einfluß auf das Volk und, mancher einzelnen Beschämungen ungeachtet, bald ein höchst furchtbares, allen Rechtlichen Gefahr drohendes Ansehn zu erstürmen wußte, hat Aristophanes in seinen Rittern mit der ihm eignen dichterischen Gründlichkeit ans Licht gezogen: noch vollständiger würden wir ohne Zweifel über vieles unterrichtet seyn, wenn uns nicht die Zeit das oft von den Alten erwähnte Lustspiel des Eupolis, die Zünfte, (Δῆμοι) entzogen hätte, aus dem wir soviel wissen, daß die einzelnen Rottenführer darin aus der Unterwelt heraufgebannt wurden, um ihre Sünden zu beichten. *)

Spenden und Geschenke im Großen an das durch Liederlichkeit und müßiges Herumtreiben auf den Gerichts- und Berathungsplätzen mit jedem Tage mehr verarmende Volk dienten als erster Köder. Nikias betrieb das zu Aristokratisch-großartig, im Styl des Themistokles, große Geldsummen auf würdige Verzierung der Stadt und auf glänzende Schauspiele verwendend: Kleon nahm mit geringerm Aufwand und mit richtiger berechnetem Erfolg den gemeinsten Eigennutz des Pöbels unmittelbar in An-

*) Plut. im Perikl. 3. 24.

ſpruch, und erreichte vielleicht durch einige Dutzend Schuhſohlen aus ſeiner Gerberey, durch ein Paar Fäſſer ſchlechter geſalzner Fiſche *) im rechten Augenblick unter eine Anzahl abgerißner oder ausgehungerter Bürger vertheilt, mehr als Nikias durch alle Prachtaufzüge, durch die niemand ſatt oder bekleidet ward. Aber auch dieſe Ausgaben wußte er, nachdem der erſte Einſchnitt in die Volksgunſt gethan war, von ſich abzuwenden, und freigebiger mit andrer Hab' und Gut zu bezahlen: gegen reiche Bürger, die eben kein andrer Vorwurf traf, als das Ihrige zuſammengehalten und durch Betriebſamkeit vermehrt zu haben, trat er als Ankläger auf, oder ſtiftete ſeine Helfershelfer dazu an: wie redlich und tadellos jene Männer ſeyn mogten, ihr Wohlſtand drohte der Freiheit und Gleichheit Gefahr, und das Volk war immer zum Verdammungsurtheil bereit, wenn es dabei durch Gütereinziehungen ſich ſelbſt bedenken konnte.

Der Uebergang zu ähnlichen Anklagen gegen alle die, deren Rechtlichkeitsſinn und uneigennützige Vaterlandsliebe ſolchen Umtrieben Hinderniſſe in den Weg ſtellte, war leicht gemacht. Iſt die dem Menſchen angeborne Scheu vor dem Frevel Einmal überwunden, ſo iſt jeder Wiederholung des Verbrechens die Bahn geöffnet.

Das Hauptmittel aber, Abſcheulichkeiten dieſer Art ſogar mit einem Anſchein geſetzliches Verfahrens beim Volke durchzuſetzen, war die freche Redegabe der Demagogen, die der alten Staatsberedtſamkeit den härteſten Stoß gab, und daſſelbe Gewebe von Lug und Trug in die öffentlichen Verhandlungen brachte, das gleichzeitig die Sophiſten über jede wiſſenſchaftliche Erforſchung der Wahrheit auszubreiten trachteten.

Der innere und äußere Zuſtand von Athen brachte es mit ſich, daß, ſolange das Ariſtokratiſche Gegengewicht in

*) Ariſtophanes in den Rittern.

ſeiner ganzen Kraft fortbeſtand, nur der bei dem noch mannhaften und kriegeriſchen Volke in Ehren gehalten ward, der ſich ſelbſt als Feldherr hervorgethan hatte: darum mußten die älteſten Volksvorſtände im Beſitz aller kriegeriſchen Tugenden ſeyn, um nicht, durch die ariſtokratiſchen Gegner verdunkelt, des äußern Glanzes zu entbehren, durch den die Menge zuerſt gewonnen wird *). Ohne einen Themiſtokles alſo wäre keine Umwandlung zu Gunſten der demokratiſchen Parthei möglich geweſen. Sobald aber die Adelsgewalt geſtürzt, die alte Ariſtokratentugend erſchlafft, und Athen gegen ſeinen furchtbarſten auswärtigen Feind geſchützt war, erſchien auch eine Anfoderung dieſer Art minder dringend. Deſto nothwendiger zeigte ſich ein ſicherer Ueberblick über die mannigfacher gewordnen innern Einrichtungen der Stadt und über ihre verwickeltern Verhältniſſe zu den übrigen Helleniſchen Staaten: man wurde der Unentbehrlichkeit eines feſten und umſichtigen Staatsmannes inne, dem kriegeriſche Tüchtigkeit höhere Anerkennung verſchaffte, und Perikles ward durch den Verein dieſer Eigenſchaften der Held ſeiner Zeit. Da aber das Volk verfaſſungsmäßig an allen Verhandlungen Theil nahm, mußte der Staatsmann zugleich Redner ſeyn, und ſomit jede Trefflichkeit des öffentlichen Lebens in ſeiner Perſon zum Ganzen verbunden darſtellen.

Je ſeltner dieſe Tugenden zuſammen gefunden wurden, jemehr jede derſelben hinreichend ſchien, allein eines Mannes ganze Thätigkeit zu beſchäftigen, deſto natürlicher war ihr Auseinanderfallen, ſobald die Zahl der nach Ehren und Aemtern Jagenden wuchs, und jeder auf ſeinem beſondern Felde das zu erreichen ſuchte, was er im Ganzen aufgab. Hier war nun der Redner im entſchiedenſten Vortheil, weil die anerkannteſte Tapferkeit, die gebildetſte Staatsklugheit gelähmt waren, ſobald ihnen die Beredt-

*) Ariſtot. polit. 5, 4, 4. Heerens Ideen, Th. 3. p. 388.

ſamkeit ihren Dienſt verſagte. Dieſe aber trägt in Freiſtaaten unfehlbar das Gepräge des ſchlechteſten Zeitgeiſtes, wenn der Redner ſich ſelbſt nicht gänzlich vergeſſen mag. Denn wer das Volk nicht ergreifen kann, wie das Atheniſche nach Perikles nur Demoſthenes ergriffen hat, der muß ſich dem Volke unterordnen und ſeinen Schwächen huldigen, wenn er ſeine beſondern Zwecke erreichen will. Dieſen unwürdigen Charakter trug in Athen die Beredtſamkeit von Perikles Tode an, und die Demagogen waren es, die ihn ihr aufgeprägt hatten. Dieſe verächtliche Zungenfertigkeit, aus einerlei Unſittlichkeit mit der Täuſchungskunſt der Sophiſten entſprungen [*], ſetzte gleißneriſche Schmeichelei an die Stelle ernſt belehrender Wahrheit, und die Bedeutung der Sache mußte dem eigennützigen Vortheil des Sprechers weichen [**], dadurch kam der Gebrauch der freien Rede zuerſt in Verfall, und was übrig blieb, war elende Rechtsdreherei, gemeine Anwaltskniffe, für die die Athener ſelbſt nur den Spottnamen Sykophantie hatten [***].

In dieſer neuen Weiſe war **Kleon**, vielleicht mit mancher auf Wirkung bei dem großen Haufen wohl berechneten Gabe des Vortrags ausgerüſtet, allen ſeinen Zeitgenoſſen überlegen. In ſeiner wahrhaft bluttriefenden Rede gegen die überwundnen Mitylenäer zwei Jahre nach Perikles Tode gehalten, die ſelbſt die zürnenden Athener

*) Ueber die Verwandtſchaft der demagogiſchen Beredtſamkeit mit der Sophiſtiſchen, ſ. beſonders Platon im Gorgias, p. 462. ſq. 502 ſq. 515. ſq.

**) Plutarch im Nikias, 8. und im Tib. Gracchus. 2. Eine Charakteriſtik der demagogiſchen Beredtſamkeit giebt in ſeiner Manier Sextus der Empiriker, adv. rhet. 3. 4.

***) Ueber den Urſprung der Sykophantie aus der demagogiſchen Beredtſamkeit, ſ. Plut. im Timol. 17. und im Phokion. 1.

gegen den Redner empörte, hat Thukydides *) uns ein für die Geschichte der attischen Beredtsamkeit und für die tiefere Kenntniß von Kleons Gemüthsart gleich wichtiges Denkmal aufbewahrt. Mit der schleichendsten Arglist verbindet sie die gewaltsamste Entschlossenheit zum Bösen, und bei aller ihrer Rohheit drängt sich doch das Gefühl auf, daß zumal in einem entsittieten Volke ein solcher Sprecher einflußreich werden mußte, und daß Cicero nicht Unrecht hatte, den Kleon in der Reihe der bedeutendsten attischen Redner mit aufzuführen **).

War diese aller Sittlichkeit Hohn sprechende Aufrednerei das Hauptmittel, dem Einwirken der Demagogen baldige Verbreitung zu geben, so mußte ihnen doch ein zweites fast eben so nothwendig seyn: Verwickelung ihres Vaterlands in beständige auswärtige Kriege. Mögen sie sich nebenbei mit Siegs- und Eroberungshoffnungen geschmeichelt haben, der Hauptgrund Kampf auf Kampf zu entzünden war dieß gewiß nicht. Jemehr Thätigkeit aber nach Außen zu richten war, desto freieres Spiel hatten sie im Innern des Staates, das ganz und unbedingt in ihre Hände fiel, sobald sie die mannhaftesten, durch kriegerisches

*) Thukyd. 3. 37 — 40. vergl. Diodor von Sicilien, 12. 55. So fest ich überzeugt bin, daß der Geschichtschreiber nicht Kleons eigne, vielleicht nie aufgezeichnete Worte gegeben hat, so fest überzeugt mich ihr Styl und ihr Abweichendes von allen andern Reden bei Thukydides, daß er uns in dieser ein treues Bild von Kleons und überhaupt von der Demagogen Beredtsamkeit hat hinterlassen wollen.

**) Cicero im Brutus. 7. Ein besonders naher Geistesverwandter des Kleon, auch von Seiten seines allerdings viel höhern und gebildetern Rednertalents, hat mir immer Demosthenes Gegner, Aeschines, zu seyn geschienen. Aus seiner Rede gegen den Ktesiphon, wie aus der des Kleon gegen die Mitylenäer, könnten die Rednerichter und Verschwörer aller Zeiten viel für ihr Gewerb lernen.

Verdienſt doch immer eine unfreiwillige Achtung gebietenden Bürger von den Berathungsplätzen verdrängt, und in Gefahren geſchickt hatten, aus denen mancher nicht zurückkehrte. Ueberdieß erzwangen die außerordentlichen Bedürfniſſe, die jeder Krieg herbeiführte, auch ihre außerordentlichen Maaßregeln, und der Drang des Augenblicks mußte manchen willkührlichen Schritt entſchuldigen, da man nicht immer Zeit hatte, nach der ſtrengen geſetzlichen Vorſchrift zu verfahren. Wo aber das Geſetz ſeine Kraft verloren hat, da erndtet der Demagog [*]).

So war es gemeinſame Angelegenheit aller dieſer Volksanführer, dafür Sorge zu tragen, daß die kriegeriſchen Gährungen in Athen nie ein Ende nahmen, und wie gut ſie dazu ihre Mittel zu finden wußten, iſt aus der Geſchichte dieſer verwirrungsvollen Zeiten nur zu bekannt [**]). Kleon jedoch überbot, wie in allem andern, ſo auch im Kriegsanſtiften ſeine Genoſſen weit, und er verdiente es, die große Mörſerkeule zu heißen, mit der der Kriegsgott die Helleniſchen Staaten in ſeinem Mörſer zerſtampfe [***]). Was im Perikles noch auf das Schönſte vereint war, Thätigkeit des Staatsmannes und des Feldherrn, das riſſen zu Athens Verderben Kleon und Nikias auseinander, um ſich darin zu theilen. Der Zunge und dem Arme wurden nun geſonderte Kampfplätze angewieſen: aber die Zunge beherrſchte das Volk, und der Arm mußte ihr dienen. So rafften die demokratiſchen Redner ſchnell genug die Leitung aller Volksbeſchlüſſe an ſich, und die ariſtokratiſchen Feldherren, deren manche wie Nikias,

*) Ariſtot. polit. 4, 4. 5.

**) Ueber die Demagogen als Kriegsführer (πολεμαρχοι) ſ. Plut. im Kimon. 19. und im Nikias. 9. 11. 12. vgl. Heyne opuscc. academ. Th. 4. p. 410.

***) Ariſtoph. im Frieden.

sein Unglückgeführte Demosthenes, Laches, selbst der rohe Lamachos, u. d. die alte Tapferkeit in sich bewahrten, sanken zu dienstbaren Werkzeugen einiger manufertiger Rottenführer herab, die das getäuschte Volk bevormundeten, und unter der allgemeinen Unruhe ihre eigne Schädlichkeit verbargen.

Aber der Kampf nach Außen reichte für ihre bösen Absichten noch nicht hin, solange Eintracht im Innern bestand, an der die Unternehmungen einzelner schlechter und unruhiger Bürger immer zu Schanden werden. Darum gehörte es zu ihren Hauptgeschäften, den Staat in seinem Innersten zu spalten und das Gleichgewicht darin aufzuheben. Hatten sie sich dann einen Staat im Staate gebildet, so genossen sie in Ruhe die Früchte der von ihnen ausgestreuten Zwietracht [*]).

So drohend und gebieterisch nun aber auch die Erhebung der Demagogen gegen die Aristokraten und gegen einzelne Spaltungen im Volk erscheint, so ganz verändert stellt sich ihre Lage dar, wenn wir einen Blick auf ihr Verhältniß zum Volke im Ganzen werfen. Weil ihr Ansehn jeder wahrhaft Sicherheit verbürgenden Grundlage ermangelt, giebt es auch kein anständiges Mittel sich darin zu erhalten, und wenn wir nach jener Seite hin nur Stolz und Hochmuth wahrnehmen, so tritt uns auf dieser, den ächten Servilismus bezeichnend, überall die weggeworfenste Schmeichelei und Unterwürfigkeit entgegen, doppelt abscheulich durch den Gegenstand und den Zweck dieser Huldigungen [**]). Und dieß ist es vielleicht, wodurch

*) Aristot. polit. 5, 7, 19. Hoder zum Pindar, 1. 92. vergl. Koraïs Theog. p. 30.

**) Aristot. polit. 4, 4. 5. 5, 4. 6. Plutarch im Nikias 10. Nach Aristoteles war Demagog und Schmeichler Eins. Und hierin scheint das Wort von jeder Kriecherei verabscheuende ungeringere, zumal wenn ein politischer oder sonst eigennütziger

so die geistige Kraft der Athener am wirksamsten untergraben haben.

Solchem Treiben mit ganzer Seele hingegeben würde doch Kleon ohne die Unverschämtheit, die ihm nach Aristophanes Ausdruck als seine Schutzgöttin immer mit Hülfe zur Seite stand, seine Rolle wahrscheinlich schon vier Jahre nach Perikles Tode mit Schimpf ausgespielt haben, da er ohnehin kurz zuvor wegen einer mit den Athenischen Bundesgenossen eingeleiteten Verträgerei in Strafe verfallen war, und er, um mit dem öfter angeführten Dichter zu reden, fünf verschluckte Talente wieder hatte ausspeyen müssen.

Um diese Zeit hatte der athenische Heerführer Demosthenes an der Westküste von Elis, auf der Stelle, wo das alte Pylos stand, eine kleine Festung angelegt, und war in derselben von bedeutender Spartanischer Kriegsmacht zu Lande, zugleich aber auch von der See aus durch eine kleinere Heeresabtheilung, unter Epitades und Hippagretas auf der Insel Sphakteria, eingeschlossen. Den Belagerern auf der Landseite war vom Peloponnes her nicht beizukommen: dagegen hatte ein athenisches Geschwader, von Eurymedon befehligt, die Insel umzingelt, und ihre Besatzung von aller Verbindung mit der Hauptmacht abgeschnitten. So suchte man sich in einer eignen Doppelbelagerung gegenseitig auszuhungern. Den Spartanern auf Sphakteria kam die Gefahr zuerst nahe, und sie veranlaßten durch Herolde Friedensanträge in Athen, die den Verständigen und Besonnenen dort höchst erwünscht, dem Kleon

durch gute Gründe steht. Thuk hat sich Kurz in Gebrauch gekommen zu sein: so braucht es Aristot. polit. 4, 6, 13. vom Vertrage der Spartanischen Könige gegen die Ephoren. So heißt vom Kyniker Diogenes im Lael. 5. jene 19 er alle gleichsam brutus mit einem Knüttel, Kynosarges, Kynosklemma. In minder intimem Sinne hat es Aristot. polit. 3, 9. 10. 11. auch Demosth. in der Rede über die Angelegenheiten im Chersones, p. 98. Reiske.

aber und Priesterzeichen eben so angelegen seyen. Klearch redete dagegen: die ganze Schuld der langwierigen Einsperrung des Demosthenes schob er auf den damaligen Staatsfeldherrn, den Pylias, und erklärte dem Volke, es bedürfe nur eines nachdrücklichen Entschlusses, um der Stadt einen glänzenden und entscheidenden Sieg über Sparta zu verschaffen: nach diesem könne man dann mit Ehren und mit Vortheil über den Frieden unterhandeln. Pylias, gewandter als er sonst pflegte, erklärte dagegen, er sey bereit dem Klearch den Oberbefehl abzutreten, wenn er das so gewerbsthätig Versprochene wahr mache. Dieser, der darauf nicht gerechnet hatte, suchte jetzt sein Wort schleunig zurückzunehmen: aber das von Hoffnungen berauschte Volk hörte ihn ohne weiteres zum Feldherrn aus, und er, der wahrscheinlich nie ein Lager gesehen hatte, ließ sich nun um so eher bereit finden, als gerade im entscheidenden Augenblick die Nachricht von bedeutenden, ein Mehrer verstärkenden Vortheilen des Heeres in Pylos eintraf. Die Spartanische Friedensbotschaft ward also unverrichteter Sache heimgesandt, und Klearch ging mit einiger Verstärkung nach Pylos ab. Hier fand er alles durch Demosthenes rastloser Thätigkeit zum allgemeinen Angriff auf Sphakteria vorgerüstet: beschiedenermaßen begann er sich den Befehl nur mit Demosthenes, nicht über ihn anzumaßen, und da so alles nach dessen erfahrnem Kriegsrath Plan und Meinung ausgeführt ward, krönte der glänzendste Erfolg das Werk. Demosthenes mit seinem tapferen Heer war gerettet, die auf Sphakteria aber wurden theils zusammengehauen, theils gefangen genommen: die ganze war eine solche Anzahl freyer Spartanischer Bürger, unter ihnen Söhne aus den ersten Geschlechtern, in die Hände der Athener gerathen: auch Klearch, von selbst von seinem Feldherrnberuf überzeugt, kehrte mit einem wahren: „Ich kam und sah und siegte," in die übergläckliche Stadt zurück.

[illegible] war es gewesen im elften Monat seiner Regierung, drei Jahre später zu kommen, mit der [illegible] Heeresmacht den Oberbefehl in Europa zu übernehmen. Daß er dabei seinen Feldherrnruf nur Ehre, und statt einer kleinen, von Hunger und Krankheit erschöpften Schaar ein Expeditionsheer unter dem glorreichsten Anführer gegen sich hatte, ließ ihn die Verblendung, die ihr Schicksal entgegentrieb, nicht in Anschlag bringen. In Athen glaubte, überzeugte er die kleinen Herrn Tyrann und Volksgut, und durch viele gewinnsüchtige Versprechungen noch mehr aufgestachelt, sagte er sich bei Athen an Europa, der mächtigen Stadt Hauptstadt gegenüber, die Provinz mit viel schwächerer Macht leicht hielt. Da hier abwarteten, was da kommen werde, gewährte Athen nicht, daß diese verhängnisvolle Absendung lediglich einer Wirkung sich von der gehaßten Schwester los, und der beschränkten Natur eingetrat. Wie es vor seiner Mission in Athen gehalten hatte, bekämpfte er jetzt Hauptstadt mit Ernst zu nehmen.

Als Provinz sich athenische Hoch von den Nachbarn drohen kommen sah, erkannte auch sein höhere Blick schon in der augenblicklichen Verbindung der durch ihre Macht wirklich zu Peloponnesischen Verschwörungen Macht von Theil ihres Gebiets und die Unabhängigkeit seiner Einzel. Aber es schien zu schön, alle seine Feindschaften aufgehoben, sitte es dem Athen mit einer kleinen Schaar entgegen. Dieser, der den Provinz in Hauptstadt hatte aufgehen wollen, um dort den Tag von Eyhalonia zu rächen, gerieth über die unerwartete Begegnung dermaßen in Schrecken, daß er schleunigst nach Sicyon zurückkehrte befahl. Sein Heer ward aber mit so Nachdruck und angegriffen, daß der Einer Flügel dem Nachbarvolke dem andern den Weg versperrte: allein kaum sie sich wieder auseinander wissen und den Rückzug fortsetzen konnten, hatte Provinz das schon vor Beginn der Schlacht ge-

[illegible] Ehre erwies, und der Regierende ausgezeichnete Dienste [illegible] durch Freistaaten [illegible], ohne und Mangel hatten zu können; der König war [illegible] für die Eigentümer entschieden, und hatten da sie mit [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Diese war über zu Anfang des Forschens, den einer [illegible] in den Kampf verwickelten. Schon zu einer andern [illegible] Wirkung auch angeblichen verfolgenden Bündnis, durch einen Friedensmeister angeboten und gestiftet.

Da andere der Plane [illegible] auch mit allen [illegible] [illegible] [illegible], den seine Zeitgenossen so nicht sonst. In auch verschiedene der alten andern mit dem Namen und Erzeugnis belegt zu haben [illegible]. Zwar [illegible] auch auch auch manche seiner Meinung [illegible] dem Verfassungen vorgefällt werden. In Gut auf auch eine [illegible] alten der angelsammenhangenden Einzelheiten entbehrlich, auch seinen dem [illegible] es zu [illegible] verschiedene Bolitik gebraucht zu haben, wie [illegible] der Schande Stand war [illegible] lang [illegible], auf der auch mit [illegible] [illegible] haben wären, wenn nicht auch in Krieg auf seinen [illegible] Zeit und Mittel der Plane größer als das Vertrauen der Länder gewesen wäre [1]. Die gebrauchen nur einiger der [illegible], der [illegible] gleichzeitig mit Plane, [illegible] gleich auch seinem Untergange das [illegible] Volk [illegible] [2].

Hyperbolos, einer [illegible] auch in die Ostseeregierung [illegible] Lächerlichkeit Form, [illegible]

[1] Plut. im Plane. [illegible] Bei der Gesetzes der [illegible] [illegible] auch Plane Zeit, [illegible] im Brief. [illegible] auch Freiheit Zeit. damit Freiheit. in der Nähe über die Regel im Athen. p. 41. [illegible].

[2] Plutarch erwähnt den [illegible] Bündnis zu Ehren mit der Verfassung.

[3] Die Bedeutung der Scherbe über die Entstehung Athens ist Aristot. Politik Staatsform p. 171. 19.

[illegible] *) [illegible]

**) [illegible] [illegible] [illegible]